<36629955670018

<36629955670018

Bayer. Staatsbibliothek

8° Hom. 1040 n/(2

~~Hom IV 67~~

Predigten und Homilien

auf alle

Sonn- und Festtage

des Jahres

von

Sebastian Mutschelle,

Professor der Moral- und Pastoraltheologie am churfürstl. Licäum in München und Pfarrer zu Baumkirchen.

Franziskaner-Central Bibliothek Eggenfelden

Zweyter Band.

München 1804,
bey Joseph Lentner.

Td/70/411

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1408 b

Inhalt

des zweyten Bandes.

1. Am h. Pfingstfeste. — Von der nöthigen Mitwirkung mit der Gnade des heiligen Geistes . . . . S. 1

2. Am Pfingstmontag. — Ueber das Gespräch Jesu mit Nikodemus . — 13

3. Am h. Dreyfaltigkeitsfeste. — Ueber die letzten Aufträge Jesu an seine Jünger . . . . . — 20

4. Am zweyten Sonntag nach Pfingsten. Von dem würdigen Genuß des heil. Abendmahls . . . . . — 43

5. Am dritten Sonntag nach Pfingsten. Von der Leichtigkeit, das Gesetz Jesu zu halten . . . — 62

6. Am Feste der h. h. Apostel Petrus und Paulus. — Von dem festen Glauben des Apostel Petrus . — 82

7. Am vierten Sonntag nach Pfingsten. Von der Pflicht und dem Lohne der Arbeitsamkeit . . . . — 94

8. Am

8. Am fünften Sonntag nach Pfingsten. Von dem Unterschiede zwischen pharisäischer und christlicher Tugend S. 113
9. Am sechsten Sonntag nach Pfingsten. Von den täglichen Wundern Gottes in der Natur . . . . — 119
10. Am siebenten Sonntag nach Pfingsten. — Von der Ausbreitung des christlichen Glaubens . . — 125
11. Am achten Sonntag nach Pfingsten. Von dem Vorzuge der Sorgfalt für die Seele vor allen zeitlichen Sorgen — 132
12. Am neunten Sonntag nach Pfingsten. Von der Achtung für die Tugend — 138
13. Am zehnten Sonntag nach Pfingsten. Von der pharisäischen Tadelsucht — 146
14. Am eilften Sonntag nach Pfingsten. Von der Lügenhaftigkeit . . — 153
15. Am zwölften Sonntag nach Pfingsten. — Von der Liebe Gottes und des Nächsten als den zwey ersten Gebothen . . . . — 174
16. Am dreyzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Von der Undankbarkeit — 181

17. Am

17. Am vierzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Von der Habsucht . S. 187
18. Am fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Von der ruhigen Erwartung des Todes . . . . . — 208
19. Am sechzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Von dem Unterschiede zwischen der Hauptsache und den Nebendingen der Religion . . — 225
20. Am Feste der Geburt Mariä. — Von der Zufriedenheit mit seinem Stande . . . . . — 241
21. Am siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Von der nöthigen Verbindung der Liebe Gottes mit der Nächstenliebe . . . . — 261
22. Am achtzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Ueber die Heilung eines Gichtbrüchigen . . . — 281
23. Am neunzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Ueber: Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt . — 289
24. Am zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Ueber die Heilung eines Kranken zu Kapernaum . . — 309

25. Am

25. Am Feste Allerheiligen. — Von der Möglichkeit, auch heilig zu werden S. 316
26. Am Allerseelentag. — Von der Glückseligkeit der Frommen auch selbst unter den Trübsalen . . — 326
27. Am einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Von der Verzeihung des Unrechts . . . . — 337
28. Am zweyundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Ueber die Verbindlichkeit, ein guter Christ und ein guter Bürger zugleich zu seyn . — 346
29. Am dreyundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Ueber die zwey in dem Evangelium dieses Tags vorkommenden Wunderthaten . — 363
30. Am Feste des h. Korbinians. — Von der Treue gegen Gott und Menschen — 371
31. Am vierundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Ueber die Weissagung Jesu vom Gräuel der Verwüstung — 382

München

In der nemlichen Buchhandlung sind noch folgende Werke dieses Autors verlegt.

Mutschelle's, Seb., Bemerkungen über die sonntäglichen Evangelien für Prediger, Katecheten und Lehrer. 2 Bände. 8. 1795. 2 fl. 15 kr.

— — Bemerkungen an dem Festtage des Herrn für Prediger, Katecheten und Lehrer. 8. 1804. 1 fl. 20 kr.

— — Bemerkungen auf die Feste Mariä und der Apostel, für Prediger, Katecheten und Lehrer. 8. 1797. 1 fl. 15 kr.

— — christkatholischer Glaubens- und Sittenunterricht, wie man gut und glückselig werden könne. Dritte ganz neubearbeitete Auflage. 8. 1804. 30 kr.

Mut-

Mutschelle's, Seb., Kenntniß und Liebe des Schöpfers aus der Betrachtung der Geschöpfe. 8. 1804. 36 kr.

— — Moraltheologie, oder theologische Moral, vorzüglich zum Gebrauche für seine Vorlesungen. gr. 8. 2 Bände. 1803. 2 fl. 48 kr.

— — Leben, entworfen von Kajetan Weiller, mit dem Bildnisse des Verblichenen. gr. 8. 1804. 1 fl. 12 kr.

— — Portrait, gestochen von Schram. 36 kr.

Predigt

am heiligen Pfingstsonntag.

Alle wurden mit dem heiligen Geiste erfüllt. Apostelgeschichte II. 4.

Heute war ein großer Freudentag für die Apostel Jesu, heute ist auch ein großer Fest- und Freudentag für uns und alle Gläubigen Jesu. Die Apostel erhielten heut den versprochenen heiligen Geist Gottes, und wir erhielten dann durch die Apostel das Evangelium, die schätzbare erleuchtende und erfreuende Lehre des Sohns Gottes.

Als der Heiland aus der Welt weggieng und in den Himmel fuhr, so scheint es, seine Apostel sollten nun sogleich in alle Welt ausgehen, und die Lehre und Geschichte des Auferstandnen und zum Himmel Erhobnen verkündigen. Jesus hatte nun auf Erde zu lehren aufgehört, sollten nicht seine Abgesandten oder Apostel statt seiner

sogleich zu lehren anfangen? Nein, sagte der Heiland, verbleibet zu Jerusalem beysammen, und wartet da, bis ihr das empfangt, was ich euch versprach. Und was hatte er ihnen versprochen? Den göttlichen Lehrer, den Geist der Wahrheit. „Der Tröster und Lehrer — sagt er ihnen nach dem heutigen Evangelium vor seinem Hingange zum Tode — der Tröster und Lehrer, der heilige Geist, welchen euch der Vater in meinem Namen und statt meiner senden wird, der wird euch alles lehren, euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.“

Bevor sie im Stande sind, die Lehre Jesu recht zu verkündigen, müssen sie noch jenen erhalten, der sie darüber vollkommen erleuchtet, sie genau an alles erinnert. Bevor sie ihr Apostelamt, ihren Gesandtschaftsposten antreten, müssen sie erst vom heiligen Geiste feyerlich dazu aufgefodert, dazu eingeweiht werden. Johannes der Täufer — spricht Jesus abermals — hat die Leute mit Wasser getauft, hat sie durch die Wassertaufe zu einem neuen Leben aufgefordert und eingeweiht. Ihr sollt nun ebenfalls zur Antretung eures neuen Amtes aufgefordert und eingeweiht, aber dazu nicht mit todtem Wasser, sondern mit dem lebendigen Geiste des Herrn ge-

tauft werden. Dann erst, wenn dieser göttliche Geist über euch kommen, euch erleuchten, und zur Erleuchtung und Belehrung anderer aufrufen wird, dann ist es Zeit, die öffentliche Verkündigung meines Evangeliums anzufangen, und in der ganzen Welt hören zu lassen. Bis dahin wartet, bleibet zu Jerusalem, und harrt in brüderlicher Eintracht und gottseliger Beschäftigung dem entgegen, der da gewiß kommen wird.

Er kam, dieser göttliche Geist, wie ihn Jesus verhieß. Er kam am zehnten Tage nach der Auffahrt Jesu, am Pfingstfeste zu den Aposteln herab. Alle Jünger und Jüngerinnen, so viel ihrer nebst den Aposteln, bey hundert und zwanzig an der Zahl, versammelt waren, alle wurden mit dem heiligen Geiste erfüllet. — — Ja! könntet ihr denken, das war freylich ganz etwas anders. Die Apostel hatten nun leicht predigen, leicht lehren und handeln. Sie waren ja ganz voll vom heiligen Geiste, der in ihnen und durch sie wirkte. Aber wir? Wo bleibt für uns dieser heilige Geist? Uns erfüllt er nicht, in uns leuchtet, lebt und wirkt er nicht. — Ihr glaubt also wohl gar, daß die Apostel nun sich nicht mehr zu überwinden, anzustrengen, nicht viel zu thun brauchten, weil der heilige Geist

alles durch sie that? Ihr glaubt wohl gar, daß ihr nicht eben so gut wie die Apostel, den heiligen Geist erhalten könntet? — Da glaubt und denkt ihr aber beydesmal ganz unrecht.

Die Apostel kamen nicht ohne ihr Zuthun zu dem heiligen Geist. —

Der heilige Geist wirkte nicht ohne ihr Zuthun durch die Apostel. —

Er will zu euch kommen, und auch in und durch euch wirken, aber ebenfalls nicht ohne euer Zuthun, ohne eure Mitwirkung.

Ueber diese drey Punkte wollen wir eine kurze, für uns nützliche und erbauliche Betrachtung anstellen. Der Geist Gottes erleuchte dazu unsern Verstand, und rühre dadurch unsere Herzen, dieß bitten und hoffen wir, und fangen unter Gottes Segen unsre Betrachtung an.

Wenn man uns ermahnt, solche gute, tugendhafte Menschen zu werden, wie die Apostel waren, so denken oder sagen wir nicht selten: die Apostel waren freylich andere, bessere Menschen, als wir sind, aber sie erhielten auch den hei-

ligen Geist, der sie zu andern Menschen machte: der heilige Geist hätte sie dazu gemacht, ohne daß sie dazu viel Mühe anwenden durften; sie hätten nun als ganz andre Menschen gehandelt, und der heilige Geist hätte durch sie gehandelt, ohne daß sie sich selbst viel anzustrengen nöthig hatten.

Da es nun uns Mühe und Ueberwindung kostet, andre, bessere Menschen zu werden, anders und besser zu handeln, so wünschen wir auch diesen heiligen Geist zu haben, um dieser unangenehmen Mühe und Ueberwindung überhoben zu seyn.

Wir wollen dadurch noch stillschweigend weiter soviel sagen: da uns nun Gott den heiligen Geist nicht, wie den Aposteln giebt, so kann er ja auch nicht fordern, so gut und tugendhaft, wie sie zu seyn. — Ist aber dieß wohl eine gültige Entschuldigung für uns, ein gültiger Vorwand, um die Mühe, die uns die Aenderung und Besserung unsers Lebens kostet, von uns abzulehnen? Keineswegs. — Denn seht, meine Christen, auch die Apostel kostete es Mühe und Ueberwindung, um recht gut und tugendhaft, um anders und besser zu werden. Sie erhielten freylich

dazu die göttliche Erleuchtung und Gnade, den göttlichen heiligen Geist, aber sie mußten erst auch das ihrige thun, um ihn recht empfangen zu können; und da sie ihn empfangen hatten, mußten sie wieder das ihrige thun, um mit seiner Erleuchtung und Gnade gehörig mitzuwirken.

Sie mußten erst das ihrige thun, um ihn recht empfangen zu können, um ihre Seelen zur Aufnahme desselben zu bereiten, um den Eingang ihm zu öffnen. Oder mußten sie nicht schon vorher all das ihrige verlassen und Jesu nachfolgen? Mußten sie nicht ihre bisherigen Berufsgeschäfte aufgeben, um dem Ruf Jesu zu gehorchen? Mußten sie nicht beständig um Jesu seyn, und auf seine Lehre merken, auf seinen Wandel schauen, um nach seiner Lehre, nach seinem Beyspiele ebenfalls zu lehren und zu wandeln? Mußten sie nicht mit Jesu die Mühseligkeiten des beständigen Reisens, das Gedränge der Kranken und des Volkes, den sparsamen Tisch, das oft gar nicht sanfte Nachtlager, den Sturm auf dem Meere, die Mißhandlung, Verfolgung und Lästerung von seinen Feinden theilen? Mußten sie nicht von ihm manchen Tadel über ihre Fehler, manche Zurechtweisung und Strafworte geduldig annehmen, sich in seine Erniedri-

gung

gung und Herablassung, in seine Armuth und seinen Mangel so sehr schicken, daß sie einmal aus dringenden Hunger getrieben wurden, die Getreidekörner auf dem Felde aus den Aehren zu reiben und roh zu essen, um nur einige Labung zu erhalten? — Mußten sie nicht die härteste aller Prüfungen ausstehen, da Jesus von ihnen getrennt, vor ihren Augen am Kreuzgalgen hingerichtet, und alle ihre schmeichelhaften Hoffnungen auf ein weltliches Messiasreich auf einmal gänzlich zerstört wurden? Waren sie nun nicht ebenfalls in Gefahr, als seine Jünger von seinen Feinden, wie ihr Meister, mißhandelt und verfolgt zu werden, und mußten sie nicht aus Furcht vor den Juden ängstlich die Thüren verschließen? Dieß alles mußten die Apostel erst lernen, thun, leiden, so ihre alte Irrthümer und Unwissenheit mit der neuen Wahr- und Weisheit, ihre alten Fehler mit der neuen Tugend und Gerechtigkeit immer mehr und mehr umtauschen, sich immer mehr vertraut mit dem Licht und der Heiligkeit Jesu machen, und immer mehr gerecht und vollkommen werden.

So mußten sie ganze drey Jahre hindurch an ihrer Aenderung, an ihrem Wachsthume im Geist und in der Wahrheit mit Eifer und Anstrengung

strengung unter so manchen harten Schicksalen und Prüfungen arbeiten, und erst dadurch wurden sie fähig und würdig, Apostel oder Abgesandte Jesu für's ganze Menschengeschlecht zu seyn, und als solche zur Antretung ihres Apostelamtes heute am Pfingstfeste von dem heiligen Geiste feyerlich aufgefordert und eingeweihet zu werden. — — Sichtbar, sinnlich, fühlbar und treffend geschah diese Aufforderung, diese Einweihung, durch einen brausenden Sturm, durch zungenförmige Flammen. Unmöglich konnten sie es verkennen, unmöglich zweifeln, daß nun die von Jesu gemachte Verheißung erfüllt, daß der göttliche heilige Geist über sie gekommen wäre.

Aber durften sie nun für sich ruhen, und gleichwohl den heiligen Geist für sich lehren und handeln lassen? Durften sie sich und ihre Kräfte nicht mehr anstrengen, und gleichwohl alles der mächtig wirkenden Kraft des göttlichen Geistes überlassen? — Gerade umgekehrt. Eben dazu ward ja der heilige Geist gesandt, um sie aufzurufen, jetzt mit aller Kraft und Anstrengung an dem zu arbeiten, was ihnen Jesus übertragen hat; für ihn nicht nur eifrig zu lehren, mühsam zu wirken, sondern auch schmerzhaft zu leiden und schmählich zu sterben. Was sie bisher

her gethan und gelitten hatten, so viel es auch immer war, war doch nur eine Vorbereitung zu ihrem Apostelamte; aber jetzt auf die Ankunft des heiligen Geistes treten sie ein in die wirkliche Ausübung ihres Apostelamtes. Jetzt nimmt ihre eigentliche Berufsarbeit, ihr Streit und Kampf mit der Finsterniß, mit dem Un- und Aberglauben, mit der Heucheley und Ruchlosigkeit erst recht seinen Anfang. —

Bisher wanderten sie im Lande der Juden, in ihrem Vaterlande umher, jetzt sollen sie auf kein Vaterland mehr sehen, sondern in allen Ländern der Welt predigen. Bisher hatte man sich nur an ihren Lehrmeister gemacht, ihn verfolgt und getödtet; aber nun sollte es über sie selbst hergehen, und dem Jünger nicht sanfter als dem Meister, dem Knechte so arg als dem Herrn mitgefahren werden. — Sie sollten das neue Evangelium Juden und Heiden predigen, welches den Juden als eine neue Religion ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit, beyden ein Anlaß war, die Prediger eben so sehr zu verfolgen, als sie ihrer Lehre widerstrebten. Sie wurden bald von einer Stadt zur andern umher getrieben, in die Kerker gesperrt, in den Synagogen gegeiselt, und nach langen mühsamen gefahr-

fahrvollen Umherwanderungen zu Wasser und Lande, unter Stürmen, Mördern und Feinden, am Ende mit dem Schwerte hingerichtet, mit dem Würgmesser abgeschunden, gesteinigt, gekreuzigt, lebendig entzweygeschnitten.

Will man noch sagen: die Apostel hatten leicht gut lehren und leben — sie hatten den heiligen Geist? — Je mehr sie die Gnade des Höchsten hatten, desto mehr mußten sie mitwirken, je mehr sie Talente empfiengen, desto mehr mußten sie damit arbeiten und zu gewinnen suchen — und sich nicht eher zur Ruhe legen, bis ihrem mühseligsten verdienstlichen Leben ein grausamer und schmerzhafter Tod ein Ende machte.

Was lernen wir aus dem allen? — Dieß — das Beyspiel der heiligen Apostel soll uns wecken, uns der Gnade des göttlichen Geistes würdig zu machen und würdig zu bezeigen. Wodurch würdig zu machen und zu bezeigen? Gerade so, wie die Apostel — durch Anstrengung unserer Kräfte, durch Anwendung und fleißigen Gebrauch unserer Talente. Es ist ein fauler träger Wunsch, nur nach göttlicher Gnade verlangen, ohne das zu thun, wodurch man immer höhere Gnade

erhält. — Die Apostel mußten erst lange vorher unter Jesu mit ihm lehren, viel thun und leiden — bis sie das Glück hatten, den göttlichen Geist zu empfangen. — Darf sich wohl ein Kind versprechen, die Gnade, das Wohlgefallen des Vaters zu erhalten, wenn es sich nicht desselben erst durch Gehorsam, Fleiß und Arbeitsamkeit würdig macht? Es ist ein fauler und träger Wunsch, nur verlangen, daß die Gnade des heiligen Geistes alles thun, uns gut und selig machen soll, ohne daß wir mitwirken, und selbst, soviel an uns ist, das zu thun streben, wodurch man gut und selig wird.

Die Apostel mußten darum, weil sie den heiligen Geist empfiengen, nicht weniger, sie mußten um so mehr thun, um so mehr arbeiten und dulden, je größer der Beystand war, der sie stützte. — Kann ein Kind wohl verlangen, daß es der Vater auch dann noch trage und leite, wenn es selbst Füße zu gehen, selbst Hände sich zu halten hat? —

Allerdings, will der heilige Geist auch zu uns, wie zu den Aposteln kommen — aber nicht, ohne daß wir streben, unsere Seele zur Aufnahme, wie die Apostel zu bereiten. — Allerdings will

der

der heilige Geist auch uns in unsern Berufsgeschäften, Arbeiten, Versuchungen unterstützen, aber nicht, ohne daß wir streben, mit seiner Gnade aus eignen Kräften nach unserm Vermögen mitzuwirken. —

Faßt denn also, meine Christen! den festen Entschluß, es nie an dem ermangeln zu lassen, was ihr aus eigner Kraft vermöget, dann wird es auch Gott und der Geist Gottes euch nie an dem ermangeln lassen, was ihr aus eigner Kraft nicht vermöget. Faßt den festen Entschluß, immer mit Freudigkeit an das Geschäft zu gehen das euch obliegt, mit Ergebenheit zu dulden, was Gott über euch verhängt — eure Trägheit und den Müssiggang zu überwinden, wenn euch die Arbeit lästig wird, eure Sinnlichkeit zu bekämpfen, wenn euch die böse Lust, die Verführung lockt. Ihr könnt diesen festen Entschluß fassen — ihr seyd frey — ihr könnt ihn ausführen, ihr habt Kraft — und thut ihr nur so viel als ihr könnt — so sorget nicht, Gott, sein Geist, seine Gnade, werden das übrige an euch vollenden, was ihr nicht vermögt. Amen.

Homilie am Pfingstmontag.

Nach dem heutigen Evangelium redet Jesus mit Nikodemus. Wer war dieser Nikodemus? Was redet Jesus zu ihm? Was läßt sich aus diesem Gespräch für uns erbauliches herausnehmen? — Dieß wollen wir uns jetzt zu unserer Belehrung und Erbauung beantworten.

Wer war dieser Nikodemus, zu dem Jesus nach dem heutigen Evangelium redet? Dem äußern Stande und Amte nach war Nikodemus aus dem Orden der Pharisäer, oder von derjenigen Sekte, Parthey bey den Juden, die zwar an Gott, an ein ewiges Leben glaubten, das ganze Gesetz Moses annahmen, nebst diesen Lehren und diesem Gesetze aber noch viel auf äußere Gebräuche, Ceremonien und andre nicht in Gottes Wort geschriebene Gesetze hielten. Von dieser Parthey, Sekte, von diesem Orden der Pharisäer, die beym gemeinen Volke in großem Ansehen standen, war nun auch Nikodemus. Weiter war er ein jüdischer Rathsherr, ein Mitglied des höchsten jüdischen Raths, der aus 72 solchen Mitgliedern bestand. Endlich

Nikodemus noch ein öffentlicher Lehrer einer Synagoge, oder eines Ortes, wo sich mehrere Juden alle Sabbathe zu versammeln pflegten, theils um dem Gebethe obzuliegen, theils um die Auslegung der Schrift und den Unterricht in dem Wort Gottes anzuhören. Solche Synagogen oder Versammlungsörter gab es in großen Städten, wie zu Jerusalem, mehrere, und von einer solchen Synagoge war Nikodemus öffentlicher Lehrer, Ausleger der Schrift, Unterrichtgeber im Wort Gottes.

Als Pharisäer war er ein beym Volk wegen seiner Religion beliebter, als ein Lehrer der Synagogen und Mitglied des höchsten jüdischen Raths war er ein in der Kirche und im Staate der Juden angesehener Mann. Nun sahen die Pharisäer gewöhnlich die Thaten Jesu mit einem eifersüchtigen Auge an, weil sie fürchteten, er möchte dadurch zu viel Ansehen beym Volk erhalten, und sie dann das ihrige zu sehr verlieren. Allein Nikodemus, obgleich, wie gesagt, auch ein Pharisäer, war doch kein neidischer, eifersüchtiger, sondern ein redlicher unpartheyisch denkender Mann. Als Jesus in seinem männlichen Alter und nach Antretung seines öffentlichen Lehramtes zum erstenmale nach Jerusalem in

die Haupt- und Tempelstadt der Juden kam, so verrichtete er manche wunderbare Thaten, die vielen so sehr auffielen, daß sie ihn für den erwarteten Messias, Heiland, oder doch für einen großen Propheten hielten, der von diesem Messias, von seiner Ankunft und von der Beschaffenheit seines Reiches nähere Auskunft ertheilen könnte. — — Unser Nikodemus war nun ebenfalls einer, der Jesu Thaten als göttliche Wunderthaten, und als einen Beweis ansah, daß jener, der sie verrichtete, ein von Gott gesandter Lehrer, vielleicht gar der Messias seyn müsse. Wie vieles konnte Nikodemus der menschliche Lehrer, von einem göttlichen, wie er Jesum ansah, lernen? Und wie gerne suchte Nikodemus zu lernen? Er kam also des Nachts in seine Wohnung, wo er allein mit ihm reden, ihm seine Zweifel ungestört vortragen, und seine lehrreichen Antworten darüber vernehmen konnte. Es fiel da zwischen ihm und Jesus eine sehr lehrreiche Unterredung vor, von welcher das heutige Evangelium einen Theil enthält.

Wir kennen nun den Nikodemus, zu dem Jesus redet. Wir kommen also auf die zweyte Frage: Was redet Jesus nach dem heutigen Evangelium zu ihm? Er belehrt ihn über die

große Liebe Gottes, der durch seinen eignen Sohn alle Menschen gut und selig machen will, und über den großen Undank der Menschen, die an seinen Sohn nicht glauben, seine Lehre nicht befolgen wollen, und sich so durch freywillige Finsterniß, Sünde, Laster um ihre Seligkeit bringen, sich selbst verdammen.

So hat Gott die Welt geliebt — sagt Jesus — daß er sogar seinen einzigen Sohn dahin gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben erhalte. Gott hat seinen Sohn nicht darum gesandt, daß er, wie die Juden glaubten, die übrigen Völker richte, strafe und verdamme, dagegen nur die Israeliten beglücke. Nein, er hat ihn gesandt, daß er durchaus alle Menschen rette und selig mache. — Seht die Liebe Gottes zu den Menschen! — Indessen, wie Jesus weiter sagt, verurtheilen, verdammen sich viele Menschen selbst, weil sie die Lehre, das Licht, das ihnen der Sohn des Vaters darbietet, nicht annehmen, nicht darnach wandeln wollen, sondern lieber in Unwissenheit, und in Sünde und Laster verharren. — Seht den großen Undank der Menschen! Giebt es wohl im Himmel und auf Erde etwas größeres, was man uns schenken oder geben könnte, als

dieß

dieß ist, da uns Gott unser Vater im Himmel seinen eignen Sohn giebt, damit er uns durch seine Lehre und Beyspiele, durch seine Ermunterung, Verheißung, durch sein Leben und Sterben tugendhaft und ewig glückselig mache. Wenn wir uns nun um diesen Sohn Gottes, Jesum, um das, was er für uns lehrte, that und litt, wenig bekümmern, träg und sorglos in unserm alten bösen, trägen Wandel fortfahren; heißt das nicht, die höchste, göttlichste aller Gaben geringschätzen, wegwerfen, und höchst undankbar seyn? Heißt das nicht, sich selbst verurtheilen, freywillig sein eigen Unglück stiften, und in sein Verderben laufen?

Wo mag es doch wohl herkommen, daß man sich um Jesum und seine christliche Lehre so wenig bekümmert, und nicht vielmehr nach der Kenntniß Jesu, nach dem Unterricht in seiner Lehre eine heiße Begierde, einen heiligen Durst und Hunger hat? Wo mag es herkommen? Der Heiland giebt eben im heutigen Evangelium eine Hauptursache, eine Hauptquelle davon an. Wer Böses thut — sagt er — der ist lichtscheu. Er ist, wie ein Mensch, der einmal schläft und schlafen will. Haltet ihm kein Licht nahe in die Augen; es weckt ihn, und er will

nicht geweckt seyn. So der böse, er will die heilige Lehre Jesu nicht hören, sie bestraft ihn und sein unheiliges Betragen, er kann dieß Licht im Auge nicht leiden, weil es ihm das Strafbare, das Schändliche, das Ungerechte, das Unreine, das Lieb- und Gewissenlose an seinem Wandel zeigt. Und das will er alles nicht sehen, weil er's nicht sehen kann, ohne sich selbst zu verachten, ohne sich selbst als einen nichtswerthen, trägen, bösen und strafbaren Menschen anzusehen, ohne über sich selbst, über seinen gegenwärtigen Zustand, und über sein künftig ewiges Loos und Schicksal unruhig zu werden. Diese Unruhe würde ihm seinen angenehmen Schlaf stören, würde ihm alle seine sinnlichen Freuden verbittern, alle seine Leiden verdoppeln. Das will er nun nicht, er will froh genießen, angenehm träumen, will sanft schlafen: darum haßt er das Licht der christlichen Lehre, das ihn aus seinem Schlafe, aus seinen Träumen aufwecken sollte. — Einmal aber, liebe Christen! muß man doch erwachen, und wehe dem, der erst am Ende des Lebens beym Licht der Todtenkerze erwacht, und noch mehr wehe dem, der hier gar nicht mehr, der erst in der Ewigkeit erwacht. Strebt vielmehr dem nach, von dem

der

der Heiland im heutigen Evangelium sagt. Wer Gutes thut, ein rechtschaffner, gewissenhafter Mensch, der die Wahrheit liebt, geht gerne an's Licht; hört gerne die Lehre Jesu, den Unterricht in seinem Gesetze, die Pflichten seines Berufs gegen Gott und Menschen. Er strebt ja nach Gottes Willen und Wohlgefallen zu handeln, warum soll er nicht gerne seine Werke nach den Gebothen Gottes beurtheilen hören, im Licht des Evangeliums schauen wollen? Sey es, daß manche Wahrheit auch ihn trifft, ihm manchen Fehler, den er noch an sich hat, aufdeckt. Es ist ihm ja nicht um Schmeicheley, sondern um Wahrheit zu thun. Er will ja seine Fehler immer mehr bessern, und will sie darum auch immer mehr kennen, weil er den Flecken nicht abwaschen kann, den er nicht sieht.

So laßt uns dann künftig gerne zu Jesum, zu seinem Unterricht kommen, in seinem Evangelium, in einem geistreichen Buch lesen, sein Wort gerne und lehrbegierig in der Kirche vom Altar und von der Kanzel hören, und in der Absicht hören, um unsre Sünden und Fehler zu erkennen, zu bereuen und zu bessern, um neue Aufmunterung zum Guten zu bekommen. Das ist das einzige nothwendige Mittel von

seinen Sünden, von seinem sorglosen Schlafe aufzustehen, und wenn man schon auf ist, weiter zu gehen. Das einzige nothwendige Mittel, um wieder gut zu werden, wenn man böse war, und immer besser zu werden, wenn man gut ist. Dieß fordert von uns die Sorge für unser ewiges Heil, aber auch der schuldige Dank für Gottes höchste Gabe. So hat Gott die Welt geliebt, daß er uns seinen eingebohrnen Sohn schenkte; so muß die Welt, so müssen wir ihn dankbar wieder lieben, daß wir diese Gabe zu unserm Heile gebrauchen, sein Wort gerne hören, nach seinem Lichte freudig wandeln, nach seinem Beyspiele leben, und einst seinen Tod, den Tod des Gerechten und Heiligen sterben. Amen.

Auf das Fest der heiligen Dreyfaltigkeit.

Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Matth. 28. 18.

Heute feyern wir das Fest der heiligen Dreyfaltigkeit, das Fest Gottes, der einfach und drey-

dreyfach ist; wir haben uns versammelt, zum Lobe, zur Anbethung des höchsten Wesens, das ein einziges Wesen der Natur nach, aber auch ein dreyfaltiges Wesen den Personen nach ist. Es ist, als wenn uns die Kirche sagte: Meine lieben Kinder, ihr Christen und Wahrgläubigen alle, es giebt nur einen Gott, einen höchsten, allmächtig, allgütig, allweisen Geist, einen Schöpfer und Regenten dieser Welt und aller Menschen; aber doch giebt's zugleich in diesem Gott bey all' seiner Einheit ein dreyfach verschiednes, einen Vater, einen Sohn, einen heiligen Geist, und diesen ein- und dreyfachen Gott sollt ihr heut vorzüglich ehren und anbethen.

Diesen ein- und dreyfachen Gott sollt ihr ehren und anbethen — nicht durchforschen, nicht die Seele und alle ihre Kräfte anstrengen, um ihn etwa fassen und begreifen zu mögen. — Nein, meine Christen! das befiehlt die Kirche nicht, sonst befähle sie eine unmögliche Sache. — Wer faßt Gott, und den Abgrund seiner Wesen- und Vollkommenheit? — Es ist für schwache eingeschränkte Menschen vergebens, den allmächtig unumschränkten begreifen wollen, es ist sogar gefährlich, sich in eine vorwitzige Nachforschung einzulassen, gefährlich sich mitten in das

Meer

Meer hineinzuwagen, um es zu ergründen. Nicht also fassen, nicht begreifen sollt ihr den dreyeinigen Gott — das ist euch nicht gebothen, kann euch nicht gebothen werden. Aber ehren, anbethen, lieben sollt ihr den dreyeinigen Gott, dieß befiehlt euch Natur und Religion, Vernunft und Schrift, die Kirche und der heutige Tag, auf den sie das Fest der heiligsten Dreyfaltigkeit zu begehen anbefohlen hat. Dieß befiehlt euch ihr Brüder und Schwestern der Versammlung der Zweck der Bruderschaft zur Ehre der heiligen Dreyfaltigkeit, dieß befiehlt euch der Bund, den ihr eingegangen habt. Ihr habt alle die Verbindlichkeiten der Christen und Gläubigen mit ihnen gemein, aber ihr habt über alle diese noch eine sonderheitliche, ihr habt euch noch sonderbar verpflichtet, den dreyeinigen Gott auf eine vorzügliche Weise zu ehren, anzubethen und zu lieben.

Wohlan, laßt uns hierüber in dieser Stunde miteinander auf eine ganz einfache, vertrauliche Art sprechen; laßt uns zu dem Ende das heutige Evangelium, das eigentliche Wort Gottes vornehmen, es erklären, und auf uns zu unserm Nutzen und Heil anwenden. Wer aus Gott ist, hört gerne Gottes Wort. Nun dann zeigt,

meine Zuhörer, daß ihr aus Gott seyd, hört mit Begierde, mit Lust und Aufmerksamkeit Gottes Wort an, und du o ewig dreyeiniger Gott, stärke mich, das schwache Werkzeug, daß es dein göttliches Wort in seiner vollen lebendigen Kraft darstelle, jedem Verstande, jedem Kind faßlich, und jedem Herzen angenehm und einnehmend mache. Ich fange an im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes.

In derselben Zeit sagte Jesus zu seinen Jüngern ꝛc. so fängt sich unser heutiges Evangelium an. Wollen wir es recht verstehen, was Jesus zu den Jüngern sagte, so müssen wir erst recht wissen, was das für eine Zeit war, zu der er's sagte; bey welcher Gelegenheit, in welcher Absicht, in was für Umständen sich Jesus und seine Jünger befanden.

In derselben Zeit — was war dieß für eine Zeit? Es war die Zeit nach der Auferstehung Jesu. — Es geschah in der Zeit von jenen 40 Tagen, die er nach seiner Auferstehung noch auf dieser Erde blieb, wo er sich mit seinen Jüngern und Jüngerinnen öfters unterhielt, mit ihnen vom Reiche Gottes redete, ihnen die Art und Beschaffenheit dieses göttlichen Reichs erklärte,

klärte, und dieser Erklärung hatten sie gar wohl vonnöthen. Bey seinem Tode wurden seine Apostel und Jünger niedergeschlagen, versanken in eine trostlose Kleinmuth. Ehehin glaubten sie immer, Jesus sey nicht nur auf die Erde gekommen, sie zu lehren, die Menschen von ihren Sünden zu erlösen; sie hofften, er würde sich auch in einer irdischen Herrlichkeit zeigen, er würde sich zum Anführer, zum weltlichen König von Israel machen, welches damals das wahrglaubige Volk war. Dieß verlangten und hofften sie von ihm, so lange er lebte, und wie sehr sie es verlangten und hofften, zeigten sie nach seinem Tode: da fragten sie noch immer — Herr, wirst du jetzt wohl das Reich Israel wieder herstellen, wirst du das Volk der Juden, der Israeliten wieder zu ihrer vorigen Macht und Herrlichkeit bringen, ihr König seyn, und als ihr König ihr Reich erweitern, fremde Völker überwinden, Länder erobern, und dir und ihnen unterwerfen?

So dachten, hofften, wünschten sie, Jesum zu einem weltlichen König von einem weltlichen Reich Israel zu haben. Nun aber verließ er sie auf einmal, mußte sie verlassen, ward gefangen genommen, vor die geistlich und weltlichen, jüdisch und heidnischen Richterstühle geführt,

führt, verdammt, zum Tod verurtheilt, zum Tod ausgeführt, an's Kreuz geschlagen, und starb.

Starb — o diesen Gedanken: er starb — konnte nicht nur ein Judas nicht ertragen, er hieng sich an einen Baum, weil er unschuldiges Blut verrathen hatte — auch Petrus, auch Andreas, auch Philippus, auch die übrigen Apostel konnten ihn nicht ertragen, konnten es nicht fassen, daß er Christus Messias, der göttliche, von Gott gesandte König, noch kein Reich, keinen Thron, keine Krone in Israel hätte, und doch schon sterben sollte.

Wenn nun mit seinem Tode alles dahin ist, so ist's auch mit ihrer Hoffnung, mit ihren Vertrauen, mit ihren Glauben dahin: sie sehen weder ein geistliches, noch ein weltliches Reich, sie sehen Jesum weder als himmlischen noch als irdischen König, wenn er ganz für sie gestorben ist.

Er war nicht für sie gestorben, er lebte nach dem Tode wieder auf, und zeigte ihnen, daß er lebte. Das zu zeigen, sich lebendig seinen Geliebten wieder sehen zu lassen, war durchaus nothwen-

dig, um ihren Glauben, der beynahe schon wankte, zu befestigen, ihren Muth, der sank, wieder aufzurichten, sie als Anhänger seiner Lehre zu behalten, und zu Lehrern seines Evangeliums für alle Völker zu machen. Jesus that es, gleich nach seiner Urständ. Den frommen Weibspersonen, welche Sonntags frühe die ersten zu seinem Grabe kamen, und es leer fanden, gab der Engel Befehl: „Und jetzt gehet „eilends hin und meldet es seinen Jüngern, daß „er — Jesus — von den Todten auferstanden, „daß er ihnen nach Galiläa vorausgehe — dort „werdet ihr ihn sehen!“ — Der auferstandne Jesus selbst wiederholt das nemliche Versprechen. Da die Weibspersonen auf dem Wege sind, um zu den Jüngern zu gehen, es ihnen zu erzählen, was der Engel gesagt, begegnet ihnen der auferstandne Jesus: seyd gegrüßt — spricht er — wie sie erstaunen voll Freude und mit anbethender Ehrfurcht zu den Füßen hinsinken, die noch kurz zuvor an's Kreuz genagelt waren. — Fürchtet euch nicht, spricht Jesus mit der tröstenden seligen Stimme, gehet und meldet meinen Brüdern, daß sie sich in Galiläa begeben, dort werden sie mich sehen.

Die Jünger waren aus der Landschaft Galiläa, hatten sich zum Osterfest nach Jerusalem

mit

mit Jesu herauf begeben, aber Jesum während des Osterfestes durch den schmählichsten Tod verloren. Das Osterfest gieng zu Ende; es war Zeit, sich wieder nach Haus zu begeben. Aber wo sollten sie hin ohne ihren Führer, ihren Meister, der ihrer Seite in der Zeit dieses Osterfestes auf die grausamste Weise entrissen worden — wohin? Wissen sie auch wohl vor Kleinmüthigkeit, wohin sie sehen, sich wenden, begeben sollten? Können sie noch eine Freude, einen ruhigen Aufenthalt in ihren väterlichen Häusern, ihren Wohnstädten, ihrem Vaterlande Galiläa finden? — Können sie von den ihrigen, wenn sie zurückkehren, die Frage aushalten: Wo habt ihr euren Meister gelassen, warum kommet ihr dießmal von Jerusalem, vom Tempel, vom Osterfeste nicht wie sonst mit ihm zurück? — Wo sollen sie also hin?

Wohin? — die Weibspersonen kommen, sagen ihnen: nach Galiläa — kehrt wieder zurück, da werdet ihr ihn wieder sehen — er ist auferstanden — wir haben seinen Engel im leeren Grabe, wir haben ihn selbst gesehen, sein Engel, er selbst hat uns gesaget, hat euch seine Brüder genennet: meldet es meinen Brüdern,

daß

daß sie sich nach Galiläa begeben, dort werden sie mich sehen. —

Der Heiland — um die Worte der Weibspersonen zu bekräftigen — hatte zwar mehr gethan, als versprochen, er war seinen Jüngern noch in Jerusalem, zween schon auf dem Wege nach Galiläa bey Emaus erschienen, aber keine Erscheinung war herrlicher, als die in Galiläa selbst, und diese ist wahrscheinlich jene Erscheinung, von welcher der heil. Paulus redet und sagt: er sey mehr denn 500 Brüdern erschienen. Alle übrigen Erscheinungen waren bisher gleichsam nur zufällig, nur gelegenheitlich geschehen. Aber die Erscheinung in Galiläa war jene große Erscheinung, von der er schon vor seinem Tode geredet, die der Engel, den er selbst bestimmt, verabredet hatte. In Galiläa, wo er vorher meistens lehrte, wollte er allen Wahrheiten, die er gelehrt, die letzte höchste tröstlichste Wahrheit als das Siegel aller übrigen aufdrücken, die Wahrheit, daß er auferstanden von den Todten, um nun der göttliche König aller Menschen zu seyn, und allen seinen Gläubigen Leben und Auferstehung und Unsterblichkeit zu ertheilen. In Galiläa wollte er auf eine feyerliche Art erscheinen, in Galiläa, wo er die meisten Anhänger

und Jünger ehemals sammelte und hatte, hier wollte er sich nicht nur seinen Aposteln, sondern auch seinen siebenzig Jüngern, die er vormals schon zum predigen ausgesandt, hier auch seinen übrigen eifrigen Anhängern nach seinem Tode wieder lebendig zeigen, und ihnen jene letzten Lehren und Befehle ertheilen, die wir im heutigen Evangelium lesen.

Die Apostel waren indessen nach dem Osterfest von Jerusalem und aus Judäa wirklich in ihre Heimat zurückgekehrt, hatten es allda den frommen Lehrjüngern Jesu erzählt, wie sie ihn nach dem Tode wieder lebendig gesehen, und wie er ihnen versprochen, sich ganz sonderheitlich in Galiläa sehen zu lassen. Sie verabredeten sich miteinander, kamen an einem bestimmten Tag auf dem Berg, den ihnen Jesus angewiesen, und worauf er ihnen vielleicht schon vormals öfters seine Lehre vorgetragen hatte. Ueber fünfhundert an der Zahl finden sich allda ein, lauter solche Menschen, die der Heiland schon öfters in seinem Leben gesehen, gesprochen, begleitet, und die ihm auch zum Theile ihre Gesundheit zu danken hatten.

Sie sehen mit Verlangen der Ankunft ihres Lehrmeisters entgegen. Jesus erscheint. Voll

von

von Freude, Erstaunen, Ehrfurcht fallen sie nieder, und bethen ihn an. Einige wissen nicht, ob sie ihren Augen trauen sollen, ob das wirklich ihr lieber, verstorbner, nun auferstandner, verherrlichter Lehrer — Jesus — wäre. Er, voll Sanftmuth und Herablassung zu ihrer Schwachheit nähert sich ihnen, und erklärt sich vor dieser zahlreichen Versammlung auf die feyerlichste Art für denjenigen, für den sie ihn zu halten in seinem Leben schon geneigt waren, aber durch seinen Tod auf einmal irre gemacht wurden: erklärt sich als den Messias, als jenen göttlichen König, der nach seinem Tode noch lebt, dessen Herrlichkeit, dessen himmlisches Reich nach seinem Tode erst recht seinen Anfang nehmen, sich in alle Welt verbreiten sollte: der, ob er gleich von seinen künftigen Gläubigen und Untergebenen sich in den Himmel entfernen wollte, dennoch durch seine Macht, Obsorge, Weisheit und Liebe bis an das Ende der Welt bey ihnen verbleiben würde.

„Mir — so öffnet er den Mund, und der ganze Berg voll der Menge seiner hundert und hundert getreuen Jünger horcht mit Begierde dem Auferstandnen zu — mir, sagt er, ist alle Gewalt im Himmel und auf Erde übergeben —

die

die höchste Macht, das höchste Ansehen in der ganzen Schöpfung ist mir von meinem Vater übertragen. So gehet dann hin, unterrichtet, lehret alle Völker — lehret sie, daß ich lebe, daß ich zum Herrn und Messias, zum König des Himmels und der Erde erhöht sey: taufet sie im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes; und lehret sie alles beobachten, was ich euch gebothen habe. Sehet, ich bin alle Tage bey euch bis an's Ende der Welt, ich werde zwar bald von dieser Erde weg auffahren zu meinem Vater in den Himmel, aber auch von da aus werde ich euer König seyn, euch leiten und regieren, bey euch wirksam seyn und bleiben bis an's Ende der Welt." Hier endet sich das heutige Evangelium und der erste Theil unserer Betrachtung: nun folgen im zweyten einige Anmerkungen darüber, und die Anwendung auf uns selbst.

Ist je ein Wort, eine Lehre, ein Befehl Jesu merkwürdig, so waren es diese seine letzten Worte, Lehren und Befehle, die er kurz vor seiner Auffahrt zum Vater gab, wo er alles wesentliche kurz zusammen faßte, sich und seinen Willen der ganzen Menge seiner Jüngerschaft feyerlich erklärte, und die letzte tröstlichste Ver-

heißung

heißung, ewig bey ihnen zu seyn, ihnen feyerlich gab. Laßt uns nun diese Worte, nachdem wir die Geschichte der Umstände, in denen sie gesprochen worden, durchgegangen haben, noch einmal vor uns nehmen, und heilsame Lehren für uns herausziehen.

„Mir ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben.“ Jesus Christus ist also der allgemeine Gewalthaber, Herrscher, der allgemeine göttliche König des Himmels und der Erde. O wie freue ich mich, einen solchen König zu haben, unter einem solchen Regenten und Fürsten zu stehen: unter einem guten König, der sein Leben für mich gab! — O wo ist der Fürst, der nicht das Blut vom Unterthan saugt, sondern sein Blut für ihn vergießt; nicht seine Feinde tödtet, sondern wie Jesus für seine Feinde stirbt, für Uebelthäter den Tod eines Uebelthäters stirbt?

Unter Jesus stehe ich, und freue mich einen so weisen König zu haben, der mir eine so heilsame tröstliche göttliche Lehre vorzeichnet, die mich, wenn ich sie befolge, gewiß und ewig glücklich macht. O was sind eure Gesetze dagegen, ihr weltlichen Machthaber?

Unter

Unter Jesu stehe ich, dem gewaltigen König, der Macht hat, mich gegen alle Feinde zu schützen, zur Rechten und zur Linken Tausend niederzuschlagen und mich stehend zu erhalten: mich in jeder Gefahr, jeder Krankheit, jeder Noth mit Muth und Trost zu erquicken, mich aus dem Feuer, Wasser, aus jedem Abgrund von Elend unverletzt herauszuholen, mich selbst aus dem Tod und dem Grabe, wenn ich schon gestorben bin, wieder aufzuwecken, mich lebendig, unsterblich, selig zu seinem Mitauferstandnen zu machen.

Wie freue ich mich, unter Jesu zu stehen, diesem gerechten König — dem nicht das kleinste Recht, nicht das kleinste Unrecht entgeht, der keinen Trunk Wasser, keinen Bissen Brod, keinen Häller, ihm in seinen Armen gereichet, unbelohnt, der kein hartes, kein müssiges Wort ungeahndet, ungerichtet läßt. — Jetzt mag in der Welt mit mir, mit andern so lieblos, ungerecht, hart verfahren werden, als man will; die Bösen mögen in Ansehen, Wollust und Vermögen frohlocken, die Frommen unterm Druck der Verachtung, Verfolgung und Armuth seufzen; das Recht mag dem Reichen feilgebothen und dem Dürftigen versagt werden, alles mag

so verwirrt, sogar nicht nach dem Verdienste vertheilt, verhandelt werden, alles wider Verdienst, Vernunft, Seligkeit seyn, so daß man sich wundert, wie Gott so langmüthig, so duldend zusehen könne, ohne mit seiner Ruthe darein zu schlagen. Es wird doch alles vergolten werden. Mein göttlicher König Jesus wird auf jener lichten Wolke, auf der er in den Himmel hinaufgefahren, wieder herabkommen, und dann mit dem ganzen Menschengeschlechte zusammenrechnen, jede gute und böse That auf der gerechten Wagschale genau abwägen, ohne Ansehen der Person, ohne Unterschied zwischen dem Bettler, der an der Straße verschmachtet, und dem Fürsten, der in der Kirche auf dem prächtigen Trauergerüste ausgesetzt wird, ohne Ansehen, ohne Unterschied der Personen wird er urtheilen, das Unkraut von den Weizen scheiden, seine Wurfschaufel in die Hand nehmen, die Tenne säubern, den Weizen auf sein Kornhaus bringen, und die Spreue, das schlechte Gemisch verbrennen. Er wird die Guten zu den Guten stellen, eine Gesellschaft von lauter frommen, heilig seligen Menschen versammeln, sie alle in sein Reich und das Reich seines Vaters aufnehmen, ihr Haupt, ihr König in Ewigkeit seyn, und sie in Ewigkeit glücklich machen.

O noch einmal, wie freue ich mich, einen solchen guten, weisen, gerechten König, wie Jesus, zu haben, wenn ich gut bin — aber wenn ich bös, lasterhaft wäre, wie müßte ich zittern? Ich undankbarer Sünder, wie strafwürdig, einen König zu haben, der für mich starb — ich ungehorsam Widersetzlicher, einen König zu haben, der Macht hat, Seele und Leib in die Hölle zu senden; ich Schuldiger, einen König zu haben, der genau alle meine Sünden weiß, haßt und gerecht bestraft; ich einen König, der sagen kann: mir ist alle Gewalt gegeben, im Himmel und auf Erden.

Und was sagt er weiter im heutigen Evangelium? — Gehet hin, lehret alle Völker! — was sollen seine Apostel alle Völker lehren? Eben dieß, daß er der von Gott gesandte Christus, göttliche König und Lehrer sey, und daß sie alles beobachten sollen, was er gelehrt hat — „lehrt sie alles beobachten, was ich euch gebothen habe!"

Seht hier, meine Christen! die Wissenschaft, die jeder Mensch lernen, in der man alle Menschen unterweisen muß, die allen Völkern der Erde so nothwendig und heilsam ist, daß Jesus

mit dem Ernst, mit der ganzen Vollmacht seiner göttlich königlichen Gewalt die letzten Hauptbefehle darüber ertheilt — „unterrichtet alle Völker, lehrt sie alles beobachten, was ich euch gebothen habe!“ Der Unterricht in dem, was Jesus Christus ist, und was er gebothen hat, ist der nothwendigste, allen Völkern und allen Menschen heilsamste Unterricht: Jesum und seine Lehre kennen, ist die erste vorzüglichste Kenntniß, und die Wissenschaft aller Wissenschaften: diese muß der Priester von der Kanzel in Predigten und von dem Altare in Christenlehren vortragen, diese der Schullehrer seinem Schulkind, der Vater und die Mutter den Söhnen und Töchtern am ersten und tiefsten einprägen, diese der Unerfahrne aufmerksam anhören, und wenn er kann, in seinem Katechismus, in seinem Evangelio lesen, seiner Seele eindrücken, seinem Mitbruder mittheilen, durch seine Werke und Handlungen öffentlich zeigen.

Aber nun, wie wenig wird diese erste, größte, nothwendigste aller Lehren, wie wenig wird sie geschätzt, wie matt und kraftlos und selten vorgetragen, wie noch seltner, noch lauer gehört, wie am wenigsten geübt — wie wenig wird jede Predigt und Christenlehre geachtet, wie ist

jedes

jedes Geboth Jesu zu schwer? Unglücklich jene wilden Menschen in entfernten Welttheilen, welche das Glück nicht haben, etwas von Jesu und seiner Lehre zu hören, aber noch unglücklicher und hundertmal strafwürdiger derjenige, der von Jesu und seiner Lehre so oft hören, lesen, lernen kann, und nicht will; der das Licht nicht sehen will das ihm leuchtet, und darum den Weg verfehlt, der ihn zum Heile führt, und dem Abgrunde zueilt, worein die blinden Führer und Verführte stürzen.

Diese unselige Wahrheit treffe uns nicht; wir danken dir o Heiland, daß du den Befehl, alle Völker zu lehren, den Aposteln ertheilt hast; diesem huldreichen Befehle sind wir's schuldig, daß auch wir nun von dir und deiner Lehre wissen, daß deine Apostel und ihre Nachfolger in alle Welt ausgegangen, und das Licht des christlichen Glaubens auch in unser Deutschland, in unser Baierland, auch in dieß unser Dorf gebracht haben. Wir wollen lernen und aufmerksam hören, was du in dem heutigen Evangelium weiter sagst.

Lehret alle Völker, und tauft sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

Dieser

Dieser Befehl, den hier Jesus seinen Aposteln und Jüngern gab, ist an uns erfüllt — wir sind getauft im Namen des Vaters ꝛc. — o daß wir es nur nie vergessen möchten!

Wir sind getauft im Namen des Vaters, auf den Glauben Gott des Vaters. Dieser Glaube, dieser Begriff, Gott ein Vater soll uns immer gegenwärtig seyn: unter diesem Begriff, unter dem Bild eines Vaters stellt uns Jesus Christus Gott an hundert Stellen im Evangelium vor; immer heißt es, da er von Gott redet, „euer himmlischer Vater, mein himmlischer Vater.“ Dieser Begriff von Gott ist der faßlichste, auch für jedes Kind, der eindringlichste, nützlichste, liebreichste für jeden Menschen. — Wer weiß nicht, was ein Vater ist? jedes Kind weiß es. — Wer empfindet nicht sogleich, wie viel Liebenswürdiges er nennt, wenn er einen guten Vater nennt. Der Begriff, das Wort, Gott ein Vater — zeigt uns die ganze volle Liebe, die er zu uns trägt, er der beste väterlichste aller Väter — dieser Begriff, dieß Wort, Gott ein Vater — ermuntert uns zu jener kindlich zärtlichen Liebe, die wir zu ihm tragen sollen, zu ihm, dem besten Vater. Kömmt mir ein Befehl, ein Geboth von ihm schwer vor? Gott, mein

Vater befiehlt's, mein Vater, der mich väterlich liebt, nur mein Glück und minen Nutzen will, und meine ganze Gegenliebe verdient. Kömmt Gutes oder Böses, Glück oder Unglück über mich, — Gott ist mein Vater, er gab mir das Gute, er verhängt aus guter väterlicher Absicht, mich besser, seliger hier oder dort zu machen, auch Böses über mich — von seiner Hand will ich Böses wie Gutes annehmen, er ist ja mein Vater, haßt ja seinen Sohn, sein Kind nicht; wenn mich alles verläßt, wenn alle meine Freunde um mich herum gleichsam für mich gestorben sind, Gott mein Vater lebt noch im Himmel, ist mir Freund, Bruder, Schwester, Vater, — alles! Ich bin getauft, und ich will leben, wirken, leiden im Glauben auf Gott den Vater Jesu Christi und meinen Vater.

Ich bin getauft im Namen Gott des Sohns, im Glauben auf Jesus Christus, daß er wahrer göttlicher Sohn meines himmlischen Vaters ist, diesem seinen und meinen Vater vollkommen gleich, also, eben so liebevoll, so mächtig, so getreu, so wahrhaft, so barmherzig und gut gegen mich, wie sein himmlischer Vater — wie dieser ihn mir, so hat er, Jesus Christus, sich selbst auch mir geschenkt, sich und seine tröst-

liche

liche Lehre, sich und sein heiligstes Beyspiel, sich und seinen Leib, sein Blut und sein Leben. O daß ich dieß stets lebhaft glauben, recht zu meinem Heil benützen, oft mich hiezu ermuntern und sagen möchte: ich bin getauft im Namen, im Glauben — nicht im todten, im lebendig wirksamen Glauben an den eingebohrnen Sohn Gottes Jesus Christus.

Dann wird's mir auch nicht fehlen an seinem heiligen Geist — wie er, wie sein Vater diesen heiligen Geist seinen Aposteln und Jüngern versprochen, über sie ausgegossen hat, so wird er ihn auch durch das Gebeth, die heiligen Sakramente in meine Seele, und durch ihn jene Liebe ausgießen, welche der Geist aller Gesetze, aller Propheten, aller Lehren Jesu Christi ist — die Liebe Gottes und des Nebenmenschen, mit der ich allein ein Christ zu heißen verdiene, und ohne die ich ein faules ausgedorrtes Glied am Leibe, d. i. in der Kirche Christi seyn würde. Ich habe ja ein Recht auf diese Gnade zu hoffen, ich bin ja getauft im Namen, im Glauben und Zutrauen auf diesen göttlichen Geist und seine Gnade.

Wenn mich dieser lebendige Glaube — nicht verläßt — der Glaube an Gott meinen Vater — wenn

wenn er in mir lebhaft ist, mich ermuntert, Gott meinen Vater innig, werkthätig zu lieben, Jesu meinem Erlöser, Lehrer und seinem Evangelio zu gehorchen, mich um die Gnade des heiligen Geistes zu bewerben und sie recht zu gebrauchen — dann wird auch dasjenige Versprechen erfüllt werden, das Jesus in dem heutigen Evangelio seinen Befehlen beygesetzt hat.

„Seht, ich bin alle Tage bey euch, bis an's Ende der Welt.“ — Er ist in den Himmel aufgefahren, nicht um uns zu verlassen, sondern um dort unsern Fürsprecher bey seinem und unsern Vater zu machen, uns einen Sitz der Seligkeit zu bereiten — er will noch um uns wissen, für uns sorgen, lebt noch so gut, besser und herrlicher, als da er auf der Erde wanderte. — Ist noch so gütig, wie er damals war — und will — ist noch so mächtig, wie er damals war — und kann uns helfen. — Ist noch so erbarmend über unsre Schwachheiten, Unfälle, Krankheiten, wie er sich damals der Kranken und Elenden erbarmte.

Nur das, was er dort forderte, fordert er noch, lebendigen Glauben und Vertrauen auf ihn — wer diesen Glauben, dieß Zutrauen mit

seinen

seinen inbrünstig, dringenden Bitten vereinte, dem half er — doch wer diesen Glauben, dieß Zutrauen nicht hatte, der gieng unerhört weg — und wer diesen Glauben, dieß Zutrauen auf Jesus bey seinem Gebeth hat, dem hilft er noch, dem wird er sich noch zeigen, daß er im Himmel lebe, über uns herrsche, regiere, Sorge trage, dem wird er noch das Versprechen, das er gethan hat, halten: ich bin bey euch alle Tage, bis an's Ende der Welt. O wie gerne ist Jesus mit seiner Macht, Liebe und Wohlthaten bey uns — wenn wir nur auch in unserm Wandel bey seiner Lehre, bey seinem Evangelium, bey ihm blieben — bey ihm blieben, alle, die wir heut unsere Sünden im Sakrament der Beicht abgelegt, an seinem Tisch das Brod des Lebens genossen haben oder genießen werden, alle Brüder und Schwestern der Bruderschaft, alle gegenwärtige, alle abwesenden, alle Christen und Menschen bey seiner Lehre, seinen Vorschriften, bey ihm blieben alle Tage unsers Lebens bis an's Ende, dann würden wir auch zu ihm kommen in sein Reich, bey ihm seyn und bleiben ohne End bis in Ewigkeit. Amen.

Am

Am zweyten Sonntag nach Pfingsten.

Der Mensch prüfe sich selbst, und dann esse er von jenem Brod und trinke von dem Kelch. Kor, XI. 28.

Wenn man dem wahren Sinne des heutigen Evangeliums nachforscht, so wird man finden, daß Christus durch dieses Gleichniß vom Abendmahl eigentlich das geistliche Reich Gottes und die christliche Kirche auf Erden verstehe. Ich, will er sagen, ich bin wie ein Mann, der ein großes Abendmahl anstellt; ich sendete zu euch, ihr Juden, meine Knechte, meine Jünger und Apostel, daß sie euch zu meinem Mahl einladen, daß sie euch meine Lehren und Grundsätze verkündigen und euch den Antrag thun sollten, ob ihr nicht zu mir kommen, ob ihr nicht mein Wort, diese köstliche Seelenspeise annehmen, und dadurch eure zeitliche und ewige Glückseligkeit bey mir finden wolltet. Ihr Juden seyd die ersten, die ich zu diesem geistlichen Mahl geladen, die ich in mein Reich berufen habe. Aber ihr seyd so unerkenntlich, und nehmt meine Einladung nicht an; ihr habt allerley eitle Vorwände und Entschuldigungen; euer zeitliches Interesse, eure Anhänglichkeit an die Güter und

Wollüste

Wollüste dieser Welt machten, daß euch mein Evangelium und meine strenge Sittenlehre sogar nicht behagt. Und darum weil ihr meine für euch so gut gemeinte Einladungen ausschlaget, weil ihr meine Gnade verwerfet, so will ich meine Knechte auf alle Straßen hinaus schicken, damit sie mir alle Arme, alle Blinde und Lahme herein führen: ich will meine Apostel in fremde Länder und Gegenden der Welt hinaus senden, damit sie mir alle Gattungen von Unglaubigen, von blinden Heiden und Abgöttern herbeyführen, und diese Heiden werden dann in meinem Reiche jene Plätze einnehmen, die zuvor für euch bestimmt waren, und diese werden meine Gnade, die ihr so muthwillig verscherzet, weit besser benützen.

Seht, Geliebte! das ist der eigentliche Sinn dieses evangelischen Gleichnisses. Nun aber läßt sich dieses Evangelium zugleich auch auf das große Geheimniß anwenden, welches wir in der katholischen Kirche diese acht Tage hindurch feyern, nämlich auf das Geheimniß des heiligen Abendmahls, zu dem Christus uns alle als seine Gäste einladet, worin er uns sein eigen Fleisch und Blut zur Speise vorgesetzt hat. Hoffentlich wird also niemand unter uns so leichtsinnig wie die Gäste

im

im Evangelio seyn, und dieses himmlische Liebesmahl unsers Heilandes aus was immer für einer Ursache verschmähen, oder wohl gar verachten. Nein, wir sind keine Ungläubigen, keine Spötter der heiligsten Geheimnisse unserer Religion, wir glauben an die Einsetzung dieses Sakraments, und gemäß diesem Glauben würden wir uns alle ein Gewissen daraus machen, wenn wir nicht von Zeit zu Zeit öfters, oder wenigstens alle Jahr einmal bey diesem Tisch des Herrn uns einfinden würden. Nur ist zu wünschen, meine Christen! daß wir dieses Abendmahl auch so empfangen möchten, wie es sich gebührt; nämlich mit der rechten Vorbereitung, mit wahrer Andacht und mit dem gehörigen Nutzen. Lasset uns also heute über den würdigen Genuß dieses heiligen Abendmahls unsere Betrachtung anstellen, lasset uns sehen, mit welcher Vorbereitung, mit welcher Andacht, mit welchem Frucht man dieses große Geheimniß des Altars empfangen müsse: oder was eins ist, lasset uns lernen, wie sich ein wahrer Christ erstens vor-, zweytens bey, und drittens nach der Kommunion zu verhalten habe. Diese drey Punkte wollen wir abhandeln mit deiner Gnade, o göttlicher Heiland und Erlöser, den wir hier unter den Gestalten des Brodes anbethen; denn du hast dieses Geheim-

niß

niß eingesetzet, du hast uns selbst zu diesem Mahl eingeladen mit dem ausdrücklichen Versprechen: Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der wird in Ewigkeit leben. Lehre uns also auch, wie wir dieses Fleisch würdig essen und dein Blut würdig trinken müssen, damit wir dadurch das ewige Leben erhalten. Gewähre uns diese Bitte, und dann seyst du uns in diesem Geheimniß gelobt und gepriesen in alle Ewigkeit.

I.

Der Mensch prüfe sich selbst, schreibt Paulus in seinem Brief an die Korinthier, und dann erst eße er von diesem Brod und trinke aus diesem Kelch. In dieser Selbstprüfung besteht eigentlich die wahre Vorbereitung, die man dem würdigen Genuß des heiligen Abendmahls vorausschicken muß. Nun, was will wohl der Apostel durch diese Selbstprüfung sagen? Wie muß sich der Mensch selbst prüfen, um zu dem Tisch des Herrn würdig gehen zu können? Meines Erachtens werden hiezu zwey Stücke erfordert: erstens daß man die Größe und Wichtigkeit dieser heiligen Handlung wohl bey sich überlege, und zweytens daß man sein Herz reinige, und

sich

sich durch eine wahre Buße mit Gott versöhne. Wer diese zwey Stücke beobachtet, der kann sagen, daß er sich zu dem heiligen Abendmahl würdig vorbereitet habe.

Für's erste also muß man die Größe und Wichtigkeit dieser Handlung wohl bey sich überlegen, das heißt, man muß sich wohl bewußt seyn, was das großes sey, wenn man zu dem Tisch des Herrn geht, man muß bedenken, daß dieß die wichtigste und heiligste Handlung sey, welche wir jemals in unserm ganzen Leben vornehmen können; man muß den Tag und die Stunde, wo man dieselbe vornimmt, als einen der feyerlichsten und glückseligsten Tage in seinem Leben ansehen, und also diesen Tag mit einer heiligen Ehrfurcht, mit einer gewissen Freude und Sehnsucht des Herzens erwarten. Mit einem Wort, es soll uns da vor dem Abendmahl gerade so um's Herz seyn, wie's uns um's Herz ist, wenn wir etwa ein weltliches Geschäft von großer Wichtigkeit vor uns haben. Denn gesetzt, mein lieber Christ! du wüßtest z. B. daß an diesem oder jenem Tag zu dir ein großer Herr und Monarch dieser Welt kommen, und dich in deinem Hause mit seinem persönlichen Besuche beehren würde: oder auch gesetzt,

du

du wüßtest, daß du an diesem oder jenem Tag einen deiner besten Freunde und Vertrauten, den du vorzüglich liebst, wieder sehen und sprechen kannst, was würdest du wohl in diesem Falle thun? Nicht wahr, du würdest schon viel Tage zuvor darauf denken, du würdest die Stunde seiner Ankunft mit tausend Freuden erwarten: du würdest alles in deinem Hause in Ordnung stellen, und so herrichten, daß du ihn würdig empfangen könntest, du würdest diesen Vorfall als etwas besonders und merkwürdiges in deinem Leben ansehen. Nun siehe, was du einem Menschen zu Liebe thust, sollst du das nicht auch deinem Gott zu Liebe thun? Soll dir die Aufnahme Jesu Christi nicht wenigstens eben so wichtig, als der Besuch eines Menschen seyn? Freylich du siehst Christum nicht so persönlich, wie du den Menschen siehst; freylich fällt dir diese Handlung des Abendmahls nicht so stark auf, weil sie dir schon etwas gewöhnliches und fast alltägliches ist; aber eben das ist ein Zeichen, daß dein Glaube an dieses Geheimniß gar ein schwacher und todter Glaube sey: denn wenn du es im Ernst glaubtest, daß du Christum wahrhaft empfangest, so wäre es nicht möglich, daß du diese feyerliche Handlung so gleichgültig ansähest; du würdest gewiß schon zuvor öfters

darauf

darauf denken, du würdest wenigstens am Tag der Kommunion selbst schon in aller Frühe, noch ehe du in die Kirche kömmst, deine Gedanken versammeln, und zu dir selbst sagen: O was ist das heut für ein heiliger und wichtiger Tag, was widerfährt mir heut für eine große Gnade! Ich gehe zum Tisch des Herrn, ich genieße das Brod der Engel, ich erneuere das Gedächtniß des Leidens und Sterbens meines Erlösers, ich empfange ihn selbst unter den Gestalten des Brods; o da muß ich mich gottselig verhalten, da muß ich mir diese große Gnade recht zu Nutzen machen. So, mein Christ, würdest du denken, wenn dein Glaube ein lebendiger Glaube wäre, und dieß wäre dann so die rechte Vorbereitung zu dem heiligen Abendmahl. Aber auch das ist noch nicht genug, sondern der Apostel fordert zu der Selbstprüfung auch noch dieses, daß man sein Herz reinige, und sich zuvor durch eine wahre Buße mit Gott wieder versöhne. Diese Vorbereitung haben besonders alle diejenigen nothwendig, welche sich in dem Stand einer schweren Sünde befinden. Darum hat auch die Kirche solchen Sündern durch ein außerordentliches Gesetz das Sakrament der Buße vorgeschrieben, und dieses Gesetz wird auch allenthalben wenigstens äußerlich beobach-

tet. Jedermann schickt zuvor die Beicht voraus, ehe er zur Kommunion geht. Aber ob diese Beicht auch allemal eine wahre Buße sey, das ist eine andere Frage. Die Beicht für sich allein, wie wir unlängst gehört haben, kann den Menschen nicht rechtfertigen, und die Lossprechung des Priesters allein kann nicht machen, daß der Sünder kein Sünder mehr sey, sondern es muß diese Beicht von einer wahren innerlichen Reue des Herzens, und von einem ernstlichen Vorsatz der Besserung beglettet seyn, dann erst wird der Sünder mit Gott wieder ausgesöhnt. So lang aber das nicht geschieht, so lang diese Reue, dieser Vorsatz, diese innere Herzensveränderung abgeht, so bleibt der Sünder bey allen seinen Beichten doch immer der alte Sünder, und bleibt er das, wie darf er es in diesem Zustand wagen, sich dem Tisch des Herrn zu nähern? Wie darf dieser Unheilige das Allerheiligste genießen; wie kann er sich getrauen, denjenigen in sein unreines Herz aufzunehmen, dessen Gesetz er mit Füßen getreten, dessen Religion er durch seine Lasterthaten geschändet hat? O wahrlich er würde sich, wie Paulus sagt, nur schrecklich an dem Leib und an dem Blut des Herrn versündigen, er würde sich selbst den Tod und die Verdammniß hinein

essen.

essen. Darum prüfe sich der Mensch selbst, und dann erst esse er von diesem Brod und trinke von diesem Kelche.

II.

Nun fragt sich's zweytens, wie hat man sich bey dem Abendmahl selbst zu verhalten? Da wird dann, sagte ich, eine wahre Andacht des Herzens erfordert; also nicht bloß eine Andacht, die in der Bewegung der Lippen besteht, sondern eine Andacht, welche aus dem Herzen kömmt. Das Gebeth, wenn es ein wahres und nützliches Gebeth seyn soll, muß zwar allezeit eine Erhebung des Gemüths zu Gott seyn; denn wenn ihr bethet, sagt Christus, so müßt ihr dabey nicht so viele Worte machen, wie die Heiden, welche glauben, sie würden durch ihr vieles Geplauder erhört werden. Aber vorzüglich muß diese Erhebung des Gemüths da bey dem Genuß des heiligen Abendmahls Platz haben. Denn bey keiner andern gottesdienstlichen Handlung ist uns die Gottheit gleichsam so nahe, so gegenwärtig, als wie bey dieser. Es ist schon schändlich genug, wenn man was immer für andern Religionsübungen nur mit dem Körper und nicht auch zugleich mit der Seele beywohnt.

Aber bey dieser heiligsten Handlung, wo man glaubt, daß Christus selbst zugegen sey, wenn man da nicht einmal seine Gedanken versammelt, wenn man da ohne Gegenwart des Geistes, ohne Empfindung des Herzens bleibt, und nicht einmal so viel Aufmerksamkeit, als wie sonst in der Gegenwart eines Menschen hat; o wie lau und kaltsinnig muß es da in dem Herzen eines solchen Menschen, wie erbärmlich muß es mit seinem Glauben und mit seiner ganzen Religion aussehen?

Bedenket also wohl, liebste Christen, was ihr da thut, wenn ihr euch bey dem Tische des Herrn befindet; bedenket es wohl, aus was für einer Absicht Christus dieses Abendmahl eingesetzt habe. Thut das, sagte er zu seinen Jüngern, thut das zu meinem Gedächtnisse; er wollte sagen: ich hinterlasse euch da vor meinem Abschied ein Andenken an mich. Ich vermache euch da in meinem Testament zum Pfand der Liebe mein eigen Fleisch und Blut unter diesen Gestalten des Brods und Weins. Esset also von diesem Brod und trinket von diesem Kelch, und so oft ihr das thut, so denket dabey an mich, euren besten Freund und Wohlthäter, erinnert euch meines Todes, den ich für euch sterbe,

erinnert euch meiner Wohlthaten, meiner Liebe, die ich euch bewiesen habe. Sehet, das ist der Gesichtspunkt, aus dem wir dieses Abendmahl vorzüglich betrachten müssen, das war die Absicht, die der Heiland bey der Einsetzung desselben gehabt hat, nämlich damit wir auf solche Art öfters an ihn denken, und das Gedächtniß seines Leidens und Sterbens bey uns erneuern sollten. Darum sagt auch der heilige Paulus, so oft ihr von diesem Brod esset, und von diesem Kelch trinket, so sollt ihr den Tod des Herrn verkündigen, das heißt, ihr sollt euch seines Todes dabey erinnern. Nun aber, wer sich bey diesem Tische des Herrn ohne innere Herzensandacht einfindet, wer dieses Denkmal Christi wirklich vor Augen, ja auf der Zunge hat, und doch dabey nicht an denjenigen denkt, zu dessen Andenken es eingesetzt ist, der handelt ja offenbar wider den letzten Willen Christi, der vereitelt seine ganze Absicht auf die schändlichste und undankbarste Weise. Wenn uns etwa ein Freund, ein Wohlthäter bey seinem letzten Abschied einen gewissen Auftrag thut, wenn er uns ein Pfand seiner Liebe zum Denkmal seiner guten Gesinnung gegen uns hinterläßt: o wie wichtig, wie unvergeßlich ist uns nicht das Andenken eines solchen Freundes und Wohlthäters?

Wie hoch schätzen wir nicht das hinterlassene Pfand, und wenn wir dasselbe zuweilen in die Hände nehmen, oder nur mit Augen sehen, wie oft erinnern wir uns dabey an den Verstorbenen, und sagen: das hat er mir zum Andenken hinterlassen, der gute rechtschaffne Freund, der mich wahrhaft geliebt, der mir viel Gutes gethan hat, ich kann ihm nicht genug dafür danken, ich werde ihn ewig nie vergessen u. s. w. Solche Wirkung macht bey uns das Andenken eines Menschens, und dieses heiligste Denkmal unsers göttlichen Freundes, dieses edle Pfand seiner Liebe, soll auf uns keinen Eindruck machen? Soll in unserer Seele keinen Gedanken an ihn, und in unsern Herzen keine Empfindung gegen ihn erwecken? Wo ist da unser Glaube, wo unsere Liebe, unsere Hochschätzung, unsere Dankbarkeit gegen unsern göttlichen Erlöser? Das erste also, was man bey dem wirklichen Genuß des heiligen Abendmahls zu thun hat, ist, daß man sich mit seiner ganzen Einbildungskraft in die Gegenwort Christi versetze, als wenn wir Christum persönlich und leibhaft vor uns hätten. Wir müssen uns einbilden, als wären wir wirklich in jenem Speisesaale und an jenem Tische, wo er am vorletzten Tag seines Lebens mit seinen Jüngern das Abendmahl

gehalten hat. In dieser Lage, wenn wir uns einmal mit unserer Einbildung versetzt haben, dann werden gewiß manche gute Gedanken, manche heilige Betrachtungen, manche Empfindungen des Herzens in uns entstehen. Um diese Gedanken und Empfindungen noch mehr zu unterhalten, und die Andacht des Herzens zu befördern, so wäre nichts mehr zu wünschen, daß alle des Lesens kundig, und mit guten Gebeth- und Erbauungsbüchern versehen seyn möchten. Denn da vielleicht die wenigsten im Stande sind, sich mit eignen Gedanken und Betrachtungen längere Zeit zu beschäftigen, so wäre das eines der besten Mittel, die Aufmerksamkeit des Geistes zu erhalten. Die meisten unter uns haben vielleicht im Brauche, die drey sogenannten theologischen Tugenden zu erwecken, und dieser Gebrauch ist auch gewiß sehr löblich und empfehlungswerth, wenn er nur nicht, wie gesagt, in ein leeres und gedankenloses Wortgeplauder ausartet; denn alles, was wir da mit dem Mund sprechen, soll aus dem Herzen kommen, weil wir es mit unserm gegenwärtigen Erlöser zu thun haben. Besonders aber soll unsere Andacht auf das höchste steigen, wenn wirklich der selige Augenblick heran kömmt, wo wir dieses heiligste Brod des Lebens genießen. Da sollen wir ganz

von

von Ehrfurcht und von einem heiligen Schauder durchdrungen seyn, da sollen wir vor dem Allerheiligsten in den Abgrund unsers Nichts versinken, da sollen wir mit der tiefsten Demuth den König des Himmels und der Erde, den Herrn der Heerscharen anbethen, und mit dem frommen Hauptmann im Evangelio sprechen: Herr ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund; und wenn wir dann diese himmlische Speise unserer Seele wirklich auf der Zunge, wirklich in unserm Leib haben: o wie sollte da unser Herz vor Andacht glühen und von den wärmsten Empfindungen der Anbethung, der Dankbarkeit, der Liebe und des Vertrauens entflammet seyn? Welche Freude, welcher Trost soll sich da unser bemächtigen? Mit was für einem kindlichen Vertrauen sollten wir ihm unsere Bitten darbringen, und ihm gleichsam all' unser Anliegen klagen. Mit welcher Dankbarkeit sollen wir uns seiner Wohlthaten erinnern, was sollten wir da für heilige Entschließungen und Vorsätze machen, wie wir in Zukunft unsere Fehler verbessern, wie wir seine Gebothe fleißiger beobachten mögen.

Sehet, Allerliebste! in solchen Gedanken und Empfindungen besteht die wahre Herzensandacht, so sollten wir uns jederzeit bey dem Genusse des heiligen Abendmahls verhalten, und dann würden wir die seligen Wirkungen davon gewiß in uns empfinden. Doch von diesen Früchten wollen wir noch etwas weniges insbesondere sprechen, und sehen, wie man sich auch nach der Kommunion zu verhalten habe.

III.

Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise, und mein Blut ist wahrhaftig ein Getränk: das ist der Hauptbegriff, den uns Jesus, der Stifter dieses Geheimnisses, von demselben macht. Und diese Vergleichung seines Leibs mit einer Speise, ist gewiß auch sehr gut gewählt, wenn man auf die Wirkungen sieht, welche der Genuß des heiligen Abendmahls in uns hervorbringen soll: denn was thut die leibliche Speise auf unsern Körper für eine Wirkung? Ich denke eine zweyfache: erstens verschafft sie während dem Genuß selbst ein sinnliches Vergnügen und eine gewisse angenehme Empfindung, und zweytens giebt sie uns auch für die Zukunft neue Stärke, neue Kräfte, womit wir das Leben erhalten,

und unsern Arbeiten und Geschäften abwarten können.

Nun, meine Geliebten! auf so eine ähnliche Art ist auch die Wirkung dieser himmlischen Speise zweyfach, nur mit dem Unterschiede, daß bey jener leiblichen Speise die Wirkung körperlich, bey dieser geistigen Speise aber auch geistig ist. Ich sage erstens, das Abendmahl verschafft uns schon bey dem Genuß selbst ein großes Vergnügen; denn was kann es auf der Welt für ein größeres und seligeres Vergnügen geben, als wenn sich unser Herz in solche Empfindungen bey der Kommunion ergießt? Freylich wird mich hier der Sünder, der laue Christ nicht verstehen; denn um das Vergnügen solcher Empfindungen zu kosten, gehört ein reines und gebessertes Herz dazu. Der Sünder ist dieses Vergnügens schlechterdings unfähig. So wie ein Kranker, so lange er die Krankheitsmaterie noch im Leibe hat, auch die besten und niedlichsten Speisen doch nicht schmackhaft findet, eben so wenig wird auch der Sünder, so lange er die Sünde, das ist, die unmäßige Neigung zum zeitlichen Gut, noch im Herzen hat, an dieser himmlischen Speise gewiß wenig Vergnügen des Geistes empfinden, er wird nicht begreifen,

wie

wie andere daran soviel Geschmack finden können. Aber euch, ihr frommen christlichen Seelen, die ihr dieses Vergnügen schon selbst erfahren habt, und also aus Erfahrung reden könnet, euch rufe ich hier zu Zeugen an: sagt uns, kann es wohl eine reinere und größere Freude auf Erde geben, als man bey dem andächtigen Genusse des heiligen Abendmahls empfindet. Wenn ihr euch so manche Stunde mit eurem Erlöser in solchen Gedanken und Betrachtungen unterhieltet, wenn dann euer Herz von den Empfindungen der Liebe, der Dankbarkeit, des Vertrauens überfloß, sagt uns, war das nicht ein recht seliger Zustand für euch? War das nicht ein wahrer Vorgeschmack der himmlischen Freude? Würdet ihr wohl dieses Vergnügen um alle erdenkliche Freuden der Welt vertauscht haben? War es da nicht in eurer Seele so heiter, so ruhig? Waret ihr nicht in euern Leiden und Trübsalen so getrost, und mit eurem Schicksal so zufrieden? Habt ihr nicht zugleich in euch neuen Muth, neue Stärke empfunden? Habt ihr dabey nicht neue Entschlüsse zu allem Guten gemacht? Mit einem Wort, seyd ihr nicht jedesmal vom Tische des Herrn weit besser und frömmer zurückgekehrt, als ihr dahin gegangen seyd? Seht, das ist die zweyte Wirkung, welche das

heilige

heilige Abendmahl in euch hervorbrachte, und das ist erst der eigentliche Frucht, meine Geliebten! den uns der würdige Genuß desselben verschaffen soll. So müssen wir dadurch im Leiden aufgemuntert und im Guten gestärkt werden, wir müssen nach derselben weniger Lust und Neigung zum Bösen, hingegen desto mehr Lust und Freude zu den Werken der Andacht und zur fleißigen Erfüllung unserer Pflichten in uns verspüren; wir müssen die alten Gelegenheiten zur Sünde meiden; kurz, wir müssen uns selbst das Zeugniß geben können, daß wir an Liebe Gottes und an Liebe des Nächsten zugenommen haben, dann können wir versichert seyn, daß wir dieses Brod des Lebens würdig empfangen haben, weil sich die Früchte davon zeigen. Allein wenn das nicht geschieht, wenn man vielmehr an uns das Gegentheil sehen muß, wenn wir vom Tische des Herrn noch eben so lau und kaltsinnig gegen Gott, eben so zänkisch und rachsüchtig gegen unsern Nächsten nach Hause kommen, wie wir zuvor waren; wenn wir so zu sagen den ersten Schritt aus der Kirche schon wieder zur Sünde thun, wenn wir vielleicht noch am nämlichen Tage unserer Kommunion wieder die alte Gelegenheit, die alte Gesellschaft aufsuchen, wo wir schon zuvor so oft in manche Sünde

der

der Unzucht oder der Unmäßigkeit gefallen sind, liebste Christen, was soll man da von unserm Abendmahl denken? Kann das eine würdige Kommunion gewesen seyn? Nein, gewiß nicht, denn sonst müßten sich ja die Früchte davon in unsern Werken zeigen. Da sich aber diese nicht zeigen, so kann man nichts anders schließen, als daß es uns dabey an der gehörigen Vorbereitung, oder an der gehörigen Andacht, oder an beyden zugleich gefehlt habe.

O wenn uns also dieses große Geheimniß des Altars noch ehrwürdig und heilig ist, wenn wir noch einen Glauben an das Denkmal Jesu haben, so nehmen wir uns in Acht, daß wir niemals dasselbe unwürdig empfangen, damit nicht dieses Brod des Lebens für uns ein tödtendes Gift, damit nicht dieses Mittel unserer Seligkeit eine Ursache unserer Verdammniß werden möge. Gehen wir niemals hinzu, ohne uns zuvor selbst geprüft, ohne uns dazu vorbereitet zu haben: gehen wir niemals hin, ohne in uns eine wahre Herzensandacht zu erwecken, und gehen wir auch darnach niemals hinweg, ohne in uns die Früchte und Wirkungen davon im Werk selbst zu zeigen. Folgen wir in diesem Stücke dem Beyspiel so vieler frommen und hei-

ligen Diener Gottes, welche sich nie anders als mit zitternder Ehrfurcht und mit heißester Andacht zu dem Tische des Herrn genähert haben. Auf diese Art wird die Verheißung Jesu an uns in Erfüllung gehen: Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der wird ewig leben. Amen.

Am dritten Sonntag nach Pfingsten.

Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht. Matth. XI, 10.

Es hat zwar Christus, der göttliche Lehrer und Freund der Menschen, seine Liebe und Barmherzigkeit gegen die Sünder öfters bey verschiedenen Gelegenheiten an Tag gelegt. Er hat es sehr oft mit Worten und im Werk selbst bewiesen, daß ihm nichts mehr am Herzen liege, als alle Menschen zu bessern und sie selig zu machen. Allein in dem heutigen Evangelium zeigt er diese seine Menschenliebe auf eine ganz besondere Art. Wir haben gehört das Gleichniß von einem Hirten, der einem einzigen verlornen Schafe un-

unermüdet nachläuft, und wenn er's dann gefunden hat, mit tausend Freuden auf seinen Schultern nach Hause trägt, und zu seinen Freunden spricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf, das verloren war, wieder gefunden. Wir haben gehört das Gleichniß von dem armen Weibe, welches seinen verlornen Groschen sucht, und dann, wenn es ihn findet, gegen ihre Nachbarn eine außerordentliche Freude bezeugt.

Sehet, meine Christen! zu so niedrigen Beyspielen und Gleichnissen ließ sich der Sohn Gottes herab, um uns nur seine Liebe in etwas begreiflich zu machen, solche sinnliche und rührende Beweggründe braucht er, um nur die Herzen der Sünder zu gewinnen, und sie zur Buße, zur Besserung ihres Lebens aufzumuntern. Aber dessen ungeachtet, was richtet Christus mit all' seiner Liebe bey uns Menschen aus? Was machen wohl alle diese Beweggründe für einen Eindruck auf die Herzen der meisten Sünder? Ach leider! einen sehr geringen. Der gute Hirt mag die verirrten Schafe suchen, wie er will, sie lassen sich nicht finden, sie wollen lieber auf den Abwegen ihrem eignen Untergange zulaufen, als auf den Schultern dieses Hirten zu seiner

Heerde zurückzukehren. Christus mag uns seine und des ganzen Himmels Freude über die Bekehrung eines Sünders noch so anschauend darstellen, als er will: es geschieht doch sehr selten, daß ihm jemand durch eine wahre Buße diese Freude macht.

Liebste Christen! woher diese Unempfindlichkeit der meisten Sünder bey den zärtlichsten Ermahnungen Jesu? Wie kömmt es doch, daß so wenige Menschen der Stimme dieses Hirten folgen, und sich vielmehr desto weiter von ihm entfernen, je liebreicher er sie an sich zu locken sucht? Ich denke, unter andern Ursachen ist auch vorzüglich diese, weil so wenige Menschen wissen und überzeugt sind, wie gut es Jesus mit uns meine, und wie er bey allen den Gebothen, die er uns auferlegt, nur unsere eigne Glückseligkeit zur Absicht habe. Sie sehen das Gesetz seines Evangeliums immer für ein hartes Joch, für eine gehässige und unerträgliche Last an, die er uns nur aus bloßer Willkühr aufgebürdet hat, und bedenken nicht, daß wir das, was uns Christus vorgeschrieben hat, schon aus bloßer Eigenliebe, um unsers eignen Bestens willen thun müßten, wenn er es uns auch wirklich nicht befohlen hätte. Mit einem

Wort, sie wissen nicht, wie süß das Joch Jesu, und wie leicht seine Bürde sey.

Es lohnt also gewiß der Mühe, daß wir einmal über diese wichtige Wahrheit ernstlich nachdenken, und uns überzeugen, daß uns Christus seine Gesetze nicht aus Willkühr, nicht um seines Nutzens willen aufgedrungen, sondern nur aus Liebe und Sorgfalt für unser eignes Beste vorgeschrieben habe; denn wenn wir einmal diese Wahrheit recht einsehen, so wird uns dieses Gesetz gewiß liebenswürdiger, und der Gehorsam gegen dasselbe gewiß leichter vorkommen. Dieß sey auch die Frucht unserer heutigen Betrachtung, die wir anfangen im heiligen Namen Jesu.

* * *

Wenn Christus bey seiner Gesetzgebung sich so betragen hätte, wie sich oft Menschen gegen Menschen betragen, so möchte wohl unser Ungehorsam in etwas zu entschuldigen seyn. Mancher Fürst oder große Herr, der mehr ein Tyrann als ein Vater seiner Unterthanen ist, theilt seinen Sclaven Befehle aus, und droht ihnen im Fall des Ungehorsams die schrecklichsten

Strafen, bloß deßwegen, weil es ihm seine Herrschaft über selbe zu zeigen beliebt: er dringt ihnen manche Gesetze auf, die gar nicht nothwendig wären, und die seinen Untergebnen nichts weniger als zum Nutzen, sondern vielmehr zum Schaden gereichen. Aber er ist nun einmal der Herr, er will's so haben, und das muß den armen Unterthanen genug seyn, um zu gehorchen. Eben so unbillig handelt oft auch mancher Hausvater, manche Hausmutter gegen das untergebne Hausgesinde. Stolz auf ihre Herrschaft, und von ihren äußerlichen Ansehen geblendet, befehlen sie den ihrigen, nicht weil es das Wohl der Haushaltung so erfordert, sondern bloß um befehlen zu können, bloß um zu zeigen, daß es in ihrer Macht stehe, zu gebieten, und andere zu zwingen, daß sie sich nach ihrem Eigensinn bequemen müssen. Nun in diesem Fall, meine Christen! ist freylich der Gehorsam eine schwere Sache. Da kostet es große Ueberwindung, wenn man etwas thun oder unterlassen soll, nicht weil es gut und nützlich ist, sondern bloß weil es der andere so haben will: und ich bedaure daher jeden Menschen, der das Unglück hat, unter dem Joch einer solchen Obrigkeit und Herrschaft zu seufzen.

Allein setzen wir nun auf der andern Seite einen guten rechtschaffnen Fürsten, einen wahren Vater seiner Unterthanen, der es mit denselben wahrhaft gut meint, dem es nicht um seine Herrschaft, sondern nur um das Beste seines Volks zu thun ist, der also nur lauter solche Gesetze und Verordnungen macht, die nicht ihm, sondern den Unterthanen selbst, und dem gemeinen Wesen nützlich sind. — Oder setzen wir einen Hausvater, eine Hausmutter, die keine eitle Freude daran haben, daß sie befehlen können, die ihren Untergebnen nichts anders auftragen, außer was zum Wohlstand der Haushaltung höchst nothwendig, und für diese Untergebnen selbst zugleich vortheilhaft ist, die von ihnen nur das verlangen, was jene vernünftiger Weise schon von selbst thun müßten, wenn sie auch keinen ausdrücklichen Befehl hätten. Ist es in diesem Fall auch noch schwer zu gehorsamen? Können solche Untergebne wohl mit Recht wider ihre Herrschaft klagen? Können sie wohl noch entschuldiget werden, wenn sie sich gegen solche Befehle von dieser Art widerspenstig zeigen? Ich denke, wer da noch so ein sanftes Joch abwerfen, wer da noch murren und unzufrieden seyn kann, der ist gewiß sein eigner Feind, und der verdient wahrlich kein besseres

Schicksal, als der Sclave des unmenschlichsten Tyrannen zu werden.

Nun sehet, das ist jetzt wirklich der Fall, von dem wir reden; so ein gutgesinnter Herr, so ein wohlmeinender Vater ist unser göttliche Gesetzgeber Jesus Christus; wir mögen alle seine Lehren, alle seine Gebothe und Gesetze vom ersten bis zum letzten durchgehen, wie wir wollen, so werden wir keines finden, das er uns bloß deßwegen auferlegt hätte, um seine Herrschaft und Gewalt über uns zu zeigen; kein einziges, das nicht unsern eignen Vortheil, unsere eigene sowohl zeitliche als ewige Glückseligkeit zur Absicht hätte; sondern allezeit werden wir gestehen und sagen müssen: Ja da hat er's wirklich recht gut mit uns Menschen gemeint, da er uns dieses oder jenes Geboth auferlegt hat; es ist wirklich dabey nur auf unser eignes Beste angesehen: und es wäre unser eigner Schaden, wenn wir's nicht thäten: das, sage ich, werden wir bey allen Gebothen Christi selbst gestehen müssen. Nein, liebste Christen! Gott ist nicht wie ein Mensch, daß er an seiner Oberherrschaft und an der Unterwürfigkeit seiner Creaturen ein eitles Wohlgefallen haben könnte. Er ist allzuweit über uns erhaben, als daß er von

unserm

unserm blinden Gehorsam irgend ein Interesse, oder einen Zuwachs seiner Größe und Glückseligkeit erhalten könnte. Die Menschen mögen ihm gehorsamen oder nicht, er gewinnt und verliert nichts dabey, ihm mag es gleich gelten, ob einige Menschen in der Welt da sind oder nicht, er findet seine ganze Glückseligkeit in sich selbst. Wenn er uns daher durch seinen göttlichen Sohn allerley Gesetze vorschreibt, so kann ja das unmöglich um seinerwillen geschehen, sondern er muß es bloß um unserwillen thun, weil er sieht, daß wir diese Gesetze zu unserer Glückseligkeit nothwendig brauchen. Christus konnte also mit Recht sagen: mein Joch ist süß, und meine Bürde ist leicht, warum? Weil dieses Joch nur unsern Vortheil zum Zweck hat, und weil der Weg seiner Gebothe der einzige und gerade Weg zu unserer zeitlichen und ewigen Glückseligkeit ist.

Doch um uns von dieser Wahrheit, die wir bisher im Allgemeinen betrachtet haben, noch besser zu überzeugen: so wollen wir auch die Gebothe und Lehren Christi einzeln untersuchen, und dann sehen, ob wohl ein einziges Stück darunter sey, das wir für ein hartes Joch, und für eine gar zu schwere Bürde halten könnten. Alle Gesetze und Pflichten, die

uns Christus auferlegt hat, werden gemeiniglich in drey Gattungen eingetheilt, nämlich in Pflichten gegen Gott, in Pflichten gegen sich selbst, und in Pflichten gegen den Nächsten. In der Erfüllung dieser dreyfachen Pflichten besteht das ganze Gesetz Christi. Lasset uns also gleich zuerst bey den Pflichten gegen Gott stehen bleiben. Was fordert da Christus in diesem Stück von uns? Er will, daß wir Gott über alles von ganzem Herzen lieben, daß wir ihn im Geist und Wahrheit anbethen, daß wir auf ihn in allen Nöthen unsere Hoffnung setzen, daß wir uns jederzeit seinem heiligsten Willen unterwerfen sollten. Seht, das sind die Pflichten gegen Gott, die uns Christus auferlegt hat. Nun frage ich, sollte es dann für uns so hart seyn, diese Pflichten zu erfüllen? Soll es uns denn so schwer fallen, einen Gott zu lieben, der an sich selbst das vollkommenste Wesen, das liebenswürdigste Gut ist, einen Gott, der uns wie ein Vater seine Kinder liebt, der uns täglich so viel Gutes thut, und alle unsere guten Werke mit einer ewigen Seligkeit belohnen wird? Soll es uns denn so schwer fallen, jenen Gott anzubethen, der uns und alles erschaffen hat, dem wir alles zu danken haben, was wir immer sind, und in dessen Hand unser Leben und Tod

ist?

ist? Soll es uns so schwer fallen, auf jenen Gott zu vertrauen, der jeden Vogel in der Luft speiset, und jede Blume auf dem Felde kleidet, und also um so mehr auf uns Menschen bedacht seyn muß? Soll es uns so schwer seyn, uns dem heiligsten Willen jenes Gottes zu unterwerfen, der alles weiß, was uns gut ist, und eben darum auch nichts will und nichts wollen kann, außer was gut ist? Können wir sagen, daß das Joch Christi, von dieser Seite betrachtet, hart und unerträglich sey?

Und zudem, warum verlangt Christus von uns diese Anbethung, diese Liebe, dieses Vertrauen, diese Unterwerfung gegen Gott? Etwa deßwegen, weil Gott an diesen Complimenten und Ehrbezeugungen gelegen ist? O nein, wir haben es schon gesagt, Gott müßte nicht Gott seyn, wenn er von dem Betragen der Menschen nur den geringsten Vortheil für sich haben könnte, sondern nur deßwegen, weil wir ohne die Beobachtung dieser Pflichten nicht glückselig seyn könnten. Denn wer Gott nicht liebt, wer ihn vergißt und beyseite setzt, der wird sich im Guten gewiß nicht lange erhalten, der wird gewiß bald in allerley Sünden und Laster verfallen, und sich eben dadurch in's Verderben stürzen.

Eben so wer nicht auf Gott vertraut, wer sich nicht in seinen Willen ergiebt, der wird gewiß nie ruhig und zufrieden leben. Er wird im Leiden nirgends Trost und Beruhigung finden, und also ein unglücklicher Mensch seyn. Hingegen der Fromme und Gottesfürchtige, der Gott von ganzem Herzen liebt, und öfters sein Herz zu ihm erhebt, der auf ihn vertraut und sich in seinen Willen ergiebt, der wird sich gewiß leichter auf dem Weg der Tugend erhalten, er wird in der Trübsal weit zufriedner, mithin überhaupt schon in der Welt weit glücklicher als der Gottlose seyn. Ist es also nicht eine große Wohlthat für uns, daß uns Christus diese Liebe, dieses Vertrauen zu Gott zur Pflicht gemacht hat? Hat er uns nicht durch diese Gebothe die beste Stütze unserer Glückseligkeit an die Hand gegeben.

Aber man wird hier vielleicht einwenden: es sey doch auch hart auf Gott zu vertrauen, besonders wenn man in großer Noth steckt, und von seinem Elend gar kein Ende voraussieht. Ich antworte hierauf, ja ich gestehe es, daß es in diesem Falle nicht ohne Beschwerniß und Ueberwindung sey. Aber ich frage zugleich, wird es dann dadurch besser, wenn man das

Ver-

Vertrauen auf Gott wegwirfst? Hört deßwegen das Uebel auf, oder wird es etwa erleichtert, wenn man wider Gott murrt, wenn man verzweifelt, und sich seinem Kummer ganz überläßt; wird nicht vielmehr das Elend eines solchen Menschen dadurch noch größer, wenn er gar keine Hoffnung, keine weitere Aussicht mehr vor sich hat? Also ist es ja offenbar, daß die Lehre Christi, beständig auf Gott zu vertrauen, gewiß keine Last, sondern vielmehr eine Erleichterung der Last, eine Wohlthat sey, ohne die wir erst unglücklich seyn würden. Also können wir unserm göttlichen Erlöser nicht genug danken, daß er uns nicht nur die Pflicht dieses Vertrauens, sondern auch alle übrigen Pflichten auferlegt hat, weil wir ohne die Erfüllung derselben weder in dieser Welt, noch weniger in der andern wahrhaft selig seyn könnten. **Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht.**

Eben so verhält es sich nun auch mit all den Pflichten, die wir gegen uns selbst haben; auch da zeigt sich sogleich wieder die wohlmeinende Absicht unsers göttlichen Gesetzgebers Jesu Christi, indem er uns befiehlt, daß wir vor allen für die Wohlfahrt unserer Seele besorgt seyn, daß wir unsere Talente, das ist, unsere

Leibes- und Seelenkräfte wohl anwenden, daß wir uns selbst verläugnen und abtödten, das heißt, alle unordentliche Neigungen und Begierden nach den Reichthümern oder Wollüsten dieses Lebens einschränken, daß wir ein keusches, ein mäßiges, ein arbeitsames Leben führen, und alle jene Ausschweifungen vermeiden sollten, welche uns sowohl an Leib als Seele zu Grund richten könnten. Nun, wer sieht nicht, daß alle diese und noch andere dergleichen Gebothe nur uns Menschen selbst wieder zum Besten gereichen? Denn wer ist aus uns, der nicht gern sowohl in dieser als jener Welt recht glücklich seyn mag? Wer ist unter uns, der nicht sowohl seine Seele als auch seinen Leib im guten Zustande zu erhalten wünscht? Wenn aber jetzt das geschehen, wenn unser Trieb und Verlangen nach einer dauerhaften Glückseligkeit gestillt werden soll, so müssen wir ja alle Mittel ergreifen, die unsere Seligkeit befördern; hingegen aber auch alles das vermeiden, was derselben nachtheilig seyn könnte. Nun seht, l. Ch., eben das ist es, nicht mehr und nicht weniger, was Christus von uns verlangt; nämlich das, was unsere leibliche und geistliche Glückseligkeit befördert, das hat er uns gebothen: alles das aber, was derselben hinderlich und schädlich ist,

das hat er uns verbothen; hätte er's wohl besser für uns, als auf diese Art einrichten können? So z. B. wir möchten alle gerne im Herzen immer vergnügt, ruhig und zufrieden seyn. Nun, das will Christus auch, und eben darum mußte er uns die Selbstabtödtung vorschreiben, er mußte uns alle unmäßigen Begierden nach den Gütern der Welt untersagen, weil eben diese Begierden die größten Feinde und Hindernisse unserer wahren Herzensruhe und Zufriedenheit sind; er mußte unsern Ehrgeitz, unsere Habsucht, unsern Trieb nach der Wollust einschränken, weil wir, so lange diese Leidenschaften in uns herrschen, schon in dieser Welt immer unruhig und mißvergnügt seyn werden. Ferner möchten wir alle gerne immer gesund und bey guten Leibeskräften seyn. Nun, das will Christus auch wieder, und eben darum mußte er uns nothwendig die Mäßigkeit in dem Genuß der sinnlichen Güter vorschreiben; er mußte uns nothwendig verbiethen allen Fraß, alle Füllerey, weil wir dadurch unsere Gesundheit einbüßen, und uns selbst frühzeitig in's Grab stürzen würden; er mußte uns verbiethen alle Gattungen der unkeuschen Wollust, weil eben diese Wollust das tödtliche Gift durch unsern Körper verbreitet, weil sie uns unsre be-

sten Lebenssäfte raubt, und uns zu siechen, elenden Menschen macht; alles das mußte er uns nothwendig verbiethen, wenn er's anders mit uns gut meinen wollte, und hätte er's uns nicht verbothen, so würden sich dergleichen Laster schon von sich selbst verbiethen, weil die traurigen Folgen davon einmal gar zu auffallend und schrecklich sind.

Wie thöricht ist es also, wenn manche Menschen dieses oder jenes Geboth, das sie am öftesten übertreten, gar so gerne aus dem Evangelium wegstreichen möchten. Wie wenig wissen diese Unverständigen, was sie thun, da sie bey sich selbst wünschen und sagen: wenn nur Christus das erlaubt, das nicht verbothen hätte, wenn nur z. B. das sechste Geboth nicht wäre: alle übrigen wollte ich gerne halten. Aber das ist zu schwer, das kann ich nicht halten u. s. w. O lieber Christ, der du so sprichst, wie unvernünftig ist dein Wunsch. Siehst du denn nicht, daß eben dieses Geboth, das dir so lästig zu seyn scheint, zu deinem eignen Nutzen gegeben sey; denn nur gesetzt einmal, es wäre z. B. dieses Geboth nicht da, gesetzt Christus nähme es wieder zurück, und erlaubte uns Menschen alle sinnlichen Ausschweifungen der Wollust

unge-

ungestraft zu treiben: großer Gott, wie würde es alsdann mit uns Menschen gehen? Was für Unheil würde diese Wollust, wenn sie allgemein erlaubt wäre, stiften? Wie bald würde die ganze Welt zu einem Krankenspital und Siechhaus werden? Wie bald würde eine Familie nach der andern aussterben, wie bald würde sich fast das ganze Menschengeschlecht selbst aufreiben? Und dann, o wie gerne würden wir dieses Geboth wieder zurückwünschen, wie dringend würden wir selbst wieder zu Gott bitten, daß er doch dem menschlichen Verderben durch ein strenges Gesetz Einhalt thun möchte. Sieh, o Thor! das wünschest du, wenn du dieß oder jenes Geboth gerne vom Halse hättest; du wünschest, daß Gott so sorglos, so grausam seyn möchte, wie z. B. ein Vater, der sein Kind alles thun läßt, was es will, der ihm das Messer nicht aus der Hand nimmt, wenn es damit unvorsichtig spielt, der es nicht zurückhält, wenn es zu einem Wasser oder Feuer zu nahe hinzugehen will. So einen gleichgültigen und für's Menschenwohl ganz unbekümmerten Gott möchtest du haben. Aber zum Glück ist dein unsinniger Wunsch vergebens; zum Glück meint es Gott besser als du mit dir selbst, zum Glück hält er auf sein Gesetz, und wird es in Ewigkeit nicht mehr abändern, weil

das

das nie ohne unsern größten Schaden geschehen könnte. Freylich, mein Christ, ich will es nicht läugnen, kostet es wenigstens anfangs große Ueberwindung, es kostet manchen harten Kampf mit sich selbst, wenn man seine Begierden mäßigen, wenn man seinem Herzen manches versagen und sich selbst verläugnen soll. Aber was soll dieser Kampf, diese Ueberwindung seyn gegen jene schreckliche Höllenqual, die du dir an Leib und Seele bereitest, wenn du die Sinnlichkeit nicht überwindest? Und zudem hat es nur im Anfang einige Schwierigkeit, einen oder den andern Kampf auszuhalten. Ist dieses glücklich vorbey, so geht es immer leichter und leichter: die Tugend wird allgemach mehr zur Gewohnheit, und hast du es einmal so weit gebracht, o so wird alle Beschwerniß verschwinden, und du wirst es selbst aus Erfahrung einsehen, daß nichts sanfters als das Joch Jesu Christi und nichts leichters als seine Bürde sey.

Aus diesem mögen wir nun schon vorläufig schließen, daß es mit der dritten Gattung der Pflichten, die wir gegen den Nächsten haben, eben die nämliche Beschaffenheit habe. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, das ist eines der ersten Grundgesetze des Christenthums, und

wer

wer kann wohl die Billigkeit, wer kann die Nothwendigkeit dieses Gesetzes läugnen? Will nicht jeder aus uns von andern Menschen geliebt seyn? Wünscht er nicht, daß sein Eigenthum, sein Recht, seine Ehre, sein Leben, kurz alles was sein ist, vor fremden Angriffen möchte gesichert seyn? Ja wünscht nicht jeder, daß man ihm im Fall der Noth auch Hülfe leisten und alle mögliche Liebe erweisen möchte? Nun eben das, was wir selbst wünschen, das hat Christus zum Gesetz gemacht. Er hat allen unsern Nebenmenschen befohlen, daß sie uns wie sich selbst lieben sollten. Er hat ihnen befohlen, du sollst nicht tödten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsche Zeugnisse geben: ja sogar unsern Feinden hat er aufgetragen, daß sie uns verzeihen, und keine Rache an uns ausüben sollten. Könnten wir uns wohl diese Einrichtung besser wünschen, als sie Christus gemacht hat? Nun aber wenn wir's gern sehen, daß andere Menschen diese Gebothe der Liebe gegen uns beobachten, so ist ja einmal nichts billiger, als daß auch wir diese Gebothe gegen andere halten; denn wohin würde es in der Welt kommen, wenn jeder das Gesetz der Liebe nur von andern fordern, aber selbst davon eine Ausnahme machen wollte? Wer seinen Nebenmenschen

menschen nicht liebt, der wird gewiß auch von ihm nicht geliebt werden; wer andere beleidigt, der wird auch von andern wieder beleidiget werden; wer gegen andere stolz, falsch, zänkisch, lieblos ist, der wird auch von ihnen nicht viel besseres zu gewarten haben, er wird sich tausend Verdrüßlichkeiten zuziehen, er wird nie in der menschlichen Gesellschaft ruhig und zufrieden leben; mit dem Maas er ausmißt, wird man ihm wieder einmessen. Wir hassen uns also nur selbst, wenn wir andere hassen, so wie wir uns auch nur selbst lieben, wenn wir andere lieben. Sobald das Gesetz der Liebe unter Menschen aufhörte, so wäre die Welt nichts als eine Mördergrube, eine wahre Hölle der Verdammten. Hingegen wo Liebe herrscht, da ist wahre Seligkeit, wahrer Vorgeschmack des Himmels. Also müssen wir wieder gestehen, daß auch diese christlichen Gebothe der Nächstenliebe keine andere Absicht als nur unser eignes Beste haben; auch da müssen wir die Wahrheit der Worte Christi empfinden: Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht.

Wenn nun aber das ist, meine Allerliebsten, wenn alle Gebothe Gottes, wie wir bisher gehört haben, nur zu unserm Besten gemacht

macht sind, warum sollen wir uns denn dagegen sträuben? Wenn es unser göttlicher Erlöser so gut mit uns meint, warum sollten wir's selbst mit uns so böse meinen? Warum uns selber feind seyn und unserer eignen Glückseligkeit entgegen arbeiten? Warum sollten wir uns einem Joch nicht unterwerfen, das so süß, und eine Bürde tragen, welche so leicht ist? O daß doch diese Betrachtung wenigstens einen einzigen Sünder aufmerksam gemacht, und zur ernstlichen Besserung seines Lebens bewogen hätte! daß doch wenigstens ein einziges verlornes Schaf zu der Heerde Christi wieder zurückkehren möchte! Mit tausend Freuden würde es dieser gute Hirt auf seine Schultern nehmen, und alle Auserwählte, alle Engel Gottes würden sich mit ihm über die Bekehrung eines solchen Sünders erfreuen. Liebste Christen! wer unter uns hat Lust, durch seine Bekehrung heute noch dem Himmel eine solche Freude zu machen?

Am Fest der h. h. Aposteln Petrus und Paulus.

Jesus aber antwortete und sprach: Du bist Petrus (ein Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. XVI. 17. und 18.

Die Apostel verbreiteten nach dem Tode ihres Meisters die Lehre Jesu, und versammelten diejenigen, die sich dazu bekannten, in eine Gemeinde, in eine Kirche Jesu. Wenn man diese Kirche Jesu mit einem Gebäude vergleicht, so waren die Apostel das Fundament, die Grundveste von diesem Gebäude. Durch sie und ihren Unterricht erhob sich, auf ihnen und ihrem Unterricht fußte sich diese neue Kirche, dieses neue Gebäude.

Gilt dieß von allen und jedem der Apostel, so gilt es besonders von den heiligen Aposteln Petrus und Paulus, deren Andenken wir heut ehren. Beyde waren in einem nicht gemeinen Sinne Grundsteine, Grundveste, zum Gebäude der christlichen Kirche. Von Simon Petrus, von dem wir heute besonders handeln wollen,

sagt es Jesus im heutigen Evangelium ausdrücklich: „Simon, Sohn des Jona, du bist Petrus, oder nach unserer Sprache, du bist ein Fels, und auf diesen Felsen, auf diese unwandelbare Grundfeste will ich meine Kirche bauen." Aber wie wurde Simon Petrus eine solche Grundveste, ein solcher Fels? war er nicht kurz vor dem Tode Jesu so wankelmüthig, daß er Jesum sogar verläugnete? wie ward er nach dem Tode Jesu ein Fels, er, der nicht nur für sich fest stand, sondern auch andre auf sich gründen, und in der Lehre Jesu befestigen konnte? Und wie können auch wir, die wir meistens weit wankelmüthiger sind, als Petrus war, eben so standhaft, so gleichsam felsenfest im Guten werden, als Petrus wurde?

Diese zwey Fragen wollen wir heute kurz beantworten, und in dieser Beantwortung Erbauung für uns suchen.

Wie ward aus Simon, dem wankelmüthigen Jünger Jesu, ein Fels, ein standhafter, unbeweglicher Apostel Jesu?

Von jeher, von dem ersten Rufe an, durch den ihn Jesus zu sich rief, zeigte Simon eine

große Anhänglichkeit, viel Eifer, Hochachtung und Liebe zu Jesu. Ueberall zeichnet er sich darin vor den übrigen Aposteln aus. Wenn ihnen Jesus einen reichen Fischzug gewährt, so ist er der erste, der durch den Anblick dieses Wunders von Hochachtung gegen Jesum durchdrungen ausruft: „Herr, entferne dich von mir, ich bin ein sündiger, nichtswerther Mensch, nicht werth, an deiner Seite zu seyn. — Auf gleiche Weise, wenn der Heiland seinen Aposteln die Füße waschen will, so ist Simon Petrus der erste, der sich für unwürdig hält, der sich weigert, einen solchen Knechtsdienst von seinem verehrten Meister anzunehmen, der aufruft: „In Ewigkeit, nimmermehr sollst du mir die Füße waschen. — Wenn Jesus auf einem hohen Berge in himmlischer Herrlichkeit, mit Glanz und blendender Weiße überkleidet, erscheint, so ist Simon der erste, der ihm hier zu einem fortwährenden so frohen Aufenthalt eine Wohnung errichten will. Wenn Jesus, da eben einige seiner Jünger ihn verlassen, die Apostel fragt, ob etwa auch sie ihn verlassen wollen; so ist Simon Petrus der erste, der für sich und andre unveränderliche Treue zusichert: „Herr, wo wollten wir auch hingehen? du hast Worte des ewigen Lebens." Wenn Jesus, da ihn

andre

andre Leute für einen Propheten, für Jeremias, Elias, Johannes den Täufer u. dgl. halten, abermals seine Apostel fragt, was sie von ihm denken; so ist Simon Petrus abermals der erste, der im Namen aller das Wort nimmt, und ausruft: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Wenn Jesus einmal des Nachts über die See auf das Schiff, worin die Apostel waren, zukömmt, so war Petrus der erste, der bey ihm seyn will, der ihm zuruft: „Herr, laß mich über die See zu dir kommen.“

Der Heiland sagt vorher, daß er werde zu leiden haben, und bis in den Tod verfolgt werden, sogleich setzt sich Simon Petrus, der von dem Leiden eines so lieben Meisters nichts hören kann, dagegen: „Herr, behüte Gott, das soll dir nicht wiederfahren.“ — Der Heiland wiederholt diese Vorhersagung, besonders nach dem eingenommenen letzten Nachtmahle; und Simon Petrus wiederholt auch seine Betheurung, daß er eine solche Erniedrigung, Herabwürdigung, Mißhandlung seines über alles geschätzten Meisters durchaus nicht zugeben wolle: „Ehe — spricht er — will ich selbst mit dir in

den Kerker und in den Tod gehen." Simon Petrus läßt es bey diesen Worten nicht bewenden; er redet nicht nur, er handelt auch. Wirklich, da man seinen Lehrer gefangen nehmen und binden will, haut er mit dem Schwerdte darein.

Dieß alles geschah zwar von Simon Petrus oft in einer Hitze, wobey ihn nicht allemal gehörige Ueberlegung und weise Mäßigung leitete. Deßwegen erhielt er auch von Jesu manche Ahndung und Zurechtweisung. Aber dieß alles, was geschah, zeigt doch immer von einem Eifer, von einer Anhänglichkeit, von einer Liebe und Hochachtung zu Jesu, bey der er sich zugleich höchst unwürdig, zugleich höchst glücklich schätzte, daß er um Jesu war, und soviel Gutes, Schönes und Großes erfuhr, bey der er's durchaus nicht zugeben wollte, daß seinem Meister etwas widriges, Schmach oder Schmerz widerfahre, bey der er durchaus verlangte, daß ihm nur Gutes, Angenehmes, Ehre und Herrlichkeit zu Theil werden sollte.

Indeß war dieß wohl eine solche Anhänglichkeit und Treue, durch die Simon, der Sohn

Jona,

Jona, sich schon als einen unerschütterlichen Fels bewies, und ein solcher zu heißen verdiente? Noch nicht; bey all' dieser Anhänglichkeit, bey all' diesem Eifer, den er bis zum Leiden Jesu zeigte, fiel er gleichwohl in eine Versuchung, die ihn während des Leidens Jesu in die Sünde der Verläugnung stürzte. — Woher dieß? Daher.

Der Eifer, mit dem Simon Petrus seinem Meister anhieng, kam nicht soviel von einer festgegründeten Tugend, als von einer bloß natürlichen Zuneigung her. — Er war nicht eine natürliche dauerhafte Lebenswärme, die den Menschen gesund erhält, sondern ein aufloderndes Feuer, das bald wieder verlischt, das zwar, so lange die Hitze dauert, dem Menschen eine besondre Stärke und Anstrengung, wie dem Kranken das hitzige Fieber, ertheilt, aber sobald die Aufwallung und Hitze vorüber ist, ihn in eine desto größere Ohnmacht zurück sinken läßt.

Ihr könnt das, meine Zuhörer! an euch selbst erfahren, und aus eigner Erfahrung kennen lernen. Habt ihr nicht manche Tage und Stunden, wo ihr euch recht aufgelegt fühlt, zu Gott mit Freude und Zutrauen zu bethen,

mit

mit dem Nebenmenschen verträglich, heiter, liebreich und wohlthätig umzugehen, an ihm alles gut, liebreich auszulegen, oder zu entschuldigen, Gott fröhlich zu ehren, die Menschen fröhlich zu lieben? — Aber kommen nicht auch wieder andre Tage und Stunden, wo ihr zum Bethen, zur Andacht und Verehrung Gottes träge, wo ihr gegen jedermann mißmüthig seyd; euch über die kleinsten Fehler höchlich ärgern, alles auch, wo der Mitbruder nicht daran denkt, wo er's gut meynt, übel auslegen könnt — wo euch jede Erhebung der Hände und des Herzens zu Gott beschwerlich, wo euch jedes gute Wort gegen Mitmenschen hart ankömmt? Woher dieß? Daher. Eure Andacht zu Gott, eure Liebe zu Menschen gründet sich nicht auf wahre Tugend, sondern einzig auf natürliche Zu- oder Abneigung, auf sinnliche Lust oder Unlust, die ihr empfindet.

Ihr erweiset Gott fröhliche Verehrung, dem Nächsten ein fröhliches Gesicht, eine liebreiche Handlung, weil eben euer Geblüt in einem muntern gesunden Laufe, weil alle eure Glieder und Säfte in rechter Mischung und in einem gesunden Zustande sind, weil das Wetter heiter, euerm Körper und allen Früchten günstig ist; oder weil

euch

euch eben etwas gelungen, etwas erfreuliches begegnet, oder benachrichtiget worden, weil euch ein besonderes Glück, Ehre und Achtung widerfahren ist. Laßt aber statt dessen ein regnicht-stürmisch unangenehmes Wetter, eine Beleidigung oder Schmach von dem Mitbruder, einen Schmerz durch Krankheit, ein Mißlingen euers Vorhabens und Bestrebens, einen Unglücksfall eintreten, und — hin ist alle fröhliche Stimmung, alle muntre, fertige Erhebung zur Liebe Gottes und der Menschen. Wie ist nun diesem Wankelmuth im Guten, dieser schnellen Ablassung vom Guten, diesem schnellen und öftern Uebertritt zum Bösen abzuhelfen? So wie Simon Petrus abhalf. Wie kann man aus einem wankenden Rohr, das Wind und Wetter hin und her treibt, ein Fels, ein standhafter Anhänger des Guten werden? So, wie Simon, des Jona Sohn, aus einem Simon ein Petrus, oder ein Fels ward.

Er traute seinem raschen Efer zu viel zu. Dieser entstand anfangs nur aus einem Herzen, das stark und schnell empfindet, leicht in Flammen und Hitze geräth, aber in eine Hitze, die eben so schnell wieder verfliegt, als sie entstand. So lange Simon Petrus die schönen Lehren

des Messias hörte, die großen Thaten sah, sich einen der ersten Jünger dieses großen Mannes, des Sohns Gottes dachte; so lange der Zulauf, die Hochachtung und Verehrung des Volkes gegen Jesum andauerte; so lange dieser seine Feinde so nachdrücklich abwies und beschämte, seine Jünger und Anhänger vertheidigte; so lange er mit andern Aposteln immer noch größere Verherrlichung des Messias vor den Menschen, die Errichtung eines glänzenden Weltreiches, und darin eine der ersten Stellen an der Seite des neuen göttlichen Königs zu erhalten hoffte; so lange schlug sein Herz freudig, brannte sein Eifer feurig; aber wie er Jesus gebunden, verlassen vom Volke in der Gewalt seiner Feinde nicht mehr große Dinge sagen und thun, sondern nur große Schmerzen leiden und verstummen — ihn sterben, und mit ihm alle Hoffnung irdischer Ehre, Hoheit und Herrlichkeit für seinen Meister, und seine Jünger verschwinden sah — da, da war sein Herz leer und öde, da stand sein Geblüt still, da ward sein Eifer kalt. Das Feuer gieng aus, und die Flamme verlosch. In dieser Stunde der Leerheit, der Kälte, der Verzagtheit und Bangigkeit kam die Versuchung, Jesum zu verläugnen, und er verläugnete. Er fiel, aber kaum war er gefallen, so

erwachte er, wie vom Schlafe, und sah mit Schrecken, wie tief er gefallen wäre.

Er kannte nun aus eigner trauriger Erfahrung, wie wenig man sich und einem raschen Eifer trauen, wie wenig man seine Tugend auf eine plötzliche Aufwallung des Geblütes, auf eine anwandelnde Hitze bauen müsse; wie bald diese sinnliche Aufwallung und Spannung wieder nachlasse, und wie auf die Stunde, in der man sich so stark glaubte, nur gar zu bald jene eintreten könne, in der man sich schwach und kraftlos findet. Er sah nun ein, wie unzulänglich es wäre, Jesu große Versprechen zu machen, dagegen wie nöthig es gewesen wäre, dem Worte und der Ermahnung Jesu zu folgen: „Wachet und bethet, damit ihr nicht in der Versuchung fallet."

„Ja, wachet und bethet!" Nicht blos auf einzelne rasche, sondern auf feste Entschlüsse muß man seine Tugend errichten, nicht bloß auf einzelne feste, sondern auf öfters wiederholte Entschlüsse, auf Wachsamkeit und Gebeth.

Das that nun Simon, und er ward Petrus, ein Fels, der nicht mehr wankte, noch

fiel,

fiel, sondern stand. Er hatte nach seinem Falle einen Eifer für Jesu, wie vor seinem Falle. Aber nun kam sein Eifer nicht mehr aus einer aufbrausenden Hitze, sondern aus einem ruhig-überlegten festen Vorsatze, aus einer ruhig-aufmerksamen Wachsamkeit über sich selbst, aus einer öftern Erhebung seiner Seele zu Gott und allem Guten, aus wiederholtem Vorsatze und öftern Gebethe her. Dadurch ward er ein Fels, der sein ganzes Leben hindurch an Jesu hieng, viele tausend standhafte Verehrer der Tugend, Gott und Jesu gewann, und selbst im Tode der Kreuzigung, den er litt, nicht von Jesu wich.

Und wodurch Petrus ein solcher Fels ward, dadurch, und nur dadurch könnt und sollt auch ihr es werden, meine Zuhörer! Es ist gut, wenn ihr zuweilen eine besondere Freudigkeit zu Gott, eine besondere Gutmüthigkeit und Liebe zu dem Menschen, einen besondern Trost in euern Andachten, eine besondere Zufriedenheit in gerechten, liebreichen Handlungen im Umgange mit Mitmenschen fühlt. Nützt die tröstlichen Gefühle, wenn sie da sind; aber baut eure Tugend nicht einzig auf diese tröstlichen Gefühle, die so sehr von unserm Körper, von der Gesundheit unserer Glieder, von dem Laufe

unsers Bluts, von angenehmen Eindrücken — auf unsre Sinne; selbst von Wind und Wetter abhängen — die aber eben darum nicht in unserer Gewalt sind, die oft kommen, ohne daß wir sie rufen, und uns verlassen, ohne daß wir sie halten können. — Bauet eure Tugend nicht auf diese sinnlichen Gefühle, sondern auf feste Vorsätze und Entschlüsse, nicht auf Neigung, sondern auf Vernunft. — Sagt zu euch selbst: Gott muß und will ich dankbar ehren, den Menschen muß und will ich gerecht und liebreich begegnen, ich mag dazu von selbst Ab- oder Zuneigung, sinnliche Lust oder Unlust haben. — Wenn ich nur dann Gutes thue, da ich von selbst Lust dazu fühle, — thun das nicht auch die Heiden, thun das nicht auch die Bösewichter? — Der wahre Tugendhafte, der wahre Verehrer Gottes, der wahre Liebhaber der Menschen muß es bey gutem und schlechtem Wetter, in gesunden und kranken Tagen, unter Freuden und Schmerzen seyn, oder er ist es gar nicht.

Das sey mein Entschluß, und damit er nicht leerer Entschluß sey, nicht so leicht, wie gewöhnlich, bald wieder vergessen sey, damit das Wort That werde, so will ich diesen Entschluß

schluß oft wiederholen, mich alle Morgen und Abende, kurz alle Sonn- und Festtage ausführlicher dazu ermuntern, meine Seele zu Gott und allem Guten mit Kraft im Gebeth erheben, damit sie sich, wenn sie von diesem Leben scheidet, ewig zum Himmel erhebe. Amen.

Am vierten Sonntag nach Pfingsten.

Meister: wir haben die ganze Nacht gearbeitet, aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Luc. V. 5.

Es war doch in der That ein hartes und mühsames Brod, womit sich die Jünger Christi vor ihrem Beruf zum Apostelamt ernähren mußten. Nicht genug, daß sie bey Tage immer alle Hände voll zu thun hatten, so mußten sie auch noch viele schlaflose Nächte auf der See zubringen: und doch war ihre Arbeit oft vergebens, sie fiengen entweder gar nichts, oder doch nicht so viel, daß es zu ihrem Unterhalt hinreichend gewesen wäre.

So war es ihnen auch damals ergangen, als Jesus an den See Genesareth kam, und nach der daselbst gehaltenen Predigt den Fischer Simon sein Netz auswerfen hieß. Meister! gab ihm dieser im wehmüthigen Tone zur Antwort, wir haben ohnehin schon die ganze vorige Nacht gearbeitet, und doch nichts gefangen. Aber auf dein Wort, setzte er hinzu, will ich es nochmal versuchen und das Netz auswerfen. Und sieh, kaum hatte er's ausgeworfen, so sah er sich mit einem so reichen Fischzuge gesegnet, daß das Netz zerriß, und kaum zwey Schiffe erkleckten, um die Beute an das Land zu bringen.

So nun, meine Geliebten! wie das Schicksal dieser Jünger, so ist auch noch heutzutage das Schicksal vieler tausend Menschen in verschiedenen Ständen beschaffen; sie müssen sich und ihre Familie durch mancherley schwere Handarbeiten ernähren, müssen sich ihre ganze Lebenszeit hindurch nicht nur bey Tags, sondern auch zur Nachtzeit schleppen, und ihr Bischen Brod mit sauerm Schweiß gewinnen. Das ist nun einmal das Loos der Menschen in dieser Welt. Du sollst dein Brod im Schweiß deines Angesichts essen. So lautete der Befehl,

den

den Gott an unsern Vater Adam ergehen ließ. Und dieser Befehl geht uns Menschen alle an, ohne Ausnahme und Unterschied. Jeder muß in seinem Stand arbeiten, und durch diese Arbeit sein Brod gewinnen, dazu sind wir in dieser Welt, dazu sind wir in der menschlichen Gesellschaft, das ist Pflicht der Natur, das ist der ausdrückliche Wille des Schöpfers. Hingegen hat eben dieser Schöpfer, so wie mit allen übrigen Pflichten, also auch mit dieser Pflicht zugleich den Lohn verbunden, er hat uns auch dieses Gesetz, so wie alle andere Gesetze, nur zu unserm eignen Besten gegeben; und das ist es, was wir heut zur Betrachtung vor uns nehmen wollen. Zuerst will ich beweisen, daß es für jeden Menschen Pflicht sey, zu arbeiten, und sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu verdienen, und dann zweytens will ich auch zeigen, was Gott mit dieser Pflicht der Arbeitsamkeit für einen großen Lohn verbunden habe. Der erste Theil soll uns also von der Nothwendigkeit, der zweyte aber von dem Nutzen der Arbeit überzeugen.

I.

Es ist Pflicht für jeden Menschen, daß er arbeite, und sein Brod im Schweiße seines

Angesichts esse. So offenbar diese Wahrheit schon von selbst jedem vernünftigen Menschen vor Augen liegt, so giebt es doch sehr viele Menschen, welche sie entweder nicht erkennen, oder doch nicht erkennen wollen. Sie sehen zwar wohl ein, daß man arbeiten müsse, weil man vom Müssiggehen nichts zu leben hat; sie arbeiten auch wenigstens so viel, als sie um des lieben Brodes willen nothwendig arbeiten müssen. Aber daß diese Arbeit auch zugleich eine Pflicht, ein göttliches Geboth sey, welches uns im Gewissen verbindet, daran denken sie wohl nicht, und eben darum wenn sie diese Arbeit manchmal aus Nachlässigkeit unterlassen, so machen sie sich auch keine Gewissenssache daraus, und glauben, es habe weiters nichts mehr zu bedeuten, als daß sie bloß den zeitlichen Gewinnst entbehren müßten, den sie sich durch die Arbeit hätten erwerben können. Eben darum klagen sich solche Leute auch deßwegen in dem heimlichen Gericht der Beicht niemals an. Man hört sie da zwar vielleicht öfters sagen: z. B. ich habe an einem Feyertag dieß und jenes gearbeitet, oder wohl gar, ich habe diese und jene Andacht unterlassen, die doch nur willkührlich ist; — aber ich habe an einem Werktag nichts gearbeitet, ich habe meine Arbeiten und

Bayerische Staatsbibliothek München

Geschäfte versäumt, das hört man sie sehr selten oder gar niemals sagen; gerade als wenn es nicht eben so gut gefehlt wäre, an einem Werktag nichts zu arbeiten, als es gefehlt ist, an einem Feyertag eine knechtliche Arbeit zu verrichten.

Nun diesem groben Vorurtheil stelle ich folgende Betrachtung entgegen. Ich sage erstens, daß es Pflicht sey zu arbeiten, das lehrt uns schon die bloße Vernunft, und wir müßten diese Pflicht schon erfüllen, wenn wir auch keine Offenbarung, kein Evangelium hätten. Denn was ist deutlicher, als die laute Stimme der ganzen Natur, womit sie uns von allen Seiten zuruft: Mensch! bedenke doch, daß du zur Arbeit, wie der Vogel zum Flug geschaffen seyest. Betrachte doch alle leblosen und unvernünftigen Geschöpfe, wie sie alle ihre bestimmte Verrichtung in der Welt machen. Sieh die Sonne, den Mond und die Sterne, wie sie ihren Lauf so pünktlich verrichten, wie sie der übrigen Welt ihr Licht mittheilen; sieh alle Elemente und Geschöpfe auf dieser Erde, wie keins von ihnen umsonst da ist, wie sie alle zum Nutzen der Menschheit doch etwas beytragen, wie sie alle wenigstens das leisten, wozu sie vom Schöpfer

be-

bestimmt sind. Und du o Mensch, der du über diese Geschöpfe so weit erhaben bist, du allein willst nichts thun, nichts in der Welt nützen, willst allein umsonst auf Gottes Erdboden seyn?

Weiter sagt uns die Vernunft: Betrachte doch, o Mensch! das unvernünftige Vieh, wie es seinem Berufe in dieser Welt so thätig nachkömmt; sieh das Pferd, den Esel, den Ochsen, wie sie ihr Joch geduldig tragen, und durch ihren Schweiß der Welt großen Nutzen schaffen. Sieh alle zahmen und wilden Thiere, wie sie uns entweder zur Sicherheit und Vertheidigung oder zur Nahrung und Kleidung, oder zum Vergnügen, oder zur Heilung unserer Krankheiten, oder zu tausenderley andern Bedürfnissen dienen. Keins ist ganz umsonst da, keines ist gar ohne allen Nutzen und Gebrauch, und du o Mensch, der du über diese Thiere mit einem so edeln Vorrang begabt bist! du willst allein deine Kräfte nicht brauchen, willst allein so unnütz in der Welt da seyn, als wenn du nicht da wärest, willst dich durch deine Faulheit bis unter das Vieh herabwürdigen?

Noch nicht genug, die Natur ruft uns noch ferner zu: Bedenke doch o Mensch, daß du in

der Gesellschaft von Menschen lebest, wo einer für den andern arbeiten, einer dem andern nützen, und zur Wohlfahrt des Ganzen das seinige beytragen muß. Sieh nur, wie tausend andere Menschen für dich arbeiten. Fast an jeder Speise, an jedem Getränk, das du genießest, an jedem Stück Kleid, das du am Leibe hast, an jedem Werkzeug, das du zur Nothdurft oder zur Unterhaltung brauchst, haben zuvor schon viele Hände gearbeitet, Hände des Landmanns, Hände des Taglöhners, Hände des Handwerkers, des Künstlers, des Handelsmanns u. s. w. Sieh wie alle Stände in der menschlichen Gesellschaft sich bestreben, um dir deinen Unterhalt, deine Ruhe und Sicherheit, deine Gesundheit, deine Ergötzung und Bequemlichkeit zu verschaffen. Und du, der du eben so gut Mensch wie andere bist, du willst mitten in dieser Gesellschaft ganz allein unthätig wie ein träger Hummel im Bienenstock seyn, der nur das aufzehrt, was die fleißigen Bienen erarbeiten? O wenn du nur immer von andern Menschen empfangen, aber ihnen dafür nicht auch wieder geben willst, so bist du wahrlich das unnützeste und verächtlichste Geschöpf unter der Sonne, du bist eine Last, ein Auswurf der Menschheit, den man aus jeder Gesellschaft verbannen

bannen soll; du bist nicht werth, daß dich das Tagslicht bescheine; du zerstörst, so viel an dir ist, die ganze Schöpfung, du empörest Gott und die Menschen wider dich; denn wenn es andere Menschen eben so wie du machen, wenn alle auf einmal nichts mehr arbeiten, sondern nur genießen wollten, so würdest du und das ganze Menschengeschlecht bald des Hungers sterben müssen. Bedenke es also, wie gräulich du dich wider Gott und die Menschen versündigst, wenn du dein Leben im Müssiggange zubringst; bedenke es, wie du das einst verantworten magst. So, meine Christen! überzeugt uns schon die bloße Vernunft, wie heilig einem jeden Menschen die Pflicht seyn müsse zu arbeiten, und seine Kräfte sowohl zu seinem Unterhalt, als zum Besten der menschlichen Gesellschaft anzuwenden.

Und was lehrt uns jetzt erst die Religion Jesu? Was sagt uns das heilige Evangelium? O dieses bestätiget die Lehre der Vernunft noch mehr. Wir wissen ja darin das Gleichniß vom faulen Knecht, der sein Talent vergräbt, und zur Strafe in die äußerste Finsterniß geworfen wird; wir wissen das Gleichniß von den müssigen Taglöhnern auf dem Markt, und so dergleichen

gleichen mehr andre Stellen, worin uns Christus deutlich genug zu verstehen giebt, wie sehr er den Müssiggang verabscheue, und wie ernstlich er uns zur Arbeitsamkeit und zum fleißigen Gebrauch unserer Talente verbinden wollte. Sein ganzes Leben war selbst ohne Unterlaß ein thätiges, ein arbeitsames, ein mühevolles Leben.

Und so dachten hierüber seine Apostel. Hören wir nur den einzigen Paulus, was er in seinem zweyten Brief an die Thessalonizenser schreibt: Ihr wisset es selbst, sagt er, daß wir nie ein Stück Brod umsonst angenommen, sondern daß wir Tag und Nacht mit sauerm Schweiße gearbeitet haben, um nur niemanden unter euch zur Last zu fallen. Nicht als wenn wir kein Recht gehabt hätten, von euch etwas anzunehmen, sondern um euch ein Beyspiel zu geben. Denn das hab' ich euch ja damals, als ich bey euch war, immer vorgeprediget: Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. Und doch, fährt dann Paulus weiter fort, doch muß ich hören, daß es einige unter euch gebe, die nichts arbeiten, und nur immer müssig herumschlenzen. Diesen verkündige ich nun ihre Pflicht, und beschwöre sie durch unsern Herrn

Jesum Christum, sie möchten niemand belästigen, möchten sich um Arbeit umsehen, und nicht immer fremdes, sondern ihr eignes, das ist, durch eigne Arbeit verdientes Brod essen. — Möchten sich doch alle Christen diese Worte des Apostels merken, besonders alle Müssiggänger, die den größten Theil ihres Lebens mit Nichtsthun, mit Spiel und Lustbarkeiten, oder nur mit solchen Beschäftigungen verschwenden, wovon weder sie noch andere Menschen einen wahren Nutzen haben. Möchten sich auch diese Lehre Pauli merken alle armen Müssiggänger, die aus eigner Schuld und Faulheit in Armuth gerathen, die eher alle Häuser und Gassen durchbetteln, und ihr erpreßtes oder erschlichenes Almosen lieber in fauler Ruhe verzehren wollen, als daß sie sich durch Arbeit und Fleiß ehrlich fortbrächten. Beyde Gattungen dieser Menschen, sage ich, sollen sich diese Worte des Apostels wohl gesagt seyn lassen: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Beyden verkündigt Paulus ihre Pflicht im Namen Jesu, und beschwört sie, daß sie doch andern nicht zur Last fallen, sondern ihr Brod durch Arbeit verdienen möchten. Endlich haben sich diese Lehre auch alle diejenigen wohl zu merken, die zwar wirklich arbeiten, aber nur deßwegen, weil sie ar-

beiten

beiten müssen, die also mit ihrem arbeitsamen Stand unzufrieden, sich immer nur ein ruhiges und gemächliches Lebens wünschen, die es auch so gut haben möchten, wie manche andere, die vom Nichtsthun so stattlich zu leben haben, die ihre Faulheit noch dazu oft mit dem frommen Vorwand bemänteln wollen, als wenn sie alsdann bey einer ruhigen Lebensart weit mehr bethen, und Gott fleißiger dienen würden. O, meine Christen! die ihr solche Gesinnung habt, wie sehr betrügt ihr euch selbst? Seht ihr denn nicht, daß Arbeitsamkeit eben so gut eine Pflicht als das Gebeth sey? Seht ihr denn nicht, daß bethen ohne Arbeit eben so wenig Frucht bringe, als Arbeiten ohne Gebeth? Höret doch die Worte des Apostels: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen; und wenn ihr gleich andre Menschen sehet, welche doch essen ohne zu arbeiten, so lasset euch durch dieses Beyspiel nicht verführen: denn es wird einst eine Zeit kommen, wo ihnen jeder Bissen sauer genug werden wird, den sie nicht durch eigne Arbeit verdient haben. Bleibt in eurem arbeitsamen Stand ruhig und zufrieden, und erfüllet eure Pflicht, die euch die Natur, und noch mehr das Christenthum auferlegt. Ihr dürft es ja nicht umsonst thun, denn Gott hat euch diese Pflicht nur zu eurem eignen

Besten gegeben, er hat mit der Arbeitsamkeit zugleich auch einen großen Lohn verbunden, und dieß ist der zweyte Theil unserer Betrachtung.

II.

Du sollst dein Brod im Schweiße deines Angesichts essen. Dieß scheint freylich dem ersten Ansehen nach ein hartes Geboth zu seyn; denn es kostet viele Mühe, viele Anstrengung seiner Kräfte, wenn man beständig an das Joch gespannet, und immer einen Tag über den andern fast in ununterbrochener Arbeit zubringen soll. Allein wenn man auf der andern Seite wieder den Nutzen und die Vortheile bedenket, die uns die Arbeitsamkeit verschaffet, wenn man bedenket, wie uns der allgütige Gott diese Last versüßet, und uns unsere Mühe so tausendfältig belohnt, so sollte uns ja doch diese Pflicht nicht gar so gehässig scheinen, sondern wir sollten sie vielmehr mit tausend Freuden erfüllen, weil es ja nur zu unserm eignen Besten geschieht.

Und was sind das jetzt für Vortheile, die uns die Arbeitsamkeit verschaffet? was ist dieß für ein Lohn, den Gott mit der Erfüllung dieser Pflicht verbunden hat? — Ich will hier

unter

unter der Menge von diesen Vortheilen, sowohl leiblicher als geistlicher Art, nur einen oder den andern anführen, und wir mögen daraus zu Genüge sehen, wie wohlmeinend die Absicht Gottes war, da er uns diese Pflicht auferlegt hat. Ich behaupte erstens, die Arbeitsamkeit trägt zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens sehr vieles bey. Dieß ist vorzüglich von der körperlichen Arbeit zu verstehen, zu der ohnehin die meisten aus uns gemäß ihrem Stande berufen sind; denn alle Arzneykundige stimmen darin überein, und die allgemeine Erfahrung bestätiget es auch, daß der Gesundheit nichts zuträglicher seye, als tägliche Arbeit und Beschäftigung, welche mit einer nicht gar zu übertriebnen Bewegung des Leibes verbunden ist. Eben daher kömmt es größtentheils, daß das arbeitsame Landvolk überhaupt eine weit bessere und dauerhafte Gesundheit genießt, als der müssige Theil in Städten, und daß es wenig von allen jenen Krankheiten weiß, welche der träge Müssiggang, der Mangel an Arbeit und Leibesbewegung gemeiniglich zu erzeugen pflegt; daher kömmt es, daß der Handwerker, der Taglöhner, und jeder, der sich den Tag über mit Handarbeit beschäftiget, zur Nachtzeit meistens einen sanften, ruhigen und ununterbroche-

nen

nen Schlaf genießet, während daß mancher Müssiggänger, der den ganzen Tag unthätig verschlenzet hat, sich unruhig in seinem Bette herumwälzt, und vergebens nach einem erquickenden Schlafe seufzet. Daher kömmt es, daß dem fleißigen Arbeiter seine auch noch so schlechte und mittelmäßige Mahlzeit weit besser behagt und zu seiner Gesundheit gedeihet, als dem Faulen seine köstliche Tafel. Daher kömmt es, daß jenem die Stunden und Tage ganz schnell bey frohem heitern Muth vorüberfließen, während dieser oft die schrecklichste Marter der Langenweile empfindet, und sich selbst eben so wie andern zur Last wird. So hat es der weiseste Schöpfer in der menschlichen Natur eingerichtet, daß derjenige, der seinen Körper anstrengt, eben an diesem Körper wieder eine Wohlthat genießen; hingegen der andere, der diesen Leib gar zu sehr schont, eben am nämlichen Leib auch seine Trägheit büßen muß.

Ein anderer Vortheil der Arbeitsamkeit ist, daß sie uns unsern ehrlichen Unterhalt verschaffet, und unser zeitliches Glück schon auf dieser Welt befördert. So hart auch die Zeiten und Umstände seyn mögen, so schlecht auch oft die Mühe und Arbeit belohnt werden mag, so

wird doch ein fleißiger und arbeitsamer Mensch immer besser daran seyn, als ein fauler, im Fall, daß die übrigen Umstände gleich sind. Er wird sich bey seiner Arbeit des Bettelns erwehren, er wird doch seine nothwendigsten Bedürfnisse bestreiten können; er wird selten gezwungen seyn, jemanden zur Last zu fallen, sondern er wird sich selbst das Zeugniß geben können: das Brod, das ich esse, ist mein Verdienst, ist die Frucht meines Schweißes. Ich habe es nach Gott niemanden außer mir selbst zu danken. Zudem ist ja der Fall auch nicht gar so selten, daß ein Mensch durch seine Mühe und Arbeit sich und seiner Familie ein besseres Glück verschaffen kann. Man hat Beyspiele, daß viele durch ihren unermüdeten Fleiß emporgekommen sind, daß sie ihr Glück gemacht, und sich einen gewissen Grad von Reichthum und Ansehen erworben haben. Auch hat ein solcher Mensch, der in seiner Arbeit genau und emsig ist, noch dazu diesen Vortheil, daß er von andern mehr geliebt und geschätzt wird, man legt ihm überall das Lob eines fleißigen Arbeiters bey, und wenn er in den Fall der Noth kömmt, so wird er doch immer mehr Kredit, und leichter einen guten Freund finden, als ein träger Müssiggänger, den jedermann verspottet und

verachtet, den auch in der Noth niemand bemitleidet, weil er's sich zugezogen, und dem niemand gerne etwas anvertraut, weil er sich durch seine angewöhnte Trägheit dieses Vertrauens unwürdig gemacht hat.

Seht, meine Christen! diese und noch andere Vortheile sind es, womit uns unsere Arbeitsamkeit schon in dieser Welt an unserm Leibe und an unserm zeitlichen Glück belohnt wird.

Doch so groß auch alle diese Vortheile seyn mögen, so kommen sie doch noch mit jener Belohnung in keinem Vergleich, welche wir erst in der Zukunft von Gott zu erwarten haben. Der zeitliche Lohn für unsere Arbeit ist nicht allezeit gewiß, und es giebt Fälle im menschlichen Leben, wo dieselbe ganz und gar unbelohnt bleibt, Fälle, wo auch der arbeitsamste Mensch mit Petro im heutigen Evangelio sagen muß: Ich habe schon so und so lange gearbeitet, und doch nichts gewonnen, kann doch nie die Früchte meines Schweißes genießen, kann mich nie eines zeitlichen Segens erfreuen. Allein da nun in diesem Fall kömmst du, o wohlthätige Religion Jesu! zu Hülfe: da ersetzest du den Mangel

gel irdischer Beweggründe, und richtest unsere Augen von dieser Erde gen Himmel auf, und zeigst uns allda jene seligen Wohnungen, die für uns gebauet sind, wenn wir uns anders dieselben nicht durch unser Betragen selbst verschließen. Du zeigst uns einen Vater im Himmel, der alle unsere Schritte zählt, der jeden kalten Trunk Wasser belohnt, der uns alles, was wir auf dieser Erde Gutes thun, tausendfach vergelten wird; du lässest uns die liebreiche Stimme des Sohns Gottes hören: Kommt zu mir, die ihr jetzt mit Mühe und Arbeit beladen seyd, kommet zu mir, ich will euch erquicken.

O so höret sie dann diese Stimme ihr alle, die ihr jetzt mit Mühe und Arbeit beladen seyd, gehet hin zu Jesu, und lasset euch erquicken. Sehet hinauf ihr alle, die ihr in dieser Welt nirgends eine Ruhe, noch Rast findet, seht, dort ist das allsehende Auge, dort ist Ruhe, dort sind alle eure Handlungen, eure mühsamen Arbeiten, eure häuslichen Geschäfte und Sorgen aufgezeichnet im Buche des Lebens. Keine von diesen Arbeiten geht euch verloren, keine bleibt unbelohnt, wenn ihr anders diese Arbeiten nicht aus bloßem Zwang, sondern mit guter Meynung zu Gott verrichtet. Welch ein Trost für

euch,

euch, liebe Hausväter und Hausmütter! die ihr jetzt in euern Werkstätten und Häusern früh und spät an der Arbeit seyn, und euer sauer erworbenes Brod im Schweiße eures Angesichts essen müsset; welch ein Trost für euch, wenn ihr an euern zukünftigen Lohn im Himmel denket? Ach lasset euch doch die Menge eurer Arbeiten und Geschäfte, die ihr in Besorgung eures Hauswesens, in Erziehung eurer Kinder habt; lasset euch das nicht so sehr verdrießen, denn wenn euch die Welt nicht belohnet, so wird euch gewiß Gott dafür belohnen, alles was ihr arbeitet, das arbeitet ihr für euch selbst. Ihr werdet einst die Früchte davon genießen.

Ferner: welch eine trostreiche Wahrheit ist das für euch, ihr Dienstbothen und Untergebene, die ihr euch in euerm Stand oft so armselig schleppen, und euren Lidlohn mit so saurem Schweiße verdienen müsset, welch ein Trost für euch, wenn ihr an euren künftigen Lohn im Himmel denket! Wie soll euch dieser Gedanke alle eure Mühe und Arbeit versüßen? Glaubt doch nicht, daß Gott eben so unerkenntlich gegen euch sey, wie es vielleicht oft die Menschen sind, glaubt nicht, daß er eben so verächtlich

auf

auf euch herab sehe, wie oft die Menschen herab sehen. Nein, wenn ihr eure Pflicht thut, so seyd versichert, ihr seyd groß und ehrwürdig vor seinen Augen, und ein einziger von euch wiegt tausend müssige Gassentreter in Gold und Silber auf. Er wird euch gewiß euren Schweiß belohnen an jenem Tag, wo aller Unterschied der Stände aufhören, wo Herr und Diener, Fürst und Bauer in gleichem Range stehen werden, und wo nicht mehr von Adel und Reichthum, sondern nur davon die Frage seyn wird, wie viel man gearbeitet, wie viel man durch diese Arbeit in der Welt Nutzen geschaffet habe.

Endlich, wie trostreich ist diese Wahrheit für uns alle, wessen Standes wir immer seyn mögen, wenn wir zuweilen die ganze Last unsers Berufs auf unsern Schultern empfinden, wenn uns bey unserer Arbeit manchmal ein Ueberdruß, eine Unzufriedenheit mit unserm Stande ankommen, wenn sich der Wunsch nach einem ruhigen und müssigen Leben in unser Herz einschleichen will, o so ermuntern wir uns nur gleich mit dem Gedanken: Gott hat mich in diesen Stand versetzt, er wird es am besten wissen, ob das der rechte Posten sey, an dem

ich

ich mein Heil wirken kann, er wird mir alle Schritte und Tritte, wo nicht in dieser Welt, doch gewiß in der andern vergelten. Amen.

Homilie am fünften Sonntag nach Pfingsten.

Wenn ihr, sagt Jesus in seinem heutigen Evangelium, in's himmlische Reich, in's Reich Gottes eingehen wollt, so muß eure Gerechtigkeit vollkommner seyn, als jene der Pharisäer, d. h. wenn ihr hier in diesem Leben zu den wahrhaft Guten und Tugendhaften, zu diesem Reich Gottes auf Erden, wenn ihr dort im künftigen Leben zu den ewig Seligen, zu diesem Reich Gottes im Himmel gehören wollt, so muß eure Tugend vollkommner und reiner seyn, als jene ist, welche die Pharisäer üben und lehren.

Worin mangelte es denn der Gerechtigkeit der Pharisäer — worin war ihre Lehre von Tugend und Gerechtigkeit mangelhaft? In gar vielen. Vorzüglich aber darin.

Die Pharisäer sahen vor allen darauf, daß man ja äußerlich und sichtbar keine böse That verübte — wie man aber innerlich gesinnt seyn, und daß man auch keine innerlich böse Begierde sich erlauben möchte, davon sagten und schärften sie wenig ein. So war es in ihren Augen freylich ein großes Verbrechen, wenn man jemanden tödtete, mordete, um sein Leben brächte. Wer dieß thut, sagten sie, ist ein Verbrecher, der dem strengen Blutgericht in die Hände fällt. Dagegen, daß man seinen Nebenmenschen nicht nur äußerlich nicht tödten und um's Leben bringen, sondern daß man ihn auch innerlich nicht hassen, keinen innern Zorn oder Rachsucht gegen ihn tragen dürfe, davon sagten sie wenig oder gar nichts. Desto mehr schärfte es aber der Heiland Jesus seinen Aposteln und Jüngern ein. Eure Gerechtigkeit, und die ihr andere lehren und selbst üben sollt, muß vollkommner seyn, als jene ist, welche die Pharisäer lehren und üben. Sie sagen: „Tödte niemand, sonst wirst du vor Gericht verurtheilt — ich aber sage euch, nicht nur wer tödtet, sondern auch, wer nur gegen seinen Mitmenschen im Herzen rachsüchtig zürnet, ist schuldig, und noch mehr schuldig, wenn der Zorn seines Herzens so groß ist, daß er auch in grobe und solche Schimpf-

und Lästerworte ausbricht, dergleichen bey den Juden die Worte Rake und Narr waren. Ein solcher Rachsüchtiger, Zornmüthiger kann's oft eben so sehr verdienen, von dem öffentlichen Gerichte gestraft zu werden, als ein Mörder und Todtschläger; und wenn er auch der Strafe des menschlichen Gerichts entgeht, so kann er doch dadurch der Strafe des göttlichen Gerichts nicht entgehen. Jeder, der auf solche Weise schwer, auch nur in seinem Herzen sündigt, macht sich des höllischen Feuers schuldig. Dafür hilft nicht, daß man in der Kirche opfere und bethe — selbst Opfer und Gebeth ist Gott nicht angenehm, wenn es aus einem Herzen kömmt, das gegen irgend einen Menschen Zorn und Rachsucht nähret. — Wenn du schon im Begriffe stehst, dein Opfer auf den Altar zu legen, und erinnerst dich, daß dein Bruder (mit Grunde) etwas wider dich hat, so gehe erst hin, versöhne dich mit ihm, dann komme und opfere."

So Jesus. Und was will er dadurch, was schärft er dadurch seinen Jüngern und uns ein? Zwey Stücke.

Erstens, sollen wir unserm Mitbruder, unserm Nebenmenschen nicht nur nichts Böses

thun, sondern auch nichts Böses wünschen; sollen uns mit jedem, den wir beleidigt, wieder vom Herzen versöhnen; jedem, der uns beleidigt, vom Herzen verzeihen, sollen ihn nicht beneiden, wenn ihm etwas gut von statten geht, wenn ihm Glück und Segen in seinem Hauswesen widerfährt; sollen uns nicht freuen, wenn Krankheit, Unglück und Trübsal über ihn kömmt — sollen durchaus in unserm Herzen keine Bitterkeit, keinen Groll, keinen Haß, keine Rachsucht, sondern Liebe unterhalten — sollen nicht sagen: Ich will ihm zwar kein Leid zufügen, aber gut kann ich ihm doch nimmermehr werden; ihm kein gutes Gesicht, kein gutes Wort mehr geben — ich will ihm zwar nichts Böses thun, aber freuen soll's mich doch, wenn er auch Kreuz und Trübsal zu dulden, üble Begegnung von andern zu erfahren hat, wenn er's auch empfindet, wie weh' dieß einem thut. — Nicht so sollen wir sagen, sondern anders, und mit Stephanus: Herr, rechne es ihnen nicht zur Sünde an — mit Jesu: Vater! verzeihe ihnen, was sie an mir übels gethan. — Das Unrecht, das sie an mir oder andern verübt, kann ich freylich nicht gut heißen, muß ich freylich verabscheuen und hassen, aber darum soll und will ich doch den Menschen lieben; will

wün-

wünschen, daß er sich bessere und selig werde, daß es ihm zeitlich und ewig wohlergehe. — Diese brüderliche Gesinnung, diese versöhnliche verzeihende Liebe will ich immer gegen jeden Mitmenschen, auch gegen jeden Feind und Beleidiger im Herzen haben. — Dieß ist das erste, was mich Jesus im heutigen Evangelium lehrt. Und das zweyte, was er mich noch weiter lehrt, ist dieß: Diese versöhnliche Liebe ist zur christlichen Gerechtigkeit und ewigen Seligkeit so nothwendig, daß auch alles Kirchengehen, alles Bethen, alle Andachten und Gottesdienste, alle Bruderschaften und Ablässe nicht gerecht, nicht selig machen können, wenn es mir an dieser herzlich verzeihenden, versöhnlichen Liebe fehlt. Es gilt hier, was der Apostel Paulus sagt: Wenn ich noch so großen Glauben hätte, wenn ich dadurch auch Wunder thun, wenn ich auch alle Sprachen reden sollte, aber die Liebe nicht habe — so nützt mich das alles nichts. — Es gilt hier, was Jesus im Evangelium sagt: wenn ihr auch noch so eifrige Gebethe thun, noch so große Opfer in die Kirche geben und Opfer auf den Altar legen wolltet, aber dabey euren Nebenmenschen nicht vom Herzen gut seyd, nicht vom Herzen verzeihet, so wird euch euer himmlischer Vater auch nicht verzeihen.

Wenn

Vom Herzen jedem Menschen gut seyn, ihm vom Herzen verzeihen, ihn vom Herzen lieben; sich auch nicht den geheimsten, stillsten Groll, sich auch nicht den leisesten, stillsten, bösen Wunsch gegen ihn erlauben. — Das ist es, worauf Jesus so nachdrücklich andringt, daß er nicht nachdrücklicher andringen könnte. — Merkt euch das alle, vorzüglich ihr, die ihr schon gut und gerecht zu seyn glaubt, wenn ihr nur euren Mitmenschen nicht todtschlagt, nicht verwundet, nicht gröblich beschädigt, beschimpft oder beleidigt; euch aber aus eurem innern Herzensneide, aus eurem bittern Herzensgrolle, aus geheimer Schadenfreude, aus geheimen bösen Herzenswünschen wenig macht — was ist eure Gerechtigkeit und Tugend? — Eine pharisäische Tugend und Gerechtigkeit, keine christliche, keine wahre Tugend und Gerechtigkeit. — Die pharisäische Gerechtigkeit und Nächstenliebe sieht nur darauf, äußere, offenbar böse und ungerechte Thaten zu meiden; die christliche wahre Gerechtigkeit sieht darauf, das Herz zu bessern, das Herz ganz mit wohlwollender unermüdlicher Liebe zu füllen, damit daraus kein liebloses Wort, keine lieblose, klein oder groß ungerechte That hervorkomme — und diese Gerechtigkeit, diese Nächstenliebe allein macht euch auf Erden zu wahren

ren Jüngern Jesu, zu wahren Verehrern Gottes, und führt euch ein in's Reich Jesu, in's Reich Gottes. Amen.

Homilie am sechsten Sonntag nach Pfingsten.

Nach dem heutigen Evangelium speiset Christus eine große Menge, die es durch ihre Ausharrung bey Jesu, durch ihre Begierde nach geistlicher Nahrung verdiente, daß der Heiland für ihre leibliche Nahrung sorgte. Drey ganze Tage bleiben sie schon in der Wüste um Jesu, nur um seine Thaten zu sehen, seine Lehre zu hören, seine Heilungen zu erfahren. Sie vergessen auf das, was ihr Körper bedarf, weil sie nur an Jesu haben, was ihre Seele verlangt. Sie vergessen sich, aber der Heiland vergißt sie nicht. Der Heiland ihrer Seelen ist auch ein Heiland ihrer Leiber. Der Lehrer, der ihnen das Brod himmlischer Lehre bricht, damit sie nicht zu Grunde gehen, ist auch der Brodvater, der ihnen leibliches Brod verschafft, dami t sie nicht verschmachten und Hungers sterben.

Er sättigt sie, und wie sättigt er sie? Bey viertausend an der Zahl mit sieben Broden und wenigen Fischlein; und da alle viertausend vom ersten bis zum letzten satt waren, blieben an den Stücklein noch sieben Körbe voll übrig.

So viele mit so wenigen gesättigt — und da sie gesättigt sind, bleibt von so wenigen noch so viel übrig, daß nach dem Essen die Theile beynahe größer sind, als gleich anfangs das Ganze war. — Ein großes Wunder! denkt ihr. Ja ganz gewiß wunderbar. Aber geschieht denn nicht ein eben so großes, ein noch größeres Wunder, alle Tage vor euren Augen; über das ihr nicht denkt, weil es gewöhnlich, aber darum nicht kleiner, weil es alltäglich ist. Macht denn Gott nicht immer aus wenig Körnern vieles Getreide, wie er hier aus sieben Broden Brod für viele machte? Speißt er nicht damit alle Tage viele Tausende, Millionen von Menschen, wie er hier viertausend speißte? Laßt uns sehen, und die Macht und Wunder der Liebe Gottes an unserm täglichen Brod betrachten.

Denkt einmal ein einziges Getreidekörnchen: aus diesem, wenn es in die Erde geworfen wird, soll eine einzige Aehre enstehen, und daran nicht mehr als zehn neue Körner seyn,

da

da es doch in guten Ländern und Böden, z. B. in Palästina nach dem Zeugniß Jesu, selbst dreyßig — sechzig- und hundertfältig trägt. Wenn diese zehen Körner wieder, und die hunderte, die daraus entstehen, abermal, und so weiter fort die neuentstehenden immer neu wieder gesäet werden: so kommen nach der sechsten Saat aus diesem anfangs einzigen Körnchen eine Million Körner, nach der zwölften Saat hunderttausend Millionen Körner hervor. — Ist das nicht eben so wunderbar, wenn Gott aus einem einzigen Körnchen hunderttausend Millionen Körner hervorbringt, als wenn er aus sieben Broden etliche hundert oder tausend macht. — Denkt nun noch, wie viele Aussaaten seitdem die Welt steht; wahrlich ja nicht nur zwölfe, nicht zwölfhundert, sondern tausend und tausende sind geschehen; denkt noch, daß ja nun bey jeder Aussaat nicht ein Korn, sondern Millionen Körner in die Erde ausgeworfen werden. Wenn nun schon in zwölfen hunderttausend Millionen aus einem einzigen Körnchen entstehen können, wie viel müssen aus zwölfhunderten, wie viele in mehreren tausend Jahren hervorkommen? — Millionen über Millionen und Millionen — wir können die über allen Begriff gehende Zahl nicht mehr zusammenfassen;

fassen; das Wunder deiner Güte, o Gott! den Reichthum deines Segens, der in jedem Getreidkörnchen liegt, mit allen unsern Gedanken nicht mehr erreichen.

Christus speiset bey viertausend Mann mit wenigen Broden. — Wie viele Menschen speiset Gott mit den wenigen Körnern, die gleich beym Ursprunge der Welt von selbsten wuchsen, die nachmals weiter verbauet, aus einem Lande in das andre als Saame gebracht, und zur Nahrung verbraucht wurden. Man rechnet auf den ganzen Erdkreis tausend Millionen Menschen. Alle dreyßig Jahre stirbt jetzt ein Menschengeschlecht aus, treten tausend Millionen von dieser Welt ab, und kommen andre tausend Millionen darauf hervor. Dieß macht in tausend Jahren mehr als dreyßigtausend Millionen Menschen; und die Welt steht nun gewiß schon mehr als fünftausend Jahre. Alle die Millionen und Millionen Menschen, die seit dem Ursprunge der Erde bis auf diese Stunde gebohren wurden, speiset Gott aus den wenigen Körnern und Früchten, die mit dem Anfange der Erde da waren.

Millionen und Millionenmal hat Gott schon die Erdfrüchte vervielfältigt, Millionen und

Millionen

Millionen von Menschen damit gespeiset und ernährt — ist das nicht ein eben so großes, ein größeres Wunder, als wenn Christus sieben Brode so weit vermehrt, daß er viertausend Menschen damit speiset?

Was lernen wir aus dieser Betrachtung? Daß wir bey jeder Aehre, die im Felde steht, bey jedem Bissen Brod, der daraus gebacken wird, Gottes übergroße Macht, Güte und Weisheit schauen, bewundern, dankbar ehren und anbethen können und sollen.

Was lernen wir noch weiter daraus? Daß wir, um uns zum Glauben an Gott, zur Verehrung und Liebe Gottes zu erwecken, insgemein nicht nach besondern einzelnen Wunderthaten verlangen, sondern nur diejenigen, die alltäglich in der weiten und breiten Welt, im Himmel und auf Erden vor unsern Augen liegen, beherzigen dürfen. Was ich von den Getreidekörnchen und ihrer Vervielfältigung gesagt, das gilt von allen übrigen Erd- und Baumfrüchten von allen Gesträuchen und Bäumen in dem Wald, von allen Gräschen auf dem Felde; von den Fischen in dem Wasser, von den Vögeln in der Luft, von den Thieren auf der

Erde.

Erde. Schauet nur, ruft uns Jesus selbst zu, auf die Vögel in der Luft, auf die Lilien des Feldes, auf das Gras der Wiesen; überall kömmt euch Gott als Vater mit seiner Macht und Liebe entgegen.

Wozu wollt ihr über dieß alles noch besondre Wunder? Das vorzüglichste, was ihr bedürft, das einzige, was vor allem nach dem Ausspruche Jesu Noth thut — ist recht zu glauben — und gut zu leben. Bedürft ihr aber besondere Wunder, um an Gott lebendig zu glauben? Stehen nicht Himmel und Erde, mit lauter Wundern seiner Macht und Güte angefüllt, vor euch? Bedürft ihr noch besondre Wunder, um gut zu leben? Wohnt nicht ein Licht und Antrieb und Gesetz zur Kenntniß und Erfüllung des Guten in euch? — Wahrlich, meine Christen! die größten anbethungswürdigsten aller Wunder, sind die ganze Natur, Himmel und Erde, mit allen den Millionen wohlthätiger Geschöpfe außer euch; und das göttliche Licht, das göttliche Gesetz zur Kenntniß und Ausübung des Guten inner euch. Bethet an und ehret Gott dankbar in allen seinen Geschöpfen, die in der Natur sind, gehorcht Gott genau nach dem Licht und nach dem Gesetz, das in euerm Herzen steht. Thut, wie

euch

euch seine ganze Natur, wie es euch eyer Gewissen sagt — dann glaubt, dann lebt ihr recht, dann werdet ihr einst statt an Gott nur dunkel zu glauben, ihn hell und freudig schauen; dann für euer gutes Leben ein ewig seliges erhalten. Amen.

Homilie am siebenten Sonntag nach Pfingsten.

„Nicht ein jeder — sagt Jesus im heutigen Evangelium — nicht ein jeder, der zu mir sagt Herr! Herr! sondern wer den Willen meines Vaters thut, der wird in's Himmelreich kommen." — Das heißt, nicht jene, die bloß mit dem Munde fromm reden, bloß mit äußerer Andacht zu mir bethen, bloß durch hohe Worte mich lobpreisen, nicht diese sind es, die zu meinem Reiche, zur Gemeinde der Guten und Gerechten auf Erden gehören, und zur Gemeinde der Seligen in dem Himmel kommen. Diese zeigen sich sehr oft nur als Heuchler, die sich im Aeußern zwar fromm und gottesfürchtig gebehrden, es aber im Innern und im Her-

zen nicht sind; die sich von außen mit Schaf- fellen bedecken, dagegen inwendig wie Wölfe aussehen, die durch eine angenommene frömmelnde Außenseite andre zu betrügen, sich selbst zu täuschen suchen, aber Gott nicht betrügen und täuschen können. Vor Gott kömmt es nicht darauf an, wie man fromm rede oder bethe, sondern wie gut und gerecht man handle und wirklich sey — nicht jene, die mich Herr, die Gott Vater nennen, sondern die den Willen meines Vaters thun, werden in's Himmelreich kommen.

Aber was heißt denn den Willen Gottes, unsers Vaters, thun? Wer lehrt mich den Willen Gottes, unsers Vaters kennen? — Eben der Jesus und Heiland, der dieß von diesem Willen im heutigen Evangelium redet. Seine Lehre sagt uns, was Gott von uns will, und wer seine Lehre kennt, kennt auch den Willen seines Vaters.

Wir wollen also die Lehre Jesu kennen lernen. Zuvor aber uns als eine Einleitung dazu zum voraus bekannt machen, wie diese Lehre und das Evangelium Jesu, das erst in Asien, in Palästina gepredigt ward, sich auch

über unsern Erdtheil Europa verbreitet habe, und bis zu uns in unser Deutsch- und Bayerland gekommen sey.

Bald nach der Auffahrt Jesu in den Himmel, gleich von dem darauf folgenden Pfingstfeste, von der Sendung des heiligen Geistes an, predigten die Apostel seine Lehre und sein Evangelium erst zu Jerusalem den einheimischen und fremden anwesenden Juden, durch die es sich dann schon in und außer dem Judenlande verbreitete. Eine heftige Verfolgung, die wider die Apostel und ersten Gläubigen zu Jerusalem und im Judenlande entstand, machte, daß sich die Apostel, Jünger und Gläubige Jesu von Jerusalem, und aus dem Judenlande zum Theil entfernten, sich an verschiedene Orte hin zerstreuten, und mit sich überall, wo sie hinkamen, die Lehre und das Evangelium Jesu zu Juden und Heiden hinbrachten. Es ward in Griechenland, im römischen Reiche, und selbst zu Rom verkündet. Drey Jahrhunderte nach dem Tode Jesu ward auch ein römischer Kaiser Constantin, zum Christenthume bekehrt. Nun war die Verbreitung desselben um so leichter, da sich seine Macht und das römische Reich größtentheils

theils über die ganze damals bekannte Erde erstreckte.

Im vierten Jahrhunderte kam es wirklich schon in jene Gegenden des Rheins, wo der dermalige unselige Krieg geführt wird. Zu Speyer, Worms, Trier, Maynz, Cöln, waren schon Bisthümer errichtet. Aber bis zu uns, bis tiefer in's Deutschland herein, drang es noch nicht. Mehrere deutsche Völker führten damals mit den Römern Krieg, zogen aus ihren alten Ländereyen und Wohnsitzen weg, und suchten in mildern fruchtbaren Gegenden neue auf. Erst nachdem die große Verwirrung, die aus diesen Völker- und Kriegeszügen entstand, sich wieder gelegt, erst nachdem sich die auswandernden Völker wieder an andern Orten festgesetzt hatten, und Friede und Ruhe einigermaßen wieder hergestellt war, erst dann in den mehr friedlich und ruhigen Zeiten konnte das Evangelium, diese Lehre des Friedens auch tiefer in Deutschland eindringen, und geprediget werden.

Im sieben und achten Jahrhunderte, vor etwas mehr als tausend Jahren ward besonders unser damals noch heidnisches Bayerland

damit beglückt. Vorzüglich aus Frankreich und England kamen die ersten christlichen Lehrer, die unserm Lande das Evangelium predigten. Eustasius und Agilus, zwey fränkische Klostergeistliche, waren die ersten; dann folgten der heil. Emmeram, der sich auf das Ersuchen eines bayerischen Herzogs zu Regensburg niederließ, nachher aber zu Helfendorf, nicht weit von hier, grausam ermordet, und anfangs zu Aschheim, dann zu Regensburg begraben wurde. Etliche 50 bis 60 Jahre nach dem Tode des heiligen Emmeram kam der heilige Korbinian vorher ein fränkisch- oder französischer, und nachher der erste freysingische Bischoff, und vor ihm der heilige Rupert zu Salzburg, den man den Apostel von Bayerland, und der heilige Bonifaz, Erzbischoff zu Maynz, den man den Apostel von Deutschland nannte. Des Letzteren Gehülfe war der heilige Wilibald, erster Bischoff zu Eichstädt. Alle diese christlichen Lehrer und ihre geistlichen Mitgehülfen, machten allmählich aus dem heidnischen ein christkatholisches Bayerland. Der bayrische Herzog Odilo befestigte im Jahre 739 das eingeführte katholische Christenthum dadurch, daß er auf einem Landtage das ganze Land in vier Kreise theilte, und für jeden einen besondern Bischoff bestimmte, wodurch die Bisthü-

mer zu Regensburg, Salzburg, Freysing und Passau festgesetzt, und diesem nachher noch die Bisthümer zu Eichstädt und zu Neuburg an der Donau beygefügt, letzters aber nachmals mit dem Bisthume Augsburg vereinigt wurde.

Ihr seht, meine lieben Zuhörer! aus dem, was bisher erzählt worden, daß vor etwas mehr als tausend Jahren unser Bayerland, so wie das meiste übrige Deutschland noch in den Finsternissen des Heidenthums lag, noch keine richtigen, würdigen Begriffe von Gott, keine rechte Kenntniß von unsern Pflichten in diesem, von der Vergeltung unserer Werke in einem künftigen Leben hatte. Die damaligen Deutschen waren damals voll heidnischen Aberglaubens, der so tiefe Wurzel geschlagen hatte, daß er vielleicht noch nicht ganz ausgerottet ist. Sie hielten auf Wahrsagerey und Zauberey, und nahmen in diesem Punkte vorzüglich zu gewissen Weibern ihre Zuflucht. Ihre Götter waren Sonne und Mond, die Erde oder die Hertha, der Kriegsgott Odin oder Wodan; ihre Tempel die Haine und Wälder. Ihre Sitten waren roh, ihre Neigung vorzüglich für den mörderischen Krieg. Sie glaubten zwar an ein künftiges Leben, aber ihrer Meynung nach würde man im Himmel

nur das thun, was sie auf Erde liebten, alle Morgen Schlachten halten, dann Braten essen, und Bier aus den Hirnschädeln der Feinde trinken.

Dieß dünkt uns jetzt lächerlich, aber es ist traurig, daß unsre Voraltern alles dieß im ganzen Ernste glaubten. Und auch wir, meine Christen würden es wohl noch glauben, wenn das Licht des Evangeliums unsern Voraltern nicht endlich aufgegangen, und von ihnen auf uns gekommen wäre, wenn sie und uns die christliche Lehre, das Evangelium Jesu nicht Gott unsern Vater, und seinen heiligen Willen, seine väterliche Sorge für uns in diesem, seine reichliche Vergeltung alles Guten in einem künftigen Leben hätte kennen lehren. O so laßt uns dann Gott vom Herzen danken, daß wir nicht mehr in den Finsternissen des Heidenthums, sondern im Lichte des Evangeliums und der Lehre Jesu wandeln. Laßt uns danken! und wie sollen wir vorzüglich danken? Der beste Dank dafür ist, nicht nur, wie es im heutigen Evangelium heißt, mit dem Munde sagen: Herr, Herr, ich danke dir für diesen Unterricht; sondern im Werke fleißig zu diesem Unterrichte kommen, aufmerksam darauf horchen, ihn im

Herzen bewahren, und bey sich selbst überdenken, gute Vorsätze und Entschlüsse darnach fassen, und ein gutes Leben darnach führen. Das thut, so wird euer Dank ernstlich, eure Frucht davon groß, und euer Lohn dafür reichlich seyn. Amen.

Homilie am achten Sonntag nach Pfingsten.

„Die Kinder dieser Welt sind nach ihrer Art klüger, als die Kinder des Lichts" — sagt Jesus im heutigen Evangelium. Und wie wahr ist dieß gesagt?

Die Kinder dieser Welt, das heißt, die Menschen, so weit sie sich mit dem Erwerb der Güter dieser Welt, mit Anbauung, Einsammlung der Früchte der Erde, mit Handel und Wandel, mit Künsten und Handwerken abgeben, wie emsig überlegen, berechnen sie alles? Wie viel denken sie mit dem Kopfe, wie viel arbeiten sie mit den Händen, wie gerne lernen sie,

wie viel gehen und laufen sie, um einigen zeitlichen Gewinn für sich herauszubringen? Das ist auch an sich gar nicht unrecht, wenn man dabey nur gerecht und redlich, nicht betrügerisch und hinterlistig zum Schaden anderer zu Werke geht. Aber das ist unrecht, wenn die Kinder des Lichts, das heißt, die Menschen, soweit sie Christen sind, Gott ehren, tugendhaft leben, und selig werden sollen, wenn sie sich weit weniger Mühe geben, weit weniger lernen, denken und handeln, um Tugend und Seligkeit zu erlangen, als um einen zeitlichen Gewinn zu erhaschen. Das ist unrecht, wenn sie zwar auf ihre Geschäfte und Arbeiten, auf das Anordnen und Füreinanderbringen derselben, auf klugen Geld- und Tauschhandel gut abgerichtet, abgewitzigt, und dabey emsig sind, aber wo von geistlichen Dingen, von Gerechtigkeit und Tugend, von Himmel und Seligkeit die Rede ist, wie dumme und träge Leute aussehen. — Wenn sie den Vorwurf Jesu nach dem heutigen Evangelium verdienen: „die Kinder dieser Welt sind in ihren Geschäften und nach ihrer Art klüger, als die Kinder des Lichts.“

Wir wollen ihn nicht verdienen diesen Vorwurf! Wir sind Kinder des Lichts, sind Christen,

sten, Anhänger, Gläubige Jesu. Jesus ist das Licht der Welt, seine Lehre leuchtet allen Menschen, denen sie verkündigt worden. Diese kann, soll und wird uns klug und weise machen, wenn wir sie recht und einleuchtend zu verstehen suchen, um darnach recht und weise handeln zu können.

„Ein jeder, spricht er, der meine Lehre hört, und sie befolgt, ist wie ein kluger Mann, der sein Haus auf einen Felsen gebauet hat. Ein Platzregen fiel herab, Flüsse und Ströme liefen an, Winde weheten und stürmten auf dieß Haus: aber es fiel nicht, denn sein Fundament war ein Fels. — Wer hingegen meine Lehre hört, aber sie nicht ausübt, ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf Sand gebaut hat. Ein Platzregen fiel herab, Wassergüsse brachen ein, die Winde bliesen und stießen auf dieß Haus, es stürzte ein, und schrecklich war sein Fall, denn es war auf Sand gebaut.“

Um also dem klugen, nicht dem thörichten Manne zu gleichen, um nicht unter jene Kinder des Lichts zu gehören, die in ihrer Art viel unklüger als die Kinder der Welt sind, müssen wir das Haus unserer Tugend und Seligkeit auf die Lehre Jesu bauen; müssen die Lehre

Jesu

Jesu hören, verstehen, aber auch üben; sie in der Absicht mit dem Entschlusse hören und verstehen, daß wir sie üben können und wollen.

Diese Absicht, dieser Entschluß sey dann allemal eure Absicht, euer Entschluß, so oft ihr von der Lehre Jesu hört. Diese Lehre will ich euch nun heute wieder vortragen, und euch daraus zeigen, wie ihr nicht bloß klug in den Geschäften der Welt, wie die Kinder der Welt, sondern vorzüglich klug in dem Geschäfte eures Heils, als wahre Kinder des Lichts seyn sollt. — Was lehrt uns Jesus hierüber? Hört es!

„Bekümmert euch nicht so ängstlich, wo ihr zu essen, zu trinken, euch zu kleiden hernehmen werdet. Bemühet euch zuerst um das Reich Gottes, um die Gott gefällige Tugend und Gerechtigkeit. — Strebt nicht so sehr, euch Schätze für die Erde zu sammeln, Schätze, welche die Motten und der Rost angreifen, und die Diebe stehlen. Aber strebt und bemühet euch, Schätze für den Himmel zu sammeln, Schätze der Tugend und Gerechtigkeit, die keine Motte, kein Rost angreifen, kein Dieb stehlen kann. Jesus will damit nicht sagen: ihr sollt euch um eure Nahrung und Kleidung gar nicht bewerben, ihr

sollt

sollt auf alles das gleichsam harren, bis es euch aus dem Himmel von selbst in den Schooß herabfällt; ihr sollt müssig und träge zuwarten, bis euch, wie man zu sagen pflegt, die gebratnen Vögel in den Mund fliegen. Nein! das will Jesus nicht. Aber das will er: ihr sollt über eure Sorgen und Arbeiten für's Zeitliche, eure Sorge für die Tugend und das Ewige nicht hintansetzen; eure Sorge für den Unterhalt und das Leben des Leibes soll nicht zu ängstlich, soll nicht die erste, sondern die zweyte Sorge seyn; dagegen die Sorge für die Tugend und Seligkeit, für das Leben der Seele soll künftig nicht eure letzte, sondern eure erste Sorge seyn und bleiben. Zuerst trachtet nach dem Reich Gottes, und der Gott gefälligen Tugend — zuerst, obenan muß das Bestreben nach einem guten und ewig seligen Leben stehn, dann darf auch das Bestreben für die Nothwendigkeit und Bequemlichkeit dieses irdischen Lebens kommen.

Und dieß wie billig, wie vernünftig! Was ist dieses Leben von etlichen Jahren, meistens voll Mühe und Kummer, gegen eine ganze Ewigkeit voll seliger Freude der Gerechten? Was sind alle Güter der Erde gegen Tugend, Gerechtigkeit und den Himmel? Was ist der reiche Mann

und Prasser gegen den armen aber gerechten Lazarus? Was sind alle Reichen, alle Fürsten und Könige der Welt gegen den armen aber heiligen Jesus, dessen Reichthum unermüdliche Tugend, und dessen Reich nicht in dieser vergänglichen Welt war, sondern in einer andern unvergänglichen liegt?

O gewiß, meine Christen! es liegt tief in unsere Seele gegraben, daß wir für Tugend und Gerechtigkeit, für tugendhafte und gerechte Menschen nothwendig mehr Achtung haben, als für Reiche, Geehrt- und Wohllebende! Wer getraut sich's mit Wahrheit laut zu sagen: Ein reicher, in Lust und Ansehen lebender Mann ist mehr werth, als ein guter, gerechter, heiliger Mann? Schönheit des Leibes gilt mehr als Schönheit der Seele? Ehre vor Menschen mehr, als Ehre und Beyfall vor Gott? — Gewiß niemand. Nur daran fehlt es, daß wir diese Achtung für Tugend und ewige Güter, wovon der Grund gewiß in unserer Seele liegt, nicht oft, nicht ausdrücklich genug erwecken, daß wir uns nicht oft laut genug mit den Worten Jesu selbst zurufen: „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes, und der ihm gefälligen Gerechtigkeit und Tugend; strebt nicht so sehr nach Schätzen

für

für diese Erbe, die oft Unglück und Diebe rauben, und allemal der Tod wegnimmt; sondern nach Schätzen der Unschuld und Heiligkeit für den Himmel, die kein Unglück, kein Dieb, kein Tod antastet, die uns ewig bleiben und ewig belohnen. — Dieser öftere Zuruf, diese öfters erneuerte Hochachtung, Werthschätzung der Unschuld und Tugend über alles, sey das erste, was wir heute aus der Lehre Jesu merken, tief unserer Seele einprägen, und lebendig zur allgemeinen Erbauung in unserm Wandel ausdrücken wollen — dann haben wir für dießmal genug gelernt, und werden alles, was noch übrig ist, um so eifriger und nützlicher lernen. Amen.

Homilie am neunten Sonntag nach Pfingsten.

Das Evangelium, das ich euch, meine Christen! eben vorgelesen habe, erzählt, wie Jesus über die Stadt Jerusalem weint. Und warum weint er? „O erkenntest du es wenigstens an

diesem

diesem deinem Tage, was dir zum Frieden, zum Heile so zuträglich, nun aber vor deinen Augen verborgen ist." So seufzte und sprach er, und gab darin die Ursache seines Weinens an.

Das war's also, was ihm Seufzer aus dem Herzen, Thränen aus dem Auge preßte. Erkennen wollte es die unglückselige Stadt nicht, was ihr zum Heile wäre. Gelehrt hatte er dieß in ihr und vor ihren Inwohnern oft, aber verstehen, aufnehmen, nützen wollten sie diese Lehre nicht.

Ueber uns soll Jesus nicht Ursache haben, zu weinen. Wir wollen seine Heils- und Tugendlehre uns bekannt machen, verstehen, aufnehmen und nützen.

Worin besteht nun seine Heils- und Tugendlehre? Ich habe vor acht Tagen angefangen davon zu reden. Ich sagte, eines der ersten, was wir aus seiner Lehre uns gleich anfangs besonders merken sollen, sey seine Ermahnung und Ermunterung, die er an uns ergehen läßt, wenn er nach dem Evangelium sagt: „Suchet zuerst und vor allem das Reich

Gottes,

Gottes, die Gerechtigkeit, die Gott gefällige Tugend, und dadurch eure Seligkeit. — Um diesen himmlischen Schatz, über den kein Dieb, kein Rost, kein nagender Wurm etwas vermag, bestrebt euch mehr, als um die irdischen Schätze, welche Rost und Würmer angreifen, Unglück und Diebe rauben können, und nach einem kurzen Leben der Tod allemal rauben wird. Nur Gerechtigkeit, nur Gott gefällige Tugend, nur gute Werke, nur ein gutes Gewissen, wenn ihr dieß besitzt, dieß wird euch ewig bleiben, nach dem Tode mit euch leben, und euch ewig belohnen. Tugend, Gerechtigkeit, Liebe zum Guten, Liebe zu Gott und Menschen verdient eure höchste Achtung, eure erste Sorge, eure vorzüglichste, unaufhörlich thätige Bemühung.

Es liegt auch wirklich der Grund dazu in unsrer Seele, daß wir Tugend und Gerechtigkeit nothwendig mehr, als alle andern sinnlichen und irdischen Güter achten, eine tugendhafte Person nothwendig höher, als eine reiche, schöne, in Ehre und Lust lebende Person schätzen. Aber diese nothwendige Achtung für Tugend, Güte und Gerechtigkeit der Seele, wovon der Grund in unserm Herzen liegt, sollten wir öfters in uns und andern erwecken, in uns

und

und andern lebendig machen, daß sie uns immer begleite, überall zum Guten sporne, und vom Bösen zurückhalte. Wie können wir dieß? Davon will ich heute noch kurz reden.

Seht, meine Christen! wir reden, wir urtheilen so oft über Menschen und ihre Handlungen, wenn wir sie sehen, davon einander erzählen, davon lesen und lesen hören. Hier hätten wir so zusagen, alle Augenblicke Gelegenheit, unsre Hochachtung für Tugend und Gerechtigkeit, unsern Abscheu gegen Sünde und Laster in uns und andern zu erwecken und zu beleben, wenn wir nämlich allemal so über die Menschen und ihre Handlungen urtheilen, loben und tadeln, hoch- und geringschätzen wollten, wie wir sollen. Und wie sollen wir urtheilen, loben und tadeln, hoch- und geringschätzen? Vernünftig. Und um vernünftig zu verfahren, worauf sollen wir vor allem sehen? Darauf, worauf jede wahre Menschenvernunft, worauf die höchste Weisheit selbst, worauf Gott sieht. Und worauf sieht Gott bey den Menschen und ihren Handlungen? Einzig darauf, ob sie gut oder böse seyen. Nur der ist vor Gott angesehen, geachtet, wird gelobt, geliebt und belohnt, der gut, tugendhaft und gerecht ist; dagegen

gegen nur der ist vor Gott verachtet, verworfen, nur der wird getadelt, verabscheut, bestraft: der böse, der sünd- und lasterhaft ist.

Wir sehen bey unsern Urtheil über die Menschen so oft auf Stand und Amt, bewundern und beneiden die von höherm Amt und Stande, verachten die von geringerm sind, und dünken uns besser als sie. Sieht Gott auch auf Amt und Stand? Nein, sondern einzig, ob man nach seinem Amt und Stande gut und gerecht lebe. Der vom niedrigsten, unter den Menschen verachtesten, und wie man obwohl sehr unvernünftig redet, vom unehrlichsten Stande ist, wenn er recht und gut lebt, vor Gott weit ehrlicher, weit geehrter und belebter, als der vom höchsten, vom fürstlichen Stande, wenn er schlecht und böse lebt. So wie Gott, sollen auch wir urtheilen, im Menschen nicht seinen hohen Stand und Amt, sondern einzig das Gute, die Tugend, hochachten, das Böse, nicht seinen niedern Stand, sondern einzig Sünde und Laster verabscheuen.

Wir sehen bey unsern Urtheilen über den Menschen so oft auf seine Glücksumstände, auf seinen Reichthum, äußern Glanz und Wohlleben,

ben, bewundern und beneiden die reicher, wohlhabend und wohllebender, verachten die ärmer als wir sind, und dünken uns besser als diese. Sieht Gott auch auf Vermögen und Reichthum? Nein, sondern einzig, ob man das Seinige gerecht erwerbe, gerecht besitze, gut anwende, und sich auch mit dem Wenigern, das wie das Mehrere aus seiner Hand kömmt, begnüge. Der ärmste Bettler, bey Brod und Wasser, der wie Lazarus gut und gerecht lebt, ist vor Gott geehrter und beliebter, als der reichste König, der wie der reiche Prasser in Saus und Braus schlecht und böse lebt. So wie Gott, sollen auch wir urtheilen, im Menschen nicht seinen Reichthum und äußern Glanz, sondern einzig das Gute, die Tugend hochachten, ihm nicht Armuth und Betteley vorwerfen, ihn nicht verachten, sondern einzig Sünde und Laster verabscheuen.

Wir sehen bey unsern Urtheilen über den Menschen so oft auf die Größe, Stärke und Gesundheit, Farbe und Schönheit des Leibes, auf die Gelenkig- und Geschicklichkeit seiner Glieder, bewundern oder beneiden, die davon mehr, verachten, die davon weniger, als wir haben, und dünken uns besser als diese. — Sieht Gott auch auf den Leib, auf seine Größe, Stärke, Schönheit und Geschick-

schicklichkeit? Nein, sondern einzig, ob man statt eitel und stolz auf Stärke, Schönheit und körperliche Vorzüge zu seyn, ihm vielmehr als für seine Gabe danke, sie als seine Gabe bewahre, vervollkommne und gut gebrauche. Der unansehnlichste, häßlichste, krüppelhafteste Mensch, wenn er recht und gut lebt, ist von ihm geehrter und beliebter, als ein Riese, wie Goliath, als eine Schönheit wie Absalon, wenn er, wie diese, schlecht und böse lebt. So wie Gott, sollen auch wir urtheilen, im Menschen nicht seine Leibesstärke, Leibesschönheit und Geschicklichkeit, sondern einzig die Schönheit, Tugend und Gerechtigkeit der Seele hochachten; nicht Häßlichkeit und körperliche Gebrechen belachen und verachten, sondern einzig die Häßlichkeit und Verbrechen der Seele verabscheuen.

Wir sehen bey unsern Urtheilen über den Menschen so oft auf seine Talente der Seele, auf Verstand, Gelehrtheit, Klugheit, gute und witzige Einfälle, auf seinen natürlichen Muth oder Feigheit, auf seine natürliche Lustig- oder Traurigkeit — bewundern und beneiden die mehr, verachten, die weniger Talente als wir haben, und dünken uns besser als diese. Sieht Gott auch einzig auf die Größe und Menge

solcher Talente? Nein, sondern einzig, ob man, statt sich wegen vieler größerer Talente zu übernehmen, Gott vielmehr für die wenigen, wie für die vielen danke, keines derselben mit dem faulen Knecht vergrabe, sondern jedes mit dem getreuen und guten Knecht zum Guten anwende, und sich und andern damit wahrhaft nützlich und heilsam zu werden suche. Der Einfältigste, von Natur Furchtsamste ist, wenn er nur gut und gerecht lebt, vor Gott weit geehrter und beliebter, als der Verständigste, Gelehrteste, von Natur Muthigste, wenn er seine Gelehrtheit zum Bösen anwendet, seinen Muth nur im Bösen zeiget. So wie Gott, sollen auch wir urtheilen, den Menschen nicht bloß wegen seiner vielen und großen Talente, sondern einzig wegen seiner vielen und großen Tugenden hochachten, nicht wegen seiner wenigen und kleinen Talente, sondern einzig wegen seiner wenigen und kleinen Gerechtigkeit geringschätzen, und einzig Sünde und Laster in ihm verabscheuen.

So laßt uns überall, in allen Menschen und allen Handlungen selbst in uns und unsern Handlungen nur das wahrhaft hochachten, was Gott hochachtet, Tugend und Gerechtigkeit; nur das verachten und verabscheuen, was Gott ver-

achtet und verabscheut — Sünde und Ungerechtigkeit. — So wird sich die Hochachtung, die Bestrebsamkeit für Tugend und Gerechtigkeit in uns immer mehr heben, immer mehr festsetzen, sie wird uns zu allem Guten antreiben, und uns würdig machen, einst im höhern Reich Gottes und der Tugend die höchste Seligkeit zu genießen. Amen.

Homilie am zehnten Sonntag nach Pfingsten.

Das heutige Evangelium stellt uns in einem Gleichnisse Jesu zwey Menschen vor, wie wir sie noch immer unter uns sehen; nur mit dem Unterschied, daß gewöhnlich weit mehr böse, wie der eine, als gute vorkommen, wie der andre war.

Der eine von diesen zweyen war ein Pharisäer, der an sich lauter Tugenden und gute Werke sah, in andern aber lauter Ungerechte, Räuber, Ehebrecher oder sündhafte Zöllner erblickte.

blickte. Der andre von diesen zweyen war ein Zöllner, ein Zollpachter, der an sich nur Sünden und Fehler fand und bereuete; nur auf sich und auf Gott, auf andre Leute aber gar nicht merkte.

Sollten nicht alle Menschen so wie dieser Zöllner seyn? Sollten nicht alle Menschen vorzüglich auf sich, auf ihre Fehler und Sünden schauen, und diese zu bereuen und zu bessern suchen? Hat doch jedermann genug mit sich selbst zu thun; wird doch jedermann, wenn er nur forschen will, genug an sich selbst zu bessern finden, ohne sich um die Fehler und Vergehen anderer zu bekümmern; muß doch jedermann nur seine Sünden, nicht die Sünden anderer vor Gott verantworten.

Aber da giebt es leider nur gar zu viele, die, wie der Pharisäer, immer den Koth vor fremder Thüre bemerken, und ihn vor ihrer eignen Thüre nicht wegkehren; die immer schreyen, daß es in fremden Häusern nicht aufgeräumt sey, und in ihrem eignen Hause selbst nie aufräumen. Es giebt nur gar zu viel Leute, die lauter Aerzte und Rathgeber für andre sind; alles, nur sich selbst nicht heilen: allen, nur sich

 selbst

selbst nicht rathen und helfen wollen. Sie wissen genau zu sagen, wie ihre Nachbaren ihr Hauswesen einrichten sollen, aber für sich selbst wissen sie nicht zu hausen: sie wissen genau, was andere ihnen zu geben, nicht aber, was sie dafür zu thun und zu leisten haben; bemerken genau aus dem Katechismus, daß es eine himmelschreyende Sünde sey, den Arbeitenden den verdienten Liedlohn zu entziehen, und bedenken nicht, daß es eben so groß gefehlt sey, durch träge oder schlechte Arbeit den Lohn nicht zu verdienen, als den verdienten nicht zu geben.

Noch immer versteht man sich so gut, als der Pharisäer, darauf, sich schön und andre häßlich zu finden; sich auf der schönen, andere auf der schlechten Seite zu betrachten; von sich nur immer das Gute, wie brav und verständig man sey, von andern aber das Böse auszuposaunen. Unsre meisten Unterhaltungen und Unterredungen, von was handeln sie insgemein? Von unsern Nebenmenschen. Man rechnet ihnen jede Pflicht genau vor, die sie hätten thun sollen; man rechnet ihnen jeden kleinsten Fehler hoch und groß an, den sie begangen haben. Man bemerkt jeden Flecken auf ihrem Kleide, aber nicht den Schmutz auf dem seinen; jeden

Splitter in ihrem, aber nicht einmal den Balken in seinem Auge. Man erzählt jede Neuigkeit, jedes Gerede, Wahres und Falsches durcheinander; man bedenkt dabey nicht, wie sehr man oft ohne alle Noth — oft mit Ungrund andern ihre Ehre, ihren guten Namen kränke. — Es wird oft unter Menschen geraubt und gestohlen, aber nichts so oft, als Ehre und guter Name; es wird das Entwendete und Geraubte selten wieder erstattet, aber nichts so selten, als geraubte Ehre und guter Name.

Was sind nun das für Leute, die an sich immer das Gute herausheben und an andern verkleinern; die an andern immer eine Menge Fehler entdecken, und an sich keine sehen? Es sind äußerst unglückliche Leute für sich; äußerst gefährliche Leute für jedes Haus, jede Gemeinde, jede Gesellschaft.

Unglücklich für sich — denn sie sind böse, vermehren ihr Böses dadurch, indem sie andre darüber ehrenrührisch tadeln und beschuldigen, und verharren im Bösen, indem sie ihre eigne Fehler nie recht einsehen wollen, und eben darum nicht ernstlich bereuen und bessern können. Sie haben Luchsaugen für fremde Vergehen

gehen, und sind blind für ihr eignes Heil; sehen jede Grube, in die ein andrer fällt, aber den Abgrund nicht, in den sie selbst stürzen. Ihr gegenwärtiges Leben ist lauter Unwille und Aerger über andre, und ihr künftiges, was wird es seyn? — Sie richteten strenge, und werden wieder strenge gerichtet werden.

Doch es ist ihnen nicht genug für sich unglücklich zu seyn; sie machen auch andre unglücklich, und stören die Glückseligkeit jeder Familie, jeder Gemeinde, jeder Gesellschaft, in der sie leben. Zur nämlichen Zeit, da sie andere oft über ihre böse Lästerzunge tadeln, begehen sie den nämlichen Fehler, den sie tadeln; beweisen selbst eine eben so böse Lästerzunge. Sie lassen damit niemand ungekränkt. Sie machen jedermann verdächtig, und stören das allgemeine gegenseitige Zutrauen. Sie tragen fremde Reden und Handlungen von einem zum andern, richten Haß, Uneinigkeit und Feindschaft an, und stören den allgemeinen so köstlichen Frieden. Sie sind Ohrenbläser, Aufhetzer, Friedensstörer, Unruhestifter, Leute, die weder selbst Ruhe haben, noch andern Ruhe lassen wollen. — Wird einmal ihr eigner Stolz gekränkt, hören sie einmal, daß jemand anderer auch sie tadle,

auch

auch sie ihrer, nur gar zu häufigen und verhaßten Fehler beschuldige, o dann wehe dem Menschen, der sie antastet. Alles, was sie von ihm wissen und nicht wissen, wahres und falsches, heimliches und offenbares, Verläumdung, Schmähung und Lästerung wird über ihn gehäuft.

O wie glückselig könnten doch die Menschen seyn, wenn jeder nur fleißig auf sich merkte, jeder vor allem sein Arzt, sein Rathgeber, sein Helfer seyn; jeder seine Fehler erforschen, sie wie der Zöllner bereuen und bessern, jeder auf sich und auf Gott schauen, und andre Leute, die ihn nicht angehen, mit seinem Tadel, mit seiner Verläumdung und bösen Zunge ungekränkt lassen wollte. Dieß würde uns Ruhe und Zufriedenheit in unserm Gewissen mit uns selbst geben, Friede und Einigkeit mit andern stiften und erhalten. Jeder würde so immer besser werden, jeder seine Pflicht gegen den andern immer genauer thun, jeder an Gott einen lieben Vater, an seinem Mitmenschen einen liebenden Bruder haben.

Möchte man doch von uns, meine Christen! und dieser Kirche eben das sagen können, was

Jesus

Jesus von dem reumüthigen Zöllner und dem Tempel zu Jerusalem sagte. Wie es vom Zöllner hieß: „Dieser gieng vom Tempel gerechtfertigt nach Hause" — so sollte es auch von uns heißen können: „Diese, alle diese Versammelte in dieser Kirche, giengen aus derselben gerechtfertigt hinweg."

Wer geht aber gerechtfertigt hinweg? Nicht eben der, der keinen Fehler, keine Sünde auf sich hat — denn wo ist der Mensch ohne Sünde und Fehler? — sondern auch der, der seine Fehler genau erforschet, sich nicht immer sein Gutes, sondern vielmehr sein Böses vorstellt; andre nicht gegen sich, mit dem Pharisäer verachtet, sondern sich vor Gott mit dem Zöllner demüthigt; der die Schuld, die gleich nachher wieder vorgebethet wird, nicht aus bloßer Gewohnheit nachspricht oder gedankenlos überhört, sondern mit Mund und Herzen nachbethet, mit wahrer Reue, wie der Zöllner an sein sündiges Herz klopft; mit wahrer Reue, wie der Zöllner, spricht: „Herr, ich bin ein Sünder — ich erkenne es, und will mich noch mehr darüber erforschen; will meine, nicht fremde Fehler recht inne zu werden suchen; will mich, nicht andre tadeln; mich, nicht andre anklagen; will

künftig auf mich, auf mein Thun und Lassen mit Reue und Wachsamkeit; nicht auf andre, und ihr Thun und Lassen mit lieblosem Spürgeist, Neid und Tadelsucht schauen. Ich will dir, o Gott, in dein Richteramt nicht eingreifen, will und kann andre nicht richten — du allein schauest ihr Herz durch, du allein kannst sie richten. Aber mich, mich will ich richten; und vor meinem Richterstuhle, vor dem Richterstuhle meines Gewissens bin ich, ich erkenne es, ein Sünder; Herr sey mir armen Sünder gnädig! Amen.

Am eilften Sonntag nach Pfingsten.

Ein lügenhafter Mund ist dem Herrn ein Gräuel; die aber der Wahrheit getreu handeln, sind ihm wohlgefällig. Sprichwört. XII. 22.

Es war gewiß eine große Wohlthat, welche Jesus, wie wir gehört haben, einem taubstummen Menschen erwiesen hat, indem er ihm seine Sprache sowohl, als sein Gehör auf eine wunderbare Weise zurückgab, und man kann sich leicht vorstellen, wie sich der gute Mann

über

über diese Wohlthat werde erfreuet, und wie er seinem göttlichen Wohlthäter tausendfältigen Dank werde gesagt haben. Allein ich denke, eine noch größere Wohlthat ist es, wenn man so ein Wunder gar nicht vonnöthen hat, das heißt, wenn man den richtigen Gebrauch seiner Zunge schon von Kindheit an mit sich gebracht, und an dem Bedürfniß der Sprache niemals einen Mangel gelitten hat. Und diese Wohlthat, meine Allerlieste! diese Wohlthat ist es, welche wir alle bisher noch immer genossen haben, und auch noch zur Stunde wirklich genießen. Um wie vielmehr haben also wir Ursache, mit dem Taubstummen im Evangelio Gott zu preisen und ihm zu danken, daß er es uns an dieser Sprachfähigkeit noch niemals hat ermangeln lassen. Allein wie steht es wohl bey uns mit dieser Dankbarkeit? Haben wir wohl alle schon einmal über den großen Werth dieser Wohlthat nachgedacht? Ist es uns wohl zu Sinn gekommen, daß uns Gott auch eben sowohl hätte taub und stumm erschaffen können, wie er so manche andere Menschen geschaffen hat? Haben nicht vielleicht die meisten aus uns darauf vergessen, Gott für diese Wohlthat den gebührenden Dank abzustatten? Aber auch diese Vergessenheit, so unbillig sie an sich selbst ist, auch

diese

diese Vergessenheit wäre noch in etwas zu verzeihen, wenn nur die Menschen wenigstens von dieser Gabe Gottes einen guten Gebrauch machten, und selbe zu dem Ziel und Ende anwendeten, wozu sie uns Gott verliehen hat, nämlich dazu, daß man einander seine Gedanken aufrichtig mittheile; denn das war die Hauptabsicht, warum uns der Schöpfer mit der Sprache versehen hat. Allein so ist es nicht genug, daß man sich dieser göttlichen Wohlthat selten oder gar nie erinnert, sondern die Undankbarkeit der Menschen geht noch weiter, sie mißbrauchen sogar diese edle Gabe Gottes zum Bösen, und wenden sie gerade zu dem an, was der Absicht und dem Willen Gottes zuwider ist: und das geschieht vorzüglich, wenn der Mensch anders redet als denkt, das ist mit einem Wort, wenn er eine Lüge begeht; denn wer sieht nicht, daß diese Lüge dem Willen Gottes offenbar widerspreche. Gott hat dem Menschen die Sprache gegeben, damit er das, was er denkt, auch andern Menschen mittheilen könne. Nun aber der Lügner sagt gerade das Gegentheil von dem, was er denkt, und wendet also dieses so wohlthätige Werkzeug dazu an, um seinen Mitmenschen zu betrügen. Ist das nicht die schändlichste Undankbarkeit gegen Gott, wenn man

seine

seine Gabe auf eine solche Art mißbrauchet? Darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn Gott in der heiligen Schrift öfters an dem Lügen sein Mißfallen auf eine besondere Weise zu verstehen giebt. So ist unter andern jene Stelle im Buch der salomonischen Sprichwörter sehr merkwürdig, wo es heißt: Der Lügner ist ein Gräuel vor Gott, die aber redlich handeln, an denen hat er sein Wohlgefallen. Ein Gräuel vor Gott, welch ein vielsagender Ausdruck! welch eine schreckbare Wahrheit für alle lügenhafte Menschen! Da uns also das heutige Evangelium an die große Wohlthat erinnert, die uns Gott durch Mittheilung der Sprache erwiesen hat, so wollen wir jetzt lernen, wie wir uns vor dem undankbaren Mißbrauch dieser Gabe Gottes in acht nehmen müssen; wir wollen dem so allgemein herrschenden Laster der Lügenhaftigkeit einige Gründe sowohl der Vernunft als der Religion entgegensetzen, und dieses Laster in seiner ganzen Abscheulichkeit darstellen. Daher soll uns der erste Theil überzeugen, was es um das Lügen für eine böse und schändliche Sache sey. Der zweyte Theil aber wird uns einige Mittel an die Hand geben, wie man sich vor diesem Laster bewahren, oder dasselbe, wenn man es einmal angewöhnt

hat,

hat, wieder ablegen müsse. Diese zweyfache Betrachtung erfordert unsere Aufmerksamkeit und unser Gebeth um den Beystand des heiligen Geistes; um den wir bitten im heiligen Namen Jesu.

I.

Was lügen heiße, das haben wir bereits schon gesagt, nämlich wenn der Mensch seine wahre Gesinnung verbirgt, und ganz anders redet, als er wirklich denkt, und zwar in der Absicht, um seinen Nebenmenschen zu betrügen, das ist, ihn glauben zu machen, als wenn es wirklich so wäre, wie er äußerlich vorgiebt. Nun aber, wie wir wissen, so giebt es verschiedene Arten dieser Lügen, z. B. Scherzlügen, wobey man nur Kurzweile und Unterhaltung zur Absicht hat; es giebt Nothlügen, wodurch man sich aus einer großen Noth, Gefahr oder Verlegenheit herauszuhelfen sucht, ohne dabey jemanden einen Schaden zuzufügen und so dergleichen mehr. Obwohl nun auch diese Gattung von Lügen niemals ganz kann gerechtfertiget werden, obwohl auch diese unter die menschlichen Mängel und Unvollkommenheiten gehören, so kommen sie doch hier nicht so fast in Betrachtung,

weil

weil sie eben nicht allemal ein böses und verdorbenes Herz verrathen, und für das Beste der menschlichen Gesellschaft von keinem beträchtlichen Schaden sind: sondern die Rede ist hier eigentlich von jenem Laster der Lügenhaftigkeit, wenn sich's nämlich der Mensch angewöhnt, wider sein eignes Herz, wider seine Denkungsart zu reden, sobald er dabey seinen Vortheil ersieht, wenn sich seine Zunge bloß von Eigennutz regieren läßt, wenn er fähig ist, zu schmeicheln, zu tadeln, wenn er ordentlich Profession davon macht, sich zu verstellen, falsche Nachrichten und Erzählungen auf die Bahn zu bringen, durch falsche Vorwände und Ausreden sich überall aus der Schlinge zu ziehen, falsche Versprechen und Versicherungen zu thun, mit einem Wort, wenn er im Umgange mit Menschen aufgelegt ist, die nächste beste Unwahrheit wider sein eignes Wissen herauszusagen, und das bloß, weil er dadurch seinen Nutzen und Gewinnsucht befriedigt, oder wohl gar aus einer feindseligen und boshaften Absicht, damit er seinen Nebenmenschen um seine Ehre, um seine Rechte, oder um sein Eigenthum bringen möge. Von dieser Lügenhaftigkeit ist hier hauptsächlich die Rede, von dieser behaupte ich, daß sie eines der schändlichsten und verderblichsten Laster sey, und behaupte

es

es sowohl aus Gründen der Vernunft, als auch aus Gründen unser heiligen Religion.

Ich sage erstens aus Gründen der Vernunft; denn bloß diese Vernunft, wenn wir auch keine Offenbarung, kein Christenthum hätten, bloß diese Vernunft allein müßte uns schon von der Abscheulichkeit dieses Lasters überzeugen. Wir haben zuvor gehört, wie Gott uns Menschen die Sprache hauptsächlich in der Absicht ertheilet habe, damit wir uns einander unsere Gedanken offenbaren, und durch diese wechselseitige Mittheilung der Gedanken in der menschlichen Gesellschaft desto leichter fortkommen mögen: und das ist, wie gesagt, eine der größten Wohlthaten, welche wir dem allweisen Schöpfer der Natur zu danken haben; denn was wäre es wohl mit uns Menschen, wenn wir diese Wohlthat der Sprache nicht hätten, wenn kein Mensch dem andern seine Gedanken mittheilen, oder im Gegentheil von andern niemals ihre Gesinnung erfahren könnte.

Wie könnten wohl ohne diese Sprache Handel und Wandel, und alle Geschäfte in dieser Welt bestehen, wie würde es wohl mit unserer Erziehung und mit dem Unterricht der

Jugend

Jugend aussehen? Wie viele tausend Vortheile und Vergnügen müßten wir entbehren? Wie elend und bedauernswürdig müßte nicht überhaupt der Zustand des ganzen Menschengeschlechts seyn, wenn uns Gott diese Sprachfähigkeit versagt hätte?

Wenn nun dieser Gebrauch der Zunge eine so große, und uns Menschen so unentbehrliche Wohlthat Gottes ist, was können wir hieraus vernünftigerweise anders schließen, als dieses: daß es gleichfalls eine der ersten und heiligsten Pflichten des Menschen sey, diese Sprache in der Absicht zu gebrauchen, wozu sie ihm Gott verliehen hat; folglich daß nichts schändlichers und verderblichers sey, als wenn man diese Sprache wider die Absicht und Bestimmung Gottes mißbraucht, und dieses schändlichen Mißbrauches macht sich ein Lügner schuldig, der sich wider sein Herz zu reden nicht schämt; dieser verkehrt die ganze Absicht der Natur; dieser wendet das, was uns Gott zum allgemeinen Besten gegeben hat, zum Schaden der Menschen an; dieser zerstört die gesellige Ordnung, so viel an ihm ist, und verbreitet nichts als Verwirrung und Unordnung um sich her. Denn bilden wir uns einmal ein, meine Geliebte! es wären alle Menschen an

das Lügen so gewöhnt, wie er, bilden wir uns ein, es wäre nirgends mehr Wahrheitsliebe, nirgends mehr Treue und Redlichkeit, als bey ihm zu finden, großer Gott, was müßte das für ein armseliges Leben in dieser Welt seyn, wenn kein Mensch dem andern mehr trauen dürfte, wenn überall Glaube und Credit gesunken wäre, wenn man fast bey jedem Wort seines Nebenmenschen zweifeln und befürchten müßte, ob man nicht betrogen und irre geführt würde, wenn man sich auf keines Menschen Zeugniß, Zusage und Versicherung mit Gewißheit verlassen könnte; welche Zerrüttung, welche Unruhe, welcher Gräuel in den Gewerben und Geschäften dieses Lebens im ganzen Menschengeschlechte! wenn einmal das Laster der Lügenhaftigkeit allgemein werden sollte, wenn Eltern gegen Kinder, und Kinder gegen Eltern, wenn Obere gegen Unterthanen, und Unterthanen gegen Obere, wenn Brüder gegen Brüder, Nachbarn gegen Nachbarn, Hausväter und Hausmütter gegen Dienstbothen, und diese gegen jene, wenn Familien gegen Familien, Nationen gegen Nationen immer mißtrauisch und auf ihrer Hut seyn müßten. Wer würde dann nicht wünschen, weit lieber unter lauter stummen und sprachlosen Menschen, oder wohl in der Wild-

niß unter Bestien und wilden Thieren zu leben, als in der Gesellschaft von lügenhaften und listigen Betrügern, deren Wort man niemals sicher trauen dürfte, und bey denen man immer der Gefahr des Betrugs ausgesetzt wäre? Ist es also nicht um die Lügenhaftigkeit eine höchstschändliche und verderbliche Sache? Ist nicht ein solcher lügenhafter Mensch eine wahre Plage, eine Pest für die menschliche Gellschaft? Kann sich nicht jede Gemeinde wider ihn mit Recht empören und ihn aus ihrer Mitte verstoßen, weil er's mit ihr nicht redlich meint, weil man bey ihm auf Treue und Glauben nicht bauen, weil man ihm fast kein Geschäft mit Sicherheit anvertrauen kann.

Seht, meine Geliebte! das ist die Stimme der Vernunft, welche sich laut wider dieses Laster erhebt; aus diesen Gründen müssen wir bloß als vernünftige Menschen, wenn wir auch keine Christen wären, dasselbe schon vom ganzen Herzen verabscheuen, so wie es auch wirklich ehemals die Heiden selbst gethan haben; denn man wird in der ganzen Geschichte des Alterthums kein so rohes und barbarisches Volk finden, welches das Lügen nicht für unerlaubt und Sünde gehalten hätte; ja man weiß vielmehr

von einigen heidnischen Völkern und Nationen, daß bey ihnen die Lügenhaftigkeit für eines der niederträchtigsten Laster angesehen, und die Lügner allemal auf das schärfste bestraft wurden. Besonders hatte in diesem Stück ehemals einen großen Vorzug die deutsche Nation, die sich durch Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe immer vor andern Völkern so ausgezeichnet hat, daß ihr selbst ihre Feinde dieses Lob nicht absprechen konnten. Diese biedern deutschen Vorfahren hielten streng auf Treue und Redlichkeit, und es war ihnen kaum ein anders Laster so verhaßt, als das Lügen. Da war das gegebene Wort heilig, und wehe dem, der sich unterstund, es zu verletzen oder zu brechen. Da redete man, wie man dachte, und sagte frey heraus, was man auf der Brust hatte. Da wußte man noch nichts um jene heuchlerische Politik und Verstellungskunst, womit man heutzutage einander begegnet, nichts von jenem Komplimentenwesen, und von bloß äußerlichen Freundschaftsversicherungen, wobey man im Herzen entweder gar nichts, oder oft gar das Gegentheil von dem bey sich denkt, was man dem andern in's Gesicht sagt; da wußte man nichts von den schlauen Ränken und Kunstgriffen der Lüge, womit man jetzt einander im Gewerbe,

im Kauf und Verkauf bey Streithändeln vor Gericht, und bey was immer für Gelegenheiten, übervortheilt; nichts von der eitlen ruhmredigen Prahlerey, womit jetzt so manche desto mehr aus sich machen, je weniger sie an sich selbst sind. Alle diese Arten von Lügen und Betrug waren unsern guten Voreltern in ihrem Heidenthum fast ganz unbekannt: erst ihre christlichen Nachkommen haben diese saubern Künste von Ausländern erlernet, und es darin so weit gebracht, daß der Ruhm und Vorzug der alten deutschen Redlichkeit fast ganz verschwunden, und hie und da kaum noch wenige Spuren davon übrig sind. O wie beschämt doch das Beyspiel dieser heidnischen Voreltern uns Nachkommen, uns, die wir im Jahrhundert der Aufklärung, der Sittenverfeinerung leben, uns, die wir uns nicht nur einer hellern Vernunft rühmen, sondern auch noch über das die Offenbarung Gottes und das Licht des christlichen Glaubens genießen; uns, die wir die heilige Schrift, das wahre Wort Gottes in Händen haben, welches uns alles Lügen, alle Falschheit gegen den Nächsten so ernstlich untersagt, welches den Lügner als einen Gräuel vor Gott, als einen Gegenstand des göttlichen Fluches erklärt. Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst;

dieß

dieß ist eines der ersten Grundgesetze unserer Religion, ohne dessen Beobachtung wir unmöglich wahre Christen seyn können.

Nun aber, was ist diesem Gesetz der Liebe mehr entgegen, als das Laster der Lügenhaftigkeit? Denn wer ist unter uns, der es nicht gerne hat, daß andere Menschen mit ihm aufrichtig umgehen? Wer ist unter uns, der es nicht übel nimmt, wenn man ihn durch falsche Worte hintergeht? Selbst die unverschämtesten Lügner, die es fast mit keinem Menschen redlich meynen, selbst diese fordern es von andern, daß man ihnen die Wahrheit sage, und wenn sie von jemanden belogen werden, so weiß niemand mehr über Unrecht, über Lügen und Falschheit zu klagen, als sie. Nun wenn sie den Betrug an andern Menschen so abscheulich finden, weil sie dabey zu leiden haben; warum treiben sie doch selbst dasjenige, was sie an andern verdammen? Ist das nicht der auffallendste Widerspruch? Kann wohl ein solcher Lügner ein wahrer Christ heißen, da es ihm gleich an der ersten Eigenschaft eines Christen, nämlich an der Liebe, an einem guten und redlich gesinnten Herzen fehlt? Kann er ein Jünger, ein Nachfolger jenes göttlichen Lehrers heißen, der da

im Evangelio ausdrücklich sagt: eure Rede sey: ja und nein, das heißt, sagt es redlich ohne Umschweife, ohne Zweydeutigkeit heraus, was ihr denkt: Ja oder nein: ein Jünger jenes göttlichen Lehrers, in dessen Mund nie eine Lüge erfunden ward; und der uns in seinem ganzen Leben mit dem schönsten Beyspiel der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe vorausgegangen ist — kann wohl, sage ich, ein solcher Lügner sich einen Jünger und Nachfolger dieses göttlichen Erlösers nennen. Nein, kein Jünger Jesu, sondern ein Jünger des Satans heißt er vielmehr: denn dieser Satan ist, wie Christus sagt, der eigentliche Vater der Lügen, dieser hat schon im Paradiese allen Lügnern das erste Beyspiel und den Ton angegeben. Alle lügenhaften Menschen sind seine Anhänger, seine Nachfolger, gehören nicht unter die Kinder Gottes, nicht in's Reich Jesu, sondern unter die Kinder der Lügen, gehören zu dem Reich des Satans. Darum heißt es in der Offenbarung Johannis ausdrücklich: nicht d'rinnen im Himmelreich, sondern draußen, und von dem Reich Gottes weit entfernt sind diejenigen, welche sich das Lügen angewöhnt haben. So spricht das Wort Gottes. Wer soll also nicht ein Laster verabscheuen, das sowohl die bloße Vernunft, und das Beyspiel

spiel

spiel der Heiden, als noch mehr die Religion so offenbar verdammet? Wer soll nicht alle Mittel brauchen, um sich vor diesem Laster zu bewahren, oder wenn man es schon angewöhnt hat, wieder abzulegen? Welches sind aber diese Gegenmittel? Lasset uns dieselben noch im zweyten Theil kennen lernen.

II.

So wie fast alle Gewohnheiten schon in der Jugend die erste Wurzel fassen, und dann nach und nach durch öftere Uebung dem Menschen zur Natur werden, eben so geht es auch bey der Gewohnheit zu lügen. Gemeiniglich macht man in jungen Jahren damit den Anfang, man wagt eine Lüge nach der andern, besonders wenn es ein und das anderemal damit gelingt, man wird immer in dieser Kunst kecker und wohlerfahrner, und so entsteht dann daraus ein förmliches Laster, eine Gewohnheit, die man auch im männlichen und reifen Alter noch fortsetzt, und vielleicht seine ganze Lebenszeit hindurch nicht mehr ablegt. Aus diesem sehen wir nun schon, meine Geliebte! daß das erste und nothwendigste Mittel, sich wider das Laster der Lügenhaftigkeit zu bewahren, kein

andres sey, als wenn man schon frühzeitig in der Jugend lernt die Lügen zu meiden, und sich an Redlichkeit und Wahrheitsliebe gewöhnt. Diese Wahrheit solltest also erstens du, o liebe Jugend, dir wohl gesagt seyn lassen. Denn sieh, du bist jetzt in dem Alter, wo sich der Baum noch biegen, wo sich das Herz noch bilden läßt; was du dir jetzt einmal angewöhnest, das bleibt an dir hängen, und du wirst dir's schwerlich mehr abgewöhnen. Meide also das Lügen, und sey aufrichtig gegen jedermann, laß dich durch das Beyspiel deiner Gesellen nicht verführen, und wenn du siehst, daß jemand gern lügt, so hüte dich vor seiner Gesellschaft, und habe mit einem so abscheulichen Lügner nicht viel zu thun; verhehle deinen Eltern, deinen Lehrmeistern und Vorgesetzten die Wahrheit nicht, und wenn du auch selbst deinen eignem Fehler gestehen und dir einige Strafe zuziehen solltest; denn dieses redliche Geständniß macht dir viele Ehre, es ist ein sicheres Zeichen, daß du noch ein gutes und ehrliebendes Herz habest, und du wirst dir dadurch deine Strafe weit gelinder machen. Hingegen aber wenn du dich immer durch Lügen schön machen, und durch ausgedachte List deinen Fehltritt verbergen willst, so wirst du dadurch deine Sache gewiß nicht

besser,

besser, sondern noch nur schlimmer machen; man wird zuletzt doch hinter deine Ränke kommen, und dann wirst du es bereuen und selbst erkennen, daß dir mit dem Lügen wenig geholfen sey. Auch wirst du es, wenn du dir einmal das Lügen angewöhnest, nachmals beym Lügen nicht bewenden lassen, du wirst von Tag zu Tag zu allerley Ränken und Betrügereyen noch aufgelegter werden, du wirst in der Bosheit immer weiter schreiten, und dich dadurch vielleicht zeitlich und ewig unglücklich machen. Sieh, wie wichtig für dich diese wohlgemeinte Warnung ist.

Aber noch mehr betrifft diese Wahrheit euch, liebe Eltern und Erzieher der Jugend! denn Kinder verstehen es noch nicht genug, sie sehen die Bosheit und die schlimmen Folgen dieser Gewohnheit noch nicht deutlich genug ein: aber ihr könnt es verstehen, ihr solltet es einsehen. Eure Pflicht ist es, alle mögliche Wachsamkeit zu gebrauchen, daß eure Kinder sich niemals an das Lügen gewöhnen; eure Pflicht ist es, diesen Fehler an ihnen auf eine nachdrückliche aber doch bescheidne Art zu strafen, und dieses Laster der Lügenhaftigkeit sogleich in seiner Geburt zu ersticken. Eure Pflicht ist es, euch durch eure Sanftmuth und Bescheidenheit

das

das Zutrauen der Kinder so zu gewinnen, daß sie nicht Ursache haben, euch vorzulügen; eure Pflicht ist es, zu verhüten, daß sie so wenig Beyspiele der Lügenhaftigkeit zu sehen bekommen, als nur immer möglich ist, und ihnen allen Umgang mit lügenhaften Menschen abzuschneiden; eure Pflicht ist es, ihnen selbst mit einem guten Beyspiel in diesem Stück voranzugehen, und euch niemals in ihrer Gegenwart ein falsches Wort entwischen zu lassen: auf solche Art werdet ihr an euern Kindern gute, redliche und wahrheitliebende Menschen erziehen. Wenn ihr aber diese Pflicht vernachlässiget, wenn ihr entweder die Kinder durch eure zu übertriebne Strenge ordentlich zwingt, Lügner und Heuchler zu werden, oder wenn ihr andererseits durch eine gar zu große Gelindigkeit ihnen eine Lüge nach der andern ungestraft hingehen lasset, wenn ihr wohl gar dazu lacht, und den Witz eurer jungen Affen bewundert, wenn ihr ihnen den Aufenthalt auf der Gasse oder in solchen Orten gestattet, wo sie Lügen und Ränke zu lernen Gelegenheit haben, wenn ihr selbst eure Ermahnungen durch euer Beyspiel fruchtlos machet, wenn ihr euch von den Kindern selbst auf mancher Lüge, auf mancher eiteln Drohung oder anderen Fällen ertappen lasset, wo ihr euer Wort umstoßet,

stoßet, so kann es nicht anders geschehen, als daß die Herzen dieser Kinder frühzeitig verdorben, und an Lüge und Verstellung gewöhnt werden, und sind sie einmal an das gewöhnt, o wehe dann diesen Kindern, wehe diesen Eltern. Denn wenn einmal das Herz von dieser Seite verdorben ist, was läßt sich wohl von solchen Kindern für eine Hoffnung machen, was läßt sich von solchen ungerathenen Gewächsen für Früchte erwarten? Keine andern, als die Früchte der Bosheit, und all' das Unheil, welches daraus entsteht. So viel von dem ersten Mittel, wie man dem Laster der Lügenhaftigkeit schon in der Jugend vorbeugen soll!

Das zweyte Mittel geht nun hauptsächlich diejenigen an, welche sich dieses Laster schon bereits angewöhnt haben, und jetzt gerne wieder davon los werden möchten, und dieses Mittel besteht darin, daß man sich öfters an jene heilsamen Wahrheiten der Vernunft und der Religion erinnere, die uns billig vom Lügen zurückhalten können; daß man öfters nachdenke, wie sich ein lügenhafter Mensch selbst schade, und immer in Gefahr stehe, seine zeitliche und ewige Glückseligkeit einzubüßen. Bedenke also, mein Christ! ein Dieb ist nicht so böse, wie ein

Lügner,

Lügner, zuletzt aber gehen beyde zu Grund. Lügen ist ein schändliches Ding, und bedenke, wie viel ein Lügner dir bloß an deinem zeitlichen Glück schaden kann. Wer lügt, heißt es in der Schrift, wer lügt, der kann nimmermehr zu Ehren kommen, und das bestättigt sich wirklich durch die allgemeine Erfahrung: ein Lügner wird sich selten in die Länge erhalten, und damit ein dauerhaftes Glück machen können, er wird sich früher oder später selbst verrathen, sein falsches Herz wird aufgedeckt werden, und welche Schande, welche Verachtung, welches Mißtrauen von Seiten aller gutdenkenden Menschen wartet dann auf ihn? Wer wird ihm alsdann noch glauben, und wenn er auch nichts als die reinste Wahrheit sagt? Wer wird mit ihm noch gerne zu thun haben? Wie viele Feinde wird ihm sein entdeckter Betrug zuziehen? Wie oft ist es schon geschehen, daß solche Menschen durch ihr Lügen nicht nur um die Freundschaft und Achtung anderer, sondern selbst um Dienst und Brod, und um ihr ganzes zeitliches Glück gekommen sind, weil eben diese angewöhnte Lügerhaftigkeit sie auch noch zu andern Lastern und Schelmenstreichen verleitet hat: denn wer einmal fähig ist, ohne Schamröthe zu lügen, der ist gewiß auch zu größern Lastern aufgelegt.

Aber

Aber gesetzt auch, daß der lügenhafte Mensch in dieser Welt nicht gestraft werde, so bleibt ihm ja seine Strafe desto gewisser für die andre Welt; denn wenn er gleich die Menschen betrügen kann, so wird er doch niemals dem allwissenden Gott im Himmel verborgen bleiben können. Dieser sieht ihm in das Innerste seines Herzens, dieser weiß alle seine Gedanken, und wird ihm einst seine Betrügereyen aufdecken, keine seiner Lügen ungestraft lassen. Wahrlich ich sage euch, sind die Worte Christi, der Mensch wird Rechenschaft geben müssen, von jedem unnützen Wort, das er geredet hat. Wenn nun also der Mensch jedes unnütze Wort verantworten muß, wie wird es da erst dem Lügner ergehen, der so viele nicht bloß unnütze, sondern falsche Worte zum Betrug und Schaden seines Nebenmenschen geredet hat, wie wird dieser bey dem Gericht Gottes bestehen können?

O wer das öfters und im Ernste bedenkt, dem wird gewiß die Lust zum Lügen bald vergehen, er wird diese Gewohnheit gewiß ohne viele Mühe ablegen. Lassen wir uns also diese Wahrheiten wohl gesagt seyn, und folgen wir der Ermahnung des heiligen Paulus, da er sagt: meine Brüder! leget ab alle Lügen, und

redet

redet die Wahrheit untereinander, denn dazu hat uns ja Gott unsere Sprache gegeben, daß wir einander unsere wahre Gesinnung mittheilen sollen. Wenn wir aber diese Gabe Gottes zum Lügen mißbrauchen wollen, so wäre es ja wahrlich besser, wenn uns Gott unsere Zunge gelähmt und stumm gemacht hätte. Fern sey also von uns dieser Mißbrauch der Gabe Gottes, fern alle Lüge und Betrügerey. Heilig sey uns die Wahrheit, heilig die deutsche Treue und Redlichkeit, heilig das evangelische Gesetz der christlichen Bruderliebe. Und wenn wir durch eine einzige Lüge die ganze Welt gewinnen könnten, so soll sich die Zunge eines Christen doch nicht damit beflecken; denn ein Lügner ist ein Gräuel vor Gott, die aber redlich handeln, an denen hat er sein Wohlgefallen. Amen.

Homilie am zwölften Sonntag nach Pfingsten.

Wie sehr haben wir Jesu zu danken für den Unterricht im heutigen Evangelium?

Wir

Wir sind Wanderer, Pilger, Reisende auf dieser Erde haben keine bleibende Stadt — der Himmel ist unsere Heimath, unser Vaterland — dem müssen wir zuwandern, um da zu Hause unsre Erbschaft, unser ewiges Glück anzutreten.

Was ist nun für einen solchen Wanderer das angelegenste, das nöthigste? Die wichtigste Dienstleistung einem Wanderer, der nach Hause will und den Weg nicht weiß? — daß man ihm den rechten, geraden Weg zeige, und dieß so kurz, daß er die Anweisung leicht merken — so deutlich, daß er dabey den Weg unmöglich verfehlen könne.

Dieser willkommne Wegweiser ist Jesus Christus im heutigen Evangelium. Er weiset den geraden Weg — in wenigen Worten behaltlich — in faßlichen verstehbar — und so sicher, daß das Ziel, der Himmel unverfehlbar ist. Und die Anweisung? Liebe Gott aus ganzem Herzen, liebe den Nächsten wie dich selbst. Ihr versteht's — könnt's merken — ihr könnt nicht irren.

Alles was man dabey noch fragen könnte, wäre etwa: Was heißt Gott und den Nächsten lieben?

Jesus

Jesus hat von Gott gesagt: Gott ist unser Vater. — Seht ihn als den besten Vater an, und liebt ihn, wie ein gutes Kind den besten Vater — so habt ihr ihn recht geliebt. — Jesus hat von dem Nächsten gesagt: alles was ihr wollt oder nicht wollt, daß man euch thue, das thut oder unterlasset auch gegen andere. Nun macht es so, und ihr habt den Nächsten recht geliebt.

Nach dieser kurzen Anweisung kann euch Nachdenken darüber alles deutlicher machen.

Fragt ihr über die Liebe Gottes — so denkt: Wie liebt ein gutes Kind seinen guten Vater? es achtet, ehrt ihm, dankt ihm, es gehorcht, vertraut ihm — so müßt ihr auch Gott achten, ehren, ihm dankbar seyn. —

So müßt ihr Gott ehren, achten, den besten, heiligsten, vollkommensten, gütigsten, gerechtesten, wahrhaftesten. — Schon einen Menschen, der redlich, versöhnlich, liebreich, wohlthätig, gerecht ist einen fremden Menschen — von dem ihr etwas leset oder hört. — Um wie viel mehr, wenn dieser Mensch euer Vater, und wenn euer Vater Gott ist — der die Güte, Gerechtigkeit, Liebe

Weis-

Weisheit aller Menschen und Väter in sich faßt, und weit übertrifft.

So wie das Kind den Eltern dankt, müßt ihr auch Gott dankbar seyn — die Eltern haben das Kind von seiner ersten Geburtsstunde an gehebt und gelegt, ernährt und gekleidet, unterrichtet und erzogen, unterrichten und erziehen lassen: billig muß es ihnen also dankbar seyn. Aber wie viel mehr müßt ihr Gott danken, der uns selbst diese Eltern gab, diese Elternliebe zum Kinde in ihr Herz legte, ihnen alles das erst segnen, wachsen lassen, und zutheilen mußte, was sie uns geben konnten? — Wie viel mehr müßt ihr Gott dem Vater dankbar seyn — der, was kein Vater und keine Mutter kann, uns im ganzen Leben keinen Augenblick lang aus seinem Auge läßt — uns immer unter seiner Obsorge hat, der die ganze Natur, Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne für uns erhält, ordnet, regiert, der uns im Tode nicht verläßt, der vor der Geburtsstunde für uns gesorgt hat, und nach der Sterbstunde noch auf eine ganze Ewigkeit für uns sorgt. — Sollt ihr dem nicht dankbar seyn?

So wie das Kind dem Vater gehorcht — so gehorchet auch Gott. Und darin besteht die Hauptsache der Liebe. — So lehrt uns das Evangelium Jesu — so die Apostel — das ist Liebe Gottes, daß man Gottes Gebothe hält, den Willen des Vaters thut — nicht daß man nur sagt: Vater! ich ehre dich, ich danke, ich vertraue. — Was hat ein Vater von so einem Kinde? Nur wer ihm gehorcht und seinen Willen thut, wer seine Gebothe hält, liebt als ein gutes Kind, und seine Gebothe sind ja dem liebenden Kinde nicht schwer, es freut sich, dem Vater Liebes thun zu können — sie sind dem Kinde nicht unbekannt — sein Herz, sein Gewissen, seine Vernunft und Jesus sagen sie ihm.

Dann welches Kind so ehrt, dankt, gehorcht, das kann auch auf den Vater vertrauen und soll auf ihn vertrauen. — Aber kein Kind kann so auf seinen menschlichen Vater, wie der Mensch auf Gott als Vater vertrauen. Er ist mächtiger, weiser, gütiger als je ein menschlicher Vater seyn kann: in seine Hände kann es getrost alle seine Schicksale, alles, was es hat und ist, Güter und Vermögen, Leib und Seele, Leben und Tod empfehlen.

Seht, wie leicht es sey, durch eine solche Ueberlegung inne zu werden — was Gott lieben heiße. — Man frage nur, wie soll das Kind den Vater lieben? — Und man weiß auch, wie der Mensch Gott lieben soll.

Fragt nun weiter über die Liebe des Nächsten: was kann ich fordern und billig wünschen, daß mir ein anderer thun sollte, wenn ich in seinen Umständen, in seinem Unglück, in seiner Armuth wäre — nun das muß ich ihm auch thun: Was kann ich fordern, daß er mir nicht thun sollte, wenn ich in seiner Lage wäre? Nun das darf ich ihm auch nicht thun, darf ihn also nicht verläumden, nicht beleidigen, bestehlen, übervortheilen, weil er mich auch nicht verläumden, beleidigen und bestehlen soll — dagegen muß ich ihn in großer Noth und im Elende unterstützen, muß ihn trösten, ihm helfen, weil er hingegen mich auch zu unterstützen und zu trösten verbunden ist.

Also ganz klar und offen liegt es da, was Gott und den Nächsten lieben heiße, wenn man nur ein wenig nachdenken will — klar und offen ist der Weg, den man in dieser Liebe wandeln soll, wenn man in sein Vaterland, in seine Heimath, den Himmel kommen will.

Aber der pharisäische Gesetzgelehrte hatte doch noch einen Zweifel — und Jesus löset ihn, und diese Auflösung kann auch für uns nicht unnütz seyn. —

Der Pharisäer fragt: Wer ist mein Nächster? Und Jesus antwortet: Ein Jude reiset nach Jericho und fiel unter die Mörder u. s. w.

Warum fragt der Pharisäer so, warum antwortet Jesus so? Die Samariter und Juden lebten in Feindschaft — die Samariter waren in den Augen der Juden Ketzer. Nun lehrten manche, ein Feind, ein Ketzer, ein Samariter sey nicht unser Nächster; darum will Jesus durch dieses Gleichniß so viel sagen: Du fragst, wer dein Nächster sey? Glaubst du etwa auch, daß man Ketzer und Feinde nicht als Nächste ansehen und lieben müsse? Aber sieh, gefällt es dir nicht wohl, daß ein Samariter dem Juden zu Hülfe kam? Nun so muß es auch der Jude dem Samariter, dem Feinde und Ketzer thun. Alles, was ihr wollt, daß man euch thue, müßt ihr auch andern thun. Auch wir, meine Christen! wollen und haben es nun gerne, daß uns Rechtgläubigen die Ketzer und Heiden, die Irr- und Ungläubigen, Freunde und Feinde zu Hülfe

kom-

kommen. So müssen wir ihnen denn auch das nämliche leisten. Von unserer Nächstenliebe soll also nach der Lehre Jesu keiner darum ausgeschlossen seyn, weil er einen andern Glauben hat, er mag Lutheraner, Calvinist, Jude, Heide oder Türke seyn — so wenig, als die Juden die anders gläubigen Samariter ausschließen durften.

Schätzet also, liebe Christen! und achtet jeden, der euch Liebe erweiset. Erweiset jedem Nächstenliebe, der Liebe bedarf, er mag Jude, Heide, Türke, Freund oder Feind seyn, wenn er nur ein Mensch ist. Dann seyd ihr Kinder des Vaters, der seine Sonne auch über Gute und Böse, über Juden und Heiden aufgehen läßt. Er ist für alle Menschen Vater; seyd also auch ihr für alle Menschen Brüder. Amen.

Homilie am dreyzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Nach dem abgelesenen Evangelium heilet Jesus zehn Aussätzige. Einer kommt und dankt — neune

neune kommen nicht und danken nicht — einer ist dankbar, neune sind undankbar. Jesus lobt den einen wegen seiner Dankbarkeit, tadelt die andern wegen ihrer Undankbarkeit: habe ich nicht zehen geheilt?

Was ruft uns dieser Ausspruch Jesu, wo sind die übrigen neune? anders zu, als: seyd nicht undankbar, sondern dankbar.

Seyd nicht undankbar. Es giebt viele schöne Tugendwerke. Das Schönste aus allen aber ist, das, was uns andre Uebels thaten, vergessen, und das Böse mit Guten, Feindschaft mit Liebe vergelten. — Es giebt viele schändliche Lasterwerke, aber das Schändlichste aus allen ist, das, was andre uns Gutes thaten, vergessen, und Gutes mit Bösen, Liebe mit Feindschaft vergelten — dieß thut der Undankbare. Er hat kaum das Gute empfangen, so ist es auch schon wieder vergessen. Er hat kaum Wohlthaten erhalten, und ist schon bereit, sie mit Uebelthaten zu erwiedern. So z. B. wie wenig denken oft Kinder an alle die Mühe, Sorge, Arbeit, welche Eltern von der Stunde der Geburt an bis zu zehn bis zwölf und noch mehrere Jahre durch hatten — wie oft erwie-

dern

dern sie ihnen ihre Sorge, Mühe, Arbeit und Liebe damit, daß sie ihnen durch Ungehorsam, üble Aufführung, Widersprechlichkeit, durch harte Worte und böse Thaten nur Kummer und Verdruß machen, das Leben verbittern, verkürzen und den Tod beschleunigen? Wie schändlich ist diese Undankbarkeit? Dieß thut nicht einmal das Thier. — Es kennt den, der es nährt, füttert, und ihm Gutes thut; zeigt es, und thut ihm nichts zu Leide, sondern vielmehr, so gut es solches vermag, manches zu Liebe. Sogar die wilden Thiere sind gegen Wohlthaten nicht gefühllos. — Man erzählt ein merkwürdiges Beyspiel von einem Löwen. Ein römischer Sclave war seinem Herrn entlaufen, und darum verurtheilt, mit wilden Thieren zu kämpfen. Ein großer fürchterlicher Löwe kam auf ihn zu: auf einmal hält er aber inne, schmeichelt jenem wie ein Hund — der Knecht erholt sich vom Schrecken: nimmt ein heiteres freudiges Aussehen an; schmeichelt dem Löwen wieder — beyde thun wie alte gute Bekannte. Das Volk jubelt, der Kaiser fragt — läßt den Menschen vor sich kommen — dieser erzählt: Als ich meinem Herrn wegen grausamer Behandlung entlaufen war, irrte ich in den Wüsteneyen Libiens herum — traf eine Höhle an und verbarg mich. Es kam ein

Löwe,

Löwe, der heulte jämmerlich, mehr aus Schmerzen als Grimme. Ich verkroch mich tiefer — er kam auf mich zu, hob einen seiner Füße auf — ich besahe ihn, fand einen Dorn und zog ihn heraus, und preßte das Eiter aus — der Löwe ging den nächsten Tag auf die Jagd, brachte mir Fleisch von den Thieren — ich kochte es an der Sonne — wie diesen, so folgende Tage, so drey ganze Jahre fort. Endlich müde — entfloh ich — ward gefangen — verurtheilt mit Thieren zu kämpfen — und dieß ist eben jener Löwe, dessen Bekanntschaft ich gemacht habe. — Das versammelte Volk rief um Gnade. — Man schenkte dem Knechte Androclus Leben, Freyheit und oben darein den Löwen. Er gieng in die Stadt Rom mit seinem Löwen, führte ihn an einem Stricke — man gab ihm Almosen, krönte den Löwen mit Blumen, und einer sagte zum andern: Seht den Arzt, der einen Löwen geheilt — seht den Löwen, der seinen Arzt und Wohlthäter beherbergt, ernährt und nun beym Leben erhalten hat. —

Und ich sage nun, seht ein sonst wildes grausames Thier — das seine natürliche Grausamkeit zurückhält, wohlthätig dankbar, nicht undank-

bar

bar seyn wollte. — Ihr seyd Menschen, habt, wie die Thiere, in euch das natürliche Gefühl der Dankbarkeit. Habt noch mehr, habt Vernunft, erkennt die Pflicht der Dankbarkeit, die Schändlichkeit des Undankes. — Seyd also dankbar und nicht undankbar.

Aber nicht nur die Schändlichkeit des Undanks, auch dessen Schädlichkeit ist wohl zu betrachten. Ein Undankbarer ist meistens auch ein hartherziger Mensch, und macht, so viel es an ihm ist, hartherzige Menschen. Warum ist man undankbar? Weil man keine Achtung für wohlthätige Liebe hat. Und was wird aus einem solchen Menschen? Ein Hartherziger. Und was macht er aus andern Menschen? Auch oft Hartherzige. Wenn diese sehen, daß man ihnen ihre Wohlthaten mit Undank belohnt, so werden sie überdrüssig, abgeneigt, aufgebracht gegen undankbare Menschen, sie hören auf, wohlthätig zu seyn, und viele andre Menschen werden oft durch die Schuld eines einzigen Undankbaren, um ihre Hülfe gebracht. Freylich sollte der Mensch in der Liebe nicht aufhören, wegen dem Undank des einen oder des andern. Es sollte nicht seyn, aber es geschieht doch,

und daß es geschieht, davon trägt der Undankbare die Schuld.

Wie schändlich, wie schädlich ist euch und andern der Undank — dagegen wie schön ein dankbares Gemüth, das keine, auch die kleinste Wohlthat vergißt, allemal mit Liebe, Achtung, und so oft es kann, mit Gegenwohlthat, mit noch größerer Liebe zu vergelten eilt. Dankbarkeit ermuntert uns, wohlthätig und liebreich zu werden, Dankbarkeit ermuntert andre, darin fortzufahren — um so lieber fortzufahren, da sie sehen, wie sie ihre Wohlthaten an Dankbare verwenden, nicht an Undankbare hinauswerfen.

Noch einmal, meine Christen! seyd dankbar, nicht undankbar — vorzüglich ihr Kinder gegen eure Eltern — zeigt Dankbarkeit durch Gehorsam, Folgsamkeit, fleißiges Lernen, Arbeiten, durch Hülfe und Unterstützung eurer Eltern. Seyd dankbar, nicht undankbar ihr Freunde gegen Freunde, Nachbarn gegen Nachbarn; ihr Armen für jede Gabe, ihr Schwachen für jede Hülfe, ihr Trostlosen, Betrübten für jeden Trost, jede Aufmunterung. Seyd dankbar alle gegen Gott, euern großen allgemeinen

Wohl-

Wohlthäter — vergeltet ihm seine Liebe nicht mit Sünden und Lastern; dankt ihm durch ein gutes unsträfliches Leben, und ihr werdet ihm einst danken durch ein ewig seliges Leben. Amen.

Am vierzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen. Matth. VI. 24.

Wir können doch dem unendlich gütigen Gott nicht genug danken, daß er uns seinen eingebornen Sohn Jesum Christum in die Welt gesandt, und durch ihn so viele seligmachende Lehren und Wahrheiten geoffenbaret hat. Alle diese Lehren haben an sich das unverkennbare Gepräg göttlicher Wahrheit: alle zielen sie bloß darauf ab, um uns Menschen zu bessern, und durch diese Besserung unsere zeitliche und ewige Glückseligkeit zu befördern. So eben in dem heutigen Evangelio, was sind nicht das wieder für herrliche Wahrheiten, die uns Christus darin vor=

vorgetragen hat? Wahrlich es kann einmal zum Trost und zur Ermunterung des menschlichen Herzens nichts treffenders gesagt werden, als was Christus wirklich gesagt hat; und wenn wir von dem ganzen Unterricht Jesu nichts anders wüßten, als bloß dieses Bruchstück des heutigen Evangeliums, so müßte uns das allein von der göttlichen Kraft und Heiligkeit seiner Lehre überzeugen. Christus redet da, wie wir gehört haben, von dem Reichthum und von der unmäßigen Begierde der Menschen nach diesem Reichthum, und sucht seine Zuhörer von dieser übertriebnen Sorgfalt für's Zeitliche abzuziehen, und sie mehr auf die Sorgfalt für das Ewige und das Heil ihrer Seelen hinzulenken. Niemand, sagt er, kann zweyen Herren dienen, das ist nämlich solchen Herren, die einander entgegengesetzt sind, und wovon der eine gerade das nämliche gebiethet, was der andere verbiethet; denn entweder muß ein solcher Diener den einen hassen und den andern lieben: oder er muß diesem anhängen und den andern fahren lassen. Nun will Christus sagen: eben so ist's mit einem Menschen, der sein Herz gar zu sehr an die Güter und Reichthümer dieser Welt hängt; denn dieser dient so zusagen dem Götzen Mammon, den damals die Heiden als den Gott des

Reich-

Reichthums verehrten: aber eben darum, weil er diesem Abgott dient, so kann er kein Diener des wahren Gottes seyn; denn der wahre Gott und dieser Götze können sich nimmermehr mit einander vertragen, ihr könnt also nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen: entweder müßt ihr dem wahren Gott entsagen, oder dem Mammon den Dienst aufkünden; beyden zugleich dienen, ist schlechterdings unmöglich.

Und damit nun Christus seine Jünger von diesem schändlichen Mammonsdienst abwendig machen möchte, so zeigt er ihnen, wie thöricht es sey, wenn man gar zu unmäßig nach dem Zeitlichen trachtet, und sich um seinen Unterhalt gar zu sehr bekümmert. Er weiset sie auf die Vögel in der Luft, und auf die Lilien in dem Felde hin, wie der himmlische Vater sogar für diese leblosen oder unvernünftigen Geschöpfe sorge, und also uns Menschen um so weniger vergessen werde; daraus zieht er dann den Schluß: suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das übrige wird euch alles zugegeben werden.

Wie wichtig, meine Christen! ist nicht diese Lehre, wichtig besonders für alle diejenigen,

welche diesem schändlichen Mammonsdienst wirklich ergeben sind, das ist für alle habsüchtige und geldgeitzige Menschen, derer Gedanken und Begierden nur immer auf Reichthum und Schätze dieser Welt gerichtet sind. Diese sind es, welche eigentlich dieses Evangelium angeht; diese haben sich den Ausspruch Christi wohl zu merken: ihr könnt nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen. Lasset uns diese Lektion des Evangeliums etwas genauer überdenken; lasset uns unsere Herzen wider das schändliche Laster der unmäßigen Habsucht und Geldbegierde verwahren, ich sage wider dieses schändliche Laster: denn ein geitziger und habsüchtiger Mensch versündigt sich auf mehr als eine Art; er versündigt sich wider Gott; er versündigt sich wider seinen Nächsten; er versündigt sich wider sich selbst. Drey wichtige Punkte, die uns von der Abscheulichkeit dieses Lasters hinlänglich überzeugen können, und die wir heute mit der Gnade Gottes betrachten wollen.

I.

Wenn uns Christus im heutigen Evangelio die Sorgfalt für's Zeitliche untersagt, so versteht es sich ohnehin, daß er dadurch nicht sagen

gen wolle, als wenn wir uns um unsern zeitlichen Unterhalt gar nicht bekümmern, und für unsere körperlichen Bedürfnisse gar nicht besorgt seyn dürften. Nein, so sind die Worte Christi nicht zu verstehen; denn es ist für jeden Menschen eine natürliche Gewissenspflicht, daß er auch für sein Fortkommen in dieser Welt soviel als möglich sorge; es ist Pflicht, daß er seine Haushaltung immer in so gutem Stand erhalte, damit er niemals gezwungen sey, seinem Nebenmenschen durch Betteln oder durch Schulden zur Last zu fallen. Dieß ist Pflicht der Natur, welche Christus weder aufheben konnte, noch wollte. Wenn er also sagt, daß man sich um seine zeitlichen Bedürfnisse nicht viel bekümmern sollte: so redet er da nur von der unmäßigen, übertriebnen Sorgfalt; wenn nämlich der Mensch für's Zeitliche mehr sorgt, als es nöthig ist, wenn er sich mit dem nicht begnügt, was er zu seinem Unterhalt braucht, sondern nach Reichthum trachtet, wenn er an das Geld sein Herz hängt, und darein seine größte Glückseligkeit setzt, wenn er um diese seine Geldbegierde zu befriedigen allerley ungerechte und wucherische Mittel braucht. Diese unmäßige Begierde nach zeitlichem Gut verbiethet uns Christus in diesem

Evan-

Evangelio, dieses Laster der Habsucht verdammt er, und verdammt es nicht ohne Ursache.

Denn wenn man für's erste nur bedenkt, wie schwerlich sich ein geitziger und habsüchtiger Mensch wider Gott versündiget, so sollte dieß allein schon in uns einen lebhaften Abscheu wider dieses Laster erregen. Ein solcher Mensch beleidiget Gott erstens dadurch, daß er von seinem Dienst gleichsam abtrünnig wird, und sich neben ihm auch noch den falschen Mammonsgötzen zur Verehrung aufstellt. Eben das ist es, was uns Christus in diesem Evangelio zu verstehen giebt. Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen: dadurch erklärt er den Geitz und die Habsucht als einen offenbaren Abfall von dem wahren Gott, als eine Art von Götzendienst, welche nichts anders als Gott höchst mißfällig, und für ihn beleidigend seyn muß. Freylich dient ein habsüchtiger Christ dem Mammon nicht auf solche Art, wie ihm ehemals die Heiden gedient haben; freylich stellt er dessen Bildniß nicht auf den Altar, er beugt nicht vor ihm die Kniee, noch opfert er ihm seinen Weihrauch, wie es die Heiden gethan haben, so weit treibt er seinen Götzendienst nicht. Aber wenn man sein Herz und seine

Hand-

Handlungen betrachtet, so ist es so viel, als wenn er wirklich dem Mammon, das ist, das Geld und den Reichthum als seine Gottheit anbethete: denn alles, was sonst ein Diener Gottes Gott zu Liebe und zu Ehren thut, das thut der Geitzige dem Geld zu Liebe. Jenem ist Gott sein erster Wunsch, sein erster Gedanke: dieser aber richtet alle seine Gedanken und Wünsche nur auf das Geld. Jener Diener ist immer darauf bedacht, wie er Gott gefallen, wie er Gottes Ehre befördern möge; dieser aber denkt immer nur darauf, wie er seinen Geldseckel bereichern, wie er seine Wucherzinsen befördern könne. Jener empfindet das größte Vergnügen, wenn er sich in Gedanken und Betrachtungen mit seinem Gott unterhalten, oder von Gott und göttlichen Dingen etwas erbauliches lesen und hören kann: dieser aber kennt keine größere Freude auf der Welt, als wenn er vor seinen Geldkasten hinsitzen, und seine filzige Seele an dem Anblicke desselben recht herzlich weiden kann. Jener übernimmt alle Mühe und Beschwerlichkeit, und achtet keinen Spott, keine Verfolgung, wenn er nur etwas zur Ehre Gottes thun kann: dieser läßt sich auch keine Mühe, keine Beschwerniß gereuen, er überträgt Schmach und Verfolgung, er strengt

alle seine Kräfte an, aber nur alsdann, wenn er dabey seinen Vortheil ziehen, und seine Geldbegierde befriedigen kann. Heißt das nicht so viel, als einen wahren Götzendienst treiben, und das Geld als sein höchstes Gut, als seine Gottheit verehren? — Du sollst Gott deinen Herrn lieben, heißt es im Evangelio, vom ganzen Herzen, von ganzer Seele, aus allen deinen Kräften: diese Liebe Gottes ist das erste und größte Geboth aus allen. Nun aber sage man mir, wie kann wohl eine so unmäßige Liebe zum Geld mit der Liebe Gottes beysammenstehen? Wie kann ein habsüchtiger Mensch noch sagen, daß er Gott vom ganzen Herzen liebe? Ach unmöglich kann diese Liebe Gottes noch in seinem Herzen wohnen. Umsonst sind alle seine Gebethe, umsonst seine Werke der Andacht, die er verrichtet. Es ist alles nur ein bloß äußerliches Blendwerk; seine Andacht kömmt nicht aus dem Herzen; seine Seele hat keinen Theil daran: denn mitten unter dem Gottesdienst, während er in der Kirche bethet, hängt sein Herz zu Hause an seinem Geldseckel; an diesen denkt er gewiß hundertmal eher als an Gott, dieser liegt ihm näher am Herzen. Ja man hat Beyspiele genug, daß solche Menschen selbst noch auf dem Todtbette, wo ihnen doch das

Licht

Licht vorzüglich aufgehen sollte, ihren abgöttischen Mammonsdienst nicht ablegten, sondern gewiß zehen Blicke auf ihren Geldkasten hinwarfen, bis sie nur einen auf das Bild des gekreuzigten Heilandes hefteten. Mit einem Worte, es fehlt einem solchen geldsüchtigen Menschen nichts mehr, als das bloße Bildniß des Mammons, und die äußerliche Verehrung desselben. Im übrigen ist sein Betragen ganz abgöttisch. Das Geld ist sein Gott, der Mammon hat sein Herz, der wahre Gott ist daraus verdrängt, der ist beygesetzt und vergessen. O wie wahr ist es also, was Christus sagt: ihr könnt nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen.

Aber noch nicht genug, meine Geliebten! der habsüchtige Mensch versündigt sich wider Gott auch noch auf eine andere Art, nämlich durch sein Mißtrauen auf die göttliche Verheißung. Seyd doch nicht so sorgfältig, sind die Worte Christi im heutigen Evangelio, was ihr essen oder trinken werdet; sondern suchet zuerst das Reich Gottes, und das übrige wird euch zugeworfen werden. Was könnte deutlicher als dieser Ausspruch seyn? Wer kann da an Gott glauben, und doch noch zweifeln, ob

dieser Gott sein Wort halten werde, das er uns so ausdrücklich durch seinen Sohn Jesum gegeben hat? Aber was thut da ein solcher Mensch, der sein Herz an den Reichthum hängt? Glaubt er wohl an dieses Wort Gottes, traut er wohl Gott die Erfüllung seines Versprechens zu? Ach nein! wenn er diesen Glauben, dieses Zutrauen zu Gott hätte, wie könnte er denn gerade das Gegentheil von dem thun, was uns Christus lehrt? Wie könnte er gar so unmäßig nach dem Zeitlichen trachten? Wie soll man seine kümmerliche Sorgfalt mit dem Glauben an Gottes Fürsehung zusammenreimen? Ist es nicht so viel, als wenn er sich offenbar wider das Evangelium erklärte, und Christo geradezu ins Gesicht sagte: Ich glaube es nicht, was du mir da lehrest, und ich traue deinen Worten nicht; sondern trotz deinem Versprechen soll doch das immer meine Hauptsorge seyn, was ich essen, trinken, und womit ich mich bekleiden werde. Mag der himmlische Vater die Vögel in der Luft speisen, und die Blumen auf dem Feld kleiden, wie er will, ich glaube es doch nicht, daß er auf die Menschen auch so bedacht sey: ich will lieber zuerst das Zeitliche besorgen, und dann erst, wenn es mir gefällt, das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen. Seht, meine

Chri-

Christen! das ist zwar nicht die ausdrückliche, aber doch geheime Sprache eines solchen Menschen, und wenn er gleich sich nicht mit Worten so gotteslästerlich ausdrückt, so handelt er doch so, als wenn er im Herzen wirklich so dächte? Wie sehr muß also sein Betragen dem Allerhöchsten mißfallen? Wie sehr muß nicht dieses Mißtrauen Gott und seinen Sohn Jesum beleidigen? Wie schändlich und unwürdig auf einen gläubigen Christen ist nicht das gehandelt? Und wie schwer wird einst ein solcher Mensch dieses Betragen bey dem Gericht Gottes verantworten müssen?

II.

Zweytens versündigt sich ein habsüchtiger Mensch auch wider seinen Nächsten, und das brauche ich wohl nicht erst lange zu beweisen: denn es liegt offenbar vor Augen, daß dem christlichen Gesetze der Nächstenliebe nichts so sehr zuwiderlaufe, als diese schändliche Leidenschaft der Habbegierde. Und zwar erstens versündigt sich ein solcher Mensch wider den Nächsten dadurch, daß er die Pflichten der Liebe und Barmherzigkeit bey Seite setzet, die er seinem leidenden Mitbruder als Mensch und als Christ

zu

zu erweisen schuldig ist. Da mögen tausend arme Wittwen und Weisen um ihn herum schmachten, sie mögen ihm mit weinenden Augen seine Knie umfassen, und ihn durch alles Heilige bitten und beschwören, daß er ihnen doch von seinem Ueberflusse nur etwas weniges möchte zukommen lassen. Umsonst! Sein Felsenherz wird durch den Anblick des fremden Elends nicht gerührt, durch die Thränen der Nothleidenden nicht erweicht. Ich kann nicht helfen, heißt es, ich brauche das Meinige selbst; ich weiß nicht, wie es mir noch in Zukunft ergehen werde, ich habe für mich zu sorgen, was gehen mich andere an u. s. w. O welch eine grausame, unmenschliche Sprache. Wie? Du geitzige unersättliche Seele! soll dich denn das Schicksal deines Mitmenschen nichts angehen? Weißt du nichts um die so große Pflicht seinem Nächsten in der Noth zu helfen? Nichts um die große Belohnung, welche Jesus den Barmherzigen verheißen, nichts um die großen Strafen, welche er den Unbarmherzigen gedrohet hat? — Weißt du nicht, daß Gott den Reichen nur deßwegen ihren Ueberfluß beschert hat, damit sie diesen Ueberfluß unter die Armen austheilen, und Wohlthäter ihrer Mitbrüder seyn sollten? Weißt du nicht, was für ein großes Verdienst du dir dadurch sammeln, was

für

für eine edle Freude du andern und dir selbst durch Wohlthun verschaffen könntest? Und das so leicht ohne deinen Schaden. Denn vorausgesetzt, daß du wirklich einen Ueberfluß an Vermögen besitzest, was sollte es dir denn schaden, wenn du hie und da einen Unglücklichen durch eine kleine Wohlthat erfreutest? Was sollte es dir schaden, wenn du zuweilen einem wahrhaft bedürftigen Hausarmen etwas an Geld oder an andern Bedürfnissen darreichtest? Was sollte es dir schaden, wenn du manchem deiner armen Schuldner etwa die Zinsen erleichtern, oder von dem strengen Recht, das du wider ihn hast, etwas nachlassen wolltest, damit er sich leichter erschwingen möge? Was sollte dir dieß schaden? Wärest du denn deßwegen für deine Lebenszeit nicht doch hinlänglich versorgt? Dürftest du wohl deßwegen eine Noth befürchten? Würde dir wohl dieser Abgang sogar empfindlich fallen? Würdest du dir nicht vielmehr neuen Segen Gottes vom Himmel herabziehen?

Doch, wie gesagt, meine Geliebten! umsonst sind alle dergleichen Vorstellungen bey einem Menschen, dem einmal der Geitz zur Leidenschaft geworden ist: keine Gründe der Vernunft, keine Gründe der Religion machen auf sein ver-

härtetes Gemüth einen Eindruck; er denkt und sieht nicht auf andere Menschen, sondern nur auf sich selbst: wenn nur sein Vermögen niemals abnimmt, wenn er nur nichts von seinem Seckel herauslangen darf, wenn sich sein Reichthum nur immer häuft und vermehrt, dann ist ihm wohl um das Herz, das ist sein einziges Vergnügen, mögen andere darüber seufzen und darben, wie sie wollen.

Und wenn es seine Habsucht nur bloß bey dem bewenden ließe, daß er andern die Pflichten der Liebe versagte; aber so geht seine Lieblosigkeit noch weiter. Nicht genug, daß er niemanden etwas Gutes thut, er thut seinem Nächsten auch noch über dieß viel Böses; nicht genug, daß er den Armen das Almosen entzieht: er nimmt ihnen auch manches von ihrem wenigen Vermögen; denn wenn einmal der Geldgeitz das Herz eines Menschen im Besitz genommen, und darin tiefe Wurzeln gefasset hat, so ergreift ein solcher Mensch alle Mittel und Wege, wie er seiner Leidenschaft Genüge leisten kann: es mögen hernach diese Mittel gerecht oder ungerecht seyn, das gilt gleich, wenn er nur seine Absicht dadurch erreichen kann. Da ist ihm kein Schleichweg zu niederträchtig,

kein

kein Betrug zu schändlich, kein Handel und Gewerb zu abscheulich; er sucht alle Gelegenheiten, wo er einen andern übervortheilen und betrügen kann: Verringerung des Maaßes und Gewichtes, Verkauf schlechter Waare für gute, schändliche Kauderey und allerley schlaue Kunstgriffe im Handel und Wandel, dieß sind oft die Mittel, deren er sich zur Bereicherung bedienet. Bekömmt er den geringsten Anlaß zu einem gerichtlichen Proceß, so ist ihm nichts erwünschters, als das; denn er weiß auch den ungerechtesten Handel manchmal durch Geld und gute Freunde durchzusetzen, und seinen armen Gegner in Noth und Elend zu stürzen. Biethet sich ihm ein armer nothleidender Mitbürger dar, der ihn um Vorstreckung einiges Geldes ersuchet, so ist er sogleich dienstfertig, und leihet mit Freuden sein Geld aus; aber für einen so übertriebenen Zins, daß jeder ehrliche Jude sich dessen schämen würde; er treibt seine Prozente durch monatliche und wöchentliche Darlehen bis auf dreyßig, vierzig und noch mehr Gulden hinauf, ein unmenschlicher Wucher, aber doch ein Wucher, der zur Schande der Menschheit und des Christenthums leider so häufig unter uns im Schwung geht. Mit einem Wort, ein solcher Mensch ergreift jede Gelegenheit, wo er

seinem

ohnehin bedauernswürdigen Mitmenschen das Mark aus dem Leibe saugen, und sich mit dem Schweiß und Thränen der Nothleidenden mästen kann. Und so auf diese Art scharrt er dann endlich nach und nach ein ansehnliches Vermögen zusammen, und thut sich darauf, weiß nicht wie viel, zu gute? Aber wehe diesem Menschen bey einem solchen Reichthum, der vom Blut der Ungerechtigkeit triefet! Wehe diesem Menschen! Weit von ihm ist der Segen Gottes; Fluch und Verderben ruht auf seinem ungerechten Vermögen; denn das Klaggeschrey der Armen dringt durch die Wolken, und fordert die Rache des Allmächtigen auf das Haupt des ungerechten Wucherers herab. Der elende Thor glaubt sich auf Kosten anderer durch seinen Reichthum glücklich zu machen. Aber eben dadurch stürzt er sich selbst ins Verderben; er versündiget sich also nicht nur wider Gott, nicht nur wider seinen Nächsten, sondern auch wider sich selbst, und das sey noch kurz der dritte Punkt unserer Betrachtung.

III.

Gemäß der weisen Einrichtung, welche Gott in der menschlichen Natur getroffen hat, bestrafet

fet sich jedes Laster durch sich selbst sowohl in dieser als in jener Welt. Der Wollüstige muß seine Ausschweifung gemeiniglich durch leibliche Schmerzen büßen. Der Unmäßige zieht sich ebenfalls durch Fraß und Füllerey die traurigsten Folgen an seiner Gesundheit zu, und stürzt sich frühzeitig ins Grab, und so hat Gott mit jedem Laster auch eine natürliche Strafe verbunden, um uns Menschen dadurch desto eher davon abzuschrecken.

So, meine Christen! verhält es sich auch mit dem Laster der Habsucht und Geldbegierde. Auch der Geitzhals bestraft sich selbst für alle die Ungerechtigkeiten, die er an seinen Nebenmenschen begeht, und macht sich dadurch sehr oft nicht nur zeitlich, sondern auch ewig unglücklich. Zwar man könnte vielleicht denken, dieses Laster sey noch das unschädlichste aus allen; man sollte glauben, der Reiche würde sich mit seinem ungerechten Gut wenigstens auf dieser Welt recht gute Tage aufthun. Aber nein! auch diese zeitliche Glückseligkeit wird ihm gar oft nicht zu Theil; denn wie oft geschieht es, daß so ein habsüchtiger Mensch sich selbst eben so wenig als andern vergönnet; wie oft geschieht es, daß er von all' seinem Reichthum für sich

selbst doch wenig oder gar nichts Gutes genießt. Er ist gegen sich selbst karg und unbarmherzig, er getraut sich nicht für seinen eignen Gebrauch vieles aufzuwenden, er beraubt sich selbst vieler Vergnügen und Bequemlichkeiten, die er sich mit seinem Gelde so leicht verschaffen könnte: er begnügt sich mit dem bloßen Anblick desselben, und hütet und bewachet es mit unermüdetem Fleiß, damit ja seinen künftigen Erben nichts davon entgehe. Für diese Erben sorgt er weit mehr, als für sich selbst, für diese behält er seinen Schatz auf, und was ist zuletzt sein Dank dafür? Kein anderer, als daß diese seine Erben sich über ihn lustig machen, und sein zusammengescharrtes Vermögen, weiß Gott auf welche Art, verschwenden. Das ist sehr oft das Schicksal eines solchen ungerechten Gutes. Darum ruft Christus im Evangelio einem jeden Reichen zu: Was hilft dir dein Reichthum? Du Thor, heute Nacht, das ist bald in kurzer Zeit, mußt du sterben, und was du zusammengescharret hast, in wessen Hände wird es kommen? Was hast du nun davon, will er sagen, von all' deiner Mühe und Sorgfalt, die du dir gabst, um recht viel Hab' und Gut zusammenzubringen? Was kannst du davon wohl in die andere Welt mitnehmen? Sieh, du mußt alles zurück-

lassen,

lassen, du kannst nichts mehr genießen, du hast es nicht so fast für dich, als für andere zusammengetragen. O daß doch alle habsüchtigen Menschen diese merkwürdigen Worte des Evangeliums immer vor Augen hätten, daß sie sich doch öfters an jenen Augenblick des Todes erinnern möchten, wo sie auf einmal alles verlieren, alles fremden Händen überlassen müssen, was sie so viele Jahre hindurch gesammelt haben. Heute Nacht mußt du sterben, und was du zusammengescharret, in welche Hände wird es gerathen? O Tod, bitterer Tod, wie schmerzlich mußt du für einen solchen Menschen seyn, wenn er nun seine Schätze, sein Geld, sein Lieblingsgut, woran bisher seine ganze Seele geheftet war, zum letztenmal ansieht, und denkt, daß er jetzt auf einmal alles dessen beraubt werde. Wie empfindlich muß ihm dieser Verlust fallen? Wie sehr wird er da seine eigne Thorheit bereuen, wie sehr wird er einsehen, daß er nur den zehenten Theil von dem, was er auf die Erwerbung zeitlicher Güter verwendet, für seine Seele, für den Himmel möchte verwendet haben. Und wenn er dann wirklich von dieser Welt abgeschieden ist, und nach seinem Tode vor dem Richterstuhl des Allwissenden erscheinen muß: wie wird es ihm da ergehen?

hen? Wenn er Rechenschaft ablegen muß von allen den Ungerechtigkeiten, welche er begangen hat, von all' dem fremden Gut, das er an sich gezogen und noch nicht zurückgestellt hat; wenn alle diejenigen als Kläger wider ihn auftreten, die er in dieser Welt aus Geitz hülflos schmachten ließ, die er betrogen, bestohlen und zu Grund gerichtet hat? Ach schrecklich ist der Ausspruch Christi im Evangelio, da er sagt: schwer ist's für einen Reichen selig zu werden, und wahrlich ich sage euch, eher wird ein Kameel durch ein Nadelohr gehen, als ein Reicher in den Himmel kommen. Schrecklich auffallend, sage ich, ist dieser Ausspruch, aber doch die ewige Wahrheit hat's gesagt, die uns nicht betrügen kann. Freylich ist das nicht so zu verstehen, als wenn jeder Reiche, bloß darum weil er reich ist, vom Himmel ausgeschlossen wäre: nein, sondern Christus redet nur von jenen Reichen, welche ihr Hab und Gut ungerechter Weise erwerben, welche daran ihr Herz hängen, welche davon keinen guten oder wohl gar einen bösen Gebrauch machen; von solchen Reichen ist hier die Rede. Aber eben das ist es, meine Geliebten, daß es so wenige Reiche giebt, die ihr Vermögen auf eine gute Art erwerben, und auch auf eine gute Art anwenden, die Reich-

thum besitzen, als wenn sie ihn nicht besäßen, die ihr Herz nicht daran hängen, undsich dadurch nicht zu allerley Sünden und Ausschweifungen verleiten lassen, eben diese Seltenheit solcher Reichen macht, daß der Ausspruch Christi im Allgemeinen sehr richtig und gegründet ist.

Seht, so schändlich und zugleich so gefährlich ist das Laster der unmäßigen Begierde nach Reichthum, so versündiget sich der Habsüchtige wider Gott, wider seinen Nächsten, wider sich selbst, wider Gott, dem er den Mammon zur Seite setzet oder wohl gar vorzieht; wider seinen Nächsten, den er in der Noth stecken läßt, oder wohl gar um das seinige bringt; wider sich selbst, indem er sich so viele unnütze Mühe für einen Reichthum kosten läßt, den er nicht genießt, der ihm den Tod erschwert, und den Eingang in das Himmelreich so beschwerlich macht. Nun wenn man alle diese Gründe wohl überlegt, wer sollte nicht dieses Laster vom ganzen Herzen verabscheuen? Wer sollte noch so thöricht seyn, einem so schändlichen Götzen zu dienen wie der Mammon ist? Nein, wir können nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen, und wir wollen es auch nicht thun, wir wollen zwar auf zeitliche Güter bedacht seyn,

soviel es nöthig ist; aber wenn wir dann das unsrige gethan haben, so wollen wir das übrige Gott überlassen, und nicht daran zweifeln, daß er auch das seinige thun werde. Er hat uns sein Wort gegeben, er wird sein Wort halten, so wahr er Gott ist, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Am funfzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Da sie der Herr sah, fühlte er Mitleid gegen sie, und sprach: Weine nicht. Luk. VII. 13.

Der Auftritt, den uns das heutige Evangelium erzählt, ist eben so rührend, als wunderbar. Eine fromme Wittwe zu Naim hatte einen Sohn, der ihr in ihrem verlassenen Wittwenstand noch ihr einziger Trost, ihre einzige Freude und Stütze ihres hohen Alters war. Nun stirbt ihr dieser geliebte Sohn in seinen besten Jugendjahren dahin, sie muß denjenigen zu Grab begleiten, den sie zu überleben wohl nicht gedacht hatte. Was Wunder, daß bey diesem Leichen-

begängniß ihr mütterlicher Schmerz in häufigen Thränen ausbrach? Allein kaum erblickt sie Jesus, so wird er, wie der Evangelist sagt, von Mitleiden gegen sie gerührt, und heißt sie ihre Thränen zurückhalten; er rührt den Sarg an und ruft den Todten mit dem Worten zu: Jüngling! ich sage dir, stehe auf; und sieh! der Todte steht auf und fängt an zu reden, und geht frisch und gesund wieder mit seiner Mutter nach Hause. Da denke man sich die unbeschreibliche Freude dieser guten Frau, die Freude des erstandenen Jünglings selbst, und das Erstaunen des Volks, das sich um ihn herdrängte, und sich an dem erweckten Jüngling nicht satt sehen konnte; und den lauten Zuruf von allen Seiten: Heil uns! ein großer Prophet ist unter uns auferstanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.

Meine Christen! das war nun freylich eine ganz sonderbare Wohlthat, welche Jesus dieser Mutter und ihrem Sohne erwiesen hat: eine Wohlthat, die unter Millionen Menschen nicht einem wiederfährt, und die wir von Gott niemals erwarten dürfen; denn der Schöpfer läßt der Natur gemeiniglich ihren Lauf, und wer einmal durch den Tod von dieser Welt abgeson-

dert ist, der wird nimmermehr zurückkehren. Allein wenn gleich so eine Todtenerweckung zu unsern Zeiten etwas unerhörtes ist: so haben wir doch statt dessen unserm Heiland eine andere und zwar noch größere Wohlthat zu danken, und diese Wohlthat besteht darin, daß er uns durch seine Lehren und Wahrheiten den Tod ungemein erleichtert hat, so zwar, daß wir uns nach seinen Grundsätzen eine solche Erweckung vom Todten gar nicht mehr wünschen därfen. Dieß, meine Geliebten! ist gewiß eine Wohlthat, die wir vielleicht nie recht bedacht, und uns zu Nutzen gemacht haben.

Unter allen Uebeln, womit wir Menschen in dieser Welt zu kämpfen haben, hat man sonst, ehe Christus die Menschen erleuchtet hat, den Tod für das allerschrecklichste gehalten. Die Furcht vor dem Tode war also für die Menschen eine große Plage, welche ihnen oft tausend Sorgen und Unruhen verursachet hat. Nun seht, diese Plage hat uns Christus abgenommen, indem er uns solche Lehren bekannt gemacht hat, die uns, wenn wir fest daran glauben, den Tod nicht mehr in der fürchterlichen Gestalt, sondern ganz von einer andern Seite zeigen. Dieß ist eines der größten Meisterstücke des Evangeliums, daß

selbes

selbes seinen Anhängern einen gewissen Muth und eine bereitwillige Entschlossenheit zum Sterben einflößet, und dieses Meisterstück der evangelischen Lehre wollen wir heute zur Betrachtung vor uns nehmen. Ein wahrer Christ, der an das Wort Jesu einen lebendigen Glauben hat, der hat den Tod nicht zu fürchten, sondern vielmehr denselben zu wünschen; und das zwar aus einem zweyfachen Grunde, erstens weil der Tod das Ende unserer Leiden, und zweytens der Anfang einer ewigen Glückseligkeit ist. Diese zwey Gründe, wenn wir wohl bedenken, so wird die unmäßige Furcht des Todes gewiß bald gehoben seyn.

Hätte ich lauter unbußfertige Sünder und verdorbene Herzen vor mir, so würde ich freylich den Tod nicht so leicht und erwünschlich darstellen, sondern ich würde vielmehr alle Schreckenbilder zusammenziehen, und sie ihnen vor die Augen stellen. Allein so hoffe und glaube ich mit Zuversicht, zu lauter gutgesinnten, oder der Besserung noch nicht unfähigen Herzen zu reden, und darum hoffe ich, es werde diese Betrachtung nicht ohne Nutzen seyn.

I.

Es ist wahr, jedem Menschen ist der Trieb angeboren, daß er sein Leben so lange als möglich zu erhalten sucht. Und wenn jemand auch noch so unglücklich ist, so sträubt er sich doch gegen den Tod soviel er kann. Diesen Trieb hat der weise Schöpfer in die Natur des Menschen gelegt; und daher ist es auch ganz natürlich, daß der Mensch vor dem Tode einige Furcht in sich empfindet, und man kann es nicht läugnen, daß dieser Tod auch für den weisesten und herzhaftesten Menschen doch etwas Schauderhaftes und Abschreckendes habe. Der schwere Todeskampf, die Leibesschmerzen, welche oft damit verbunden sind, die gewaltsame Trennung der Seele von dem Leibe, und dann darauf der plötzliche Uebergang in eine Ewigkeit, von der wir nur dunkle Begriffe und schwache Ahndungen haben; alles das macht den Tod in etwas furchtbar. Wenn ich also sage, daß der wahre Christ den Tod nicht zu fürchten habe, so ist da meine Absicht gar nicht, alle Furcht des Todes aufzuheben, sondern nur dieselbe zu mäßigen und zu erleichtern. Nur die unmäßige Furcht des Todes, behaupte ich, ist wider die Lehre und den Geist des Christenthums, folglich eines

eines wahren Christen höchst unwürdig. Denn was lehret uns dann unser heilige Glaube von dem Tode? Oder was ist dieser Tod in den Augen eines wahren Christen? — Er ist erstens das Ende alles Leidens, die Erlösung von allen den Uebeln und Trübsalen, denen der Mensch auf dieser Welt ausgesetzt ist, und das ist der erste Grund, der uns, wenn wir ihn ernstlich bedenken, gewiß die Schrecken des Todes ungemein erleichtern kann.

Ja, meine Geliebten! wenn diese Erde ein bloßes Paradies für uns wäre, wenn wir da lauter Vergnügen ohne Mißvergnügen genießen könnten, wenn es auf dieser Welt nichts zu leiden gäbe, so möchte es leicht zu verzeihen seyn, wenn der Mensch diese Welt hart verlassen, und den Tod fürchten sollte. Allein so ist diese Erde vielmehr ein Sammelplatz von tausenderley Uebeln und Widerwärtigkeiten. Wo man nur immer hinsieht, so sieht man Elend und Jammer; und wenn es auch schon viel Gutes, viele Freuden giebt, so ist dieses Gute doch meistens mit Bösem vermischt, und jede Freude wird den Menschen mit verschiedenen Sorgen und Verdrießlichkeiten verbittert. Da sind erstens so viele Uebel, welche uns die Elemente

Feuer, Wasser, Luft, Erde verursachen. Bald da, bald dort kömmt ein unvermutheles Unglück über uns, wodurch wir unser Hab und Gut entweder zum Theil, oder ganz verlieren, und in große Noth und Verlegenheit gestürzt werden. Gewiß jeder aus uns wird von solchen Trübsalen wenigstens eine und die andere schon wirklich erfahren haben, und wer es noch nicht erfahren hat, der ist keinen Augenblick davor sicher.

Wenn man nun erst alle die Uebel hinzudenkt, welche sich die Menschen in dieser Welt selbst einander zufügen; wenn man bedenkt, alle die Zänkereyen und Zwiste, alle die Ungerechtigkeiten und Verfolgungen, alle die Schmäh- und Verläumdungen, alle die Liste und Betrügereyen, alle die Räubereyen und Mordthaten, alle die blutigen Kriege, wodurch so oft ganze Städte und Länder verwüstet, soviel unzählige Menschen ausgesaugt und unglücklich gemacht werden; wenn man alle diese Uebel zusammennimmt, und das traurige Loos der Menschen überdenkt, so ist es in der That zu verwundern, wie die Menschen in dieses armselige Leben gar so verliebt seyn, und sich vor dem Tode so unmäßig fürchten können. Man sollte vielmehr

meynen,

meynen, sie würden den Tod mit Freuden erwarten und darnach seufzen, damit sie nur bald von ihren Leiden möchten befreyet werden. Aber nein! die Menschen thun gerade das Gegentheil: ungeachtet daß ihnen dieses Leben durch so viele widrige Zufälle erschweret wird, so wollen sie doch diese schwere Last immer noch lieber tragen, als durch den Tod von derselben befreyet werden. Man hört sie immer klagen, daß es auf dieser Welt gar so elend zu leben, daß es nicht mehr zum fortkommen sey: ja sie stellen sich an, als wenn ihnen nichts erwünschters als der Tod wäre. Allein eben diese Unzufriednen sprechen gleich wieder anders, sobald es auf den Ernst ankommt, sobald sich der Tod nur vom weiten meldet; da sind sie auf einmal wieder gerne in der Welt; sie zittern und erschrecken vor dem Tode gleichsam als wenn sie auf dieser Welt, weiß nicht, was zu verlieren hätten. Ist dieß nicht ein seltsamer Widerspruch? Wie soll dann der liebe Gott es angehen, daß er es solchen Leuten einmal recht machen könnte? Läßt er sie leben, so sind sie unzufrieden, und will er ihrem armseligen Leben durch den Tod ein Ende machen, so sind sie auch wieder unzufrieden. Sie wollen sterben, wenn sie

leben,

leben, und sie wollen leben, wenn sie sterben sollten? Welch eine Thorheit?

Bilden wir uns z. B. einen Gefangenen ein, der schon viele Jahre im Kerker geschmachtet, und tausend Ungemach darin erduldet hat. Wird dieser wohl erschrecken, wenn man ihm seine Erlösung ankündiget? Oder stellen wir uns einen Menschen vor, der schon lange Zeit auf dem weiten Meere herumgetrieben worden, und viele Stürme und Todesgefahren ausgestanden hat: wird dieser wohl vor Furcht zittern, wenn er gähling einen Seehafen erblickt, worin er einschiffen, und von seinen Leiden ausruhen kann? Gewiß nicht, sondern er wird sich vielmehr über das Ende seines mühseligen Zustandes vom Herzen freuen? Nun seht, meine Christen! was die Freyheit für den Gefangenen, was der Port für den Schiffer ist, das ist der Tod für jeden Menschen, der in dieser Welt mit so vielen Trübsalen zu kämpfen hat. So lange wir in dieser groben Hülle des Körpers wohnen, so befinden wir uns gleichsam wie im Kerker; und wir müssen darin so viel Ungemach, so viele Schmerzen und Bangigkeiten ausstehen; darum nennt es auch der heilige Paulus die Banden und Fesseln des Leibes.

Sobald

Sobald wir aber sterben, so hören wir auf Fleisch und Blut zu seyn. Dieses Beingerippe fällt hinweg, und mit demselben auch alle die körperlichen Uebel, die uns in diesem Leben so viel Sorgen und Kummer verursachen. Da ist kein Hunger, kein Durst, keine Hitze oder Kälte, keine Sorge für Nahrung und Kleidung, keine Ermattung der Kräfte, kein Schmerz, keine Krankheit, kein Element kann uns wohl einen Schaden zufügen. Mit einem Wort, da hat alles Leiden auf einmal ein Ende, das uns hier mittelst des Körpers so viele unangenehme Empfindungen verursachet. Wir sind aus dem Kerker, wir sind in der Freyheit.

Ferner, so lange wir auf dieser Erde wohnen, befinden wir uns gleichsam wie ein Schiffer auf dem Meere, wo wir von allerley Stürmen und allerley Ungewitter herumgeworfen werden. Sobald wir aber sterben, so schiffen wir in den sichern Hafen ein. Alle Unruhen und Gefahren haben ein Ende. Alle Verfolgungen, Verläumdungen, alle Zwiste und Ungerechtigkeiten, alle Seufzer und Thränen hören auf. Da darf sich der Arme nicht mehr von dem Reichen unterdrücken lassen, da darf sich der Niedere nicht mehr vor dem Mächtigen fürchten. Denn aller

äußer-

äußerliche Unterschied der Menschen fällt da hinweg. Kurz, man nehme alle Uebel dieser Welt zusammen, und es wird gewiß keines zu finden seyn, welchem nicht der Tod ein Ende machte.

So von dieser Seite muß der wahre Christ den Tod betrachten, und diese Betrachtung wird ihm gewiß die Furcht des Todes erleichtern. Daher kam es eben, daß ehemals die ersten Martyrer der Christenheit dem Tode so unerschrocken entgegenliefen, und sich so wenig vor dem Sterben fürchteten; denn sie wußten ja, daß dieser Tod das Ende ihrer Leiden, folglich die größte Wohlthat für sie wäre. Ja was sage ich von den Christen: selbst manche Heiden haben diese Wahrheit schon längst erkannt: sie haben uns die schönsten Beyspiele hinterlassen, wie sie die Furcht des Todes heldenmüthig überwunden haben; denn obwohl sie in die Zukunft keine gewisse Aussicht hatten, so waren sie doch durch das Licht der Vernunft überzeugt, daß sie eben nicht viel Ursache hätten, denselben zu scheuen, weil er allem Leiden ein Ende machte. Welche Schande wäre es also für uns Christen, wenn wir in diesem Stück selbst zaghafter als die Heiden wären? Welche Schande, sage ich,

für uns, da uns doch der heilige Glaube sagt, daß der Tod nicht nur das Ende unsers Leidens, sondern auch zugleich der Anfang eines bessern ewig glückseligen Lebens sey, welches wir noch im zweyten Theile betrachten wollen.

II.

Der Tod ist also nicht nur allein das Ende alles Leidens, sondern auch zugleich der Anfang eines bessern glückseligen Lebens. Ich muß aber hier nochmals dasjenige wiederholen, was ich schon zuvor erinnert habe, nämlich, daß hier nur von dem wahren Christen nicht aber von dem unbußfertigen Sünder die Rede sey; denn dieser Sünder, so lange er in diesem Zustand verharret, hat billig Ursache den Tod zu fürchten, weil er für ihn vielmehr der Anfang einer unglückseligen Ewigkeit ist: dieser Sünder hat Ursache, bey jedem Donnerschlag zu zittern, bey jedem nächtlichen Geräusch zu schaudern, und bey jeder geringsten Todesgefahr in Furcht und Schrecken zu gerathen; denn er weiß, was auf ihn nach dem Tode wartet; er weiß, daß er vor einem Richterstuhl werde auftreten müssen, wo alle seine Sünden und geheime Laster werden entdeckt und bestraft werden. Aber nicht so

der fromme, der gerechte Christ, der Gott fleißig dienet, der die Gebothe Gottes und alle seine Pflichten beobachtet, der es mit seinen Nebenmenschen gut und redlich meynt, der sich eines ehrbaren christlichen Lebenswandels befleißt, der ein gutes reines Gewissen hat, oder der, wenn er auch wirklich gesündigt hat, doch seine Sünden ernstlich bereuet und verbessert; dieser, sage ich, hat den Tod nicht zu scheuen, er kann mitten unter den Stürmen und Ungewittern ruhig seyn; er darf dem Tod herzhaft entgegen gehen, denn der Glaube sagt ihm, daß dieser Tod für ihn der Anfang zu einem bessern Leben, die Pforte zur ewigen Seligkeit sey. — Zur ewigen Seligkeit! o liebste Christen! welch ein freudiger Gedanke, zur ewigen Seligkeit! Freylich wissen wir von diesem seligen Zustande noch wenig oder gar nichts Gewisses; denn kein Auge hat's gesehen, kein Ohr hat's gehört, und keines Menschen Sinn hat's jemals begriffen, was Gott seinen treuen Dienern im Himmel vorbehalten hat. Die heilige Schrift giebt uns zwar einige Begriffe in Bildern und Gleichnissen, z. B. sie stellt uns diese Seligkeit vor unter dem Bild eines Königreichs oder einer kostbaren Mahlzeit, oder einer prächtigen Stadt u. s. w. Aber alles das sind nur schwache Bilder für uns

sinnliche

sinnliche Menschen, sind nur Gleichnisse von solchen Dingen hergenommen, die uns jetzt in diesem Leben herrlich und groß erscheinen. Worin aber eigentlich diese Seligkeit bestehe, das kann unser schwache sinnliche Verstand nicht begreifen; denn so wie ein Kind vieles nicht begreifen kann, was wir Erwachsene wissen, eben so wenig können auch wir Erwachsene uns etwas von dem vorstellen, was dermalen nur den Auserwählten im Himmel bekannt ist. Jetzt sind wir noch im Stande der Kindheit: erst nach dem Tode wachsen wir an Vollkommenheit, erst dann kommen wir in's reife männliche Alter, wo wir tausend Dinge erfahren und einsehen werden, wovon wir jetzt noch nicht den mindesten Begriff haben können.

Indessen so unbegreiflich uns dieser Zustand nach dem Tode seyn mag, so können wir uns doch wenigstens soviel davon vorstellen, daß es ein weit glückseligerer Zustand seyn müsse, als der gegenwärtige ist. Wir können wenigstens soviel davon urtheilen, daß alle Schätze und Reichthümer dieser Erde, daß alles, was wir uns jetzt als gut, schön und edel vorstellen, noch nichts im Vergleich mit jenen Gütern und Freuden sey, welche dort auf uns warten. Jetzt

sehen

sehen wir Gott nur wie im Spiegel, sagt der heilige Paulus, nur unter schwachen Bildern; aber dort werden wir ihn von Angesicht zu Angesicht sehen.

Und diese Anschauung Gottes, o welche Seligkeit wird sie uns verschaffen, wenn wir dann von Gott, von seinen Eigenschaften immer deutlichere Erkenntniß bekommen, wenn unser Verstand über die großen Rathschläge und Einrichtungen Gottes in der Welt wird aufgeklärt und überzeugt werden, wie Gott alles so gut und weislich angeordnet habe: wenn dann unsere Seelen von der Liebe zu diesem unendlichen Wesen entflammt, sich mit demselben immer mehr und mehr vereinigen, was muß das für ein unaussprechliches Vergnügen seyn?

Weiters, wenn wir dann denken, daß wir nach dem Tode in die Gesellschaft so vieler heiligen und tugendhaften Freunde gelangen, daß wir dort auch unsere verstorbenen Eltern und Freunde wieder antreffen, daß wir mit ihnen den vertraulichsten Umgang und eine ewige Glückseligkeit genießen werden; wenn wir das bedenken, o wie sollen wir uns nicht schon jetzt auf dieses zukünftige Leben freuen? Wie sehn-

lich

lich sollten wir mit Paulus wünschen, daß wir doch von diesem Körper bald aufgelößt werden, und in dieses selige Reich Gottes gelangen möchten. Wenn wir aber das wünschen, so müssen wir eben darum alle Augenblicke zum Sterben entschlossen seyn. Denn nur der Tod allein kann uns zu dieser Glückseligkeit verhelfen: der ist das einzige Mittel, die einzige Pforte zum Himmelreich; wir müssen zuvor den Weg alles Fleisches wandeln: wenn wir zu unserm letzten Ziel und End gelangen wollen; und so wie das Saamenkorn in der Erde faulen und ersterben muß, damit es hernach wachse und Frucht bringe, eben so muß auch der Mensch zuvor sterben und im Grabe faulen, damit er wieder auf ein neues desto schöner hervorgehe, und die Früchte der Seligkeit hervorbringen und genießen möge. Das ist die Hoffnung, die Aussicht des wahren Christen, das hat er nach seinem Tod zu gewarten; warum sollte er also diesen Tod fürchten, da er für ihn nicht nur kein Uebel, sondern vielmehr der größte Gewinn ist, weil er ihm den Eintritt in den Himmel verschaffet.

Aber meine Sünden, wird sich mancher furchtsame Christ denken, meine Sünden, wenn

nur

nur diese nicht wären! dann sollte mir der Tod gewiß nicht so fürchterlich seyn. — Nun gut, liebste Christen, wenn uns bloß unsere Sünden das Sterben so furchtbar machen, warum hören wir denn nicht einmal auf zu sündigen? Was hindert uns denn diese Ursache unsers Schreckens selbst wegzuräumen? Steht es nicht bey uns, wenn wir wollen, noch diesen Augenblick unsere Sünden zu bereuen, und unser Gewissen in einen solchen Stand zu setzen, daß wir den Tod getröstet erwarten können? Haben wir nicht Mittel genug an der Hand, wodurch wir unsere vorigen Schulden bey Gott auslöschen, und uns eines glückseligen Todes versichern können? O ganz gewiß fehlt es uns an solchen Mitteln nicht, wenn wir sie nur gebrauchen wollen, und unter diese Mittel gehören unstreitig die Werke der Liebe und Barmherzigkeit; denn von diesen Werken haben wir so oft die ausdrückliche Verheißung in der heiligen Schrift, daß man dadurch seine Sünden auslöschen, und bey dem Gericht Gottes Gnade und Barmherzigkeit sicher erlangen könne.

Durch solche Werke der Liebe und Barmherzigkeit wollen wir also zeigen, daß wir wahre Christen seyn, und sind wir das einmal, o wie

ruhig,

ruhig, ja wie freudig können wir den Tod erwarten? Wie ruhig zu dem Richterstuhl desjenigen hintreten, den wir uns durch unsere Wohlthaten gleichsam verbindlich gemacht haben. Ja, liebste Christen! lasset uns thun, was wir können; denn über unsere Kräfte verlangt Gott nichts. Lasset uns Gott durch Werke der Liebe und Barmherzigkeit versöhnen; dann haben wir nicht Ursache, den Tod so unmäßig zu fürchten; denn er ist das Ende unsers Leidens und der Anfang einer ewigen Glückseligkeit: dann mag der Herr kommen zu einer Stunde, wann er will, so sind wir bereitet von dieser Welt in eine bessere überzugehen. Amen.

Am sechzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Jesus sprach zu den Schriftgelehrten und Pharisäern: Ist es erlaubt, am Sabbath zu heilen? Luc. XIV. 3.

Es ist doch sonderbar, daß Jesus, wenn er eine gute, edle That ausübte, sich erst bey den Pharisäern noch lange rechtfertigen und ihnen be-

weisen mußte, daß er Recht gethan habe. Wir haben so eben gehört, wie er sich bey einem vornehmen Pharisäer zu Tische einfand, und daselbst einen wassersüchtigen Menschen augenblicklich von seiner Krankheit heilte. Wer hätte jetzt da denken sollen, daß sich die Pharisäer darüber ärgern würden? Und doch so geschah es wirklich; sie hielten dieses wohlthätige Liebeswerk Jesu für Sünde, und warum das? Weil es am Sabbath war, und an einem Sabbath einen Kranken gesund machen, das war in ihren Augen sehr bedenklich. Darum wollte auch der Heiland, der dieß falsche Aergerniß schon voraus sah, ihrem Tadel zuvorkommen, und warf zuerst die Frage auf: Was meynt ihr? ist es wohl erlaubt am Sabbath einen Kranken zu heilen? Keiner wollte auf diese Frage etwas antworten. Aber sie gaben durch ihre Mienen und Gebehrden deutlich zu verstehen, daß sie diese Heilung des Kranken gar nicht gutheißen möchten. Darum legte ihnen Christus noch eine zweyte Frage vor: Gesetzt, sagte er, es falle einem sein Ochs oder sein Esel am Sabbath in einen Brunnen: wer ist unter euch, der ihn nicht sogleich ungeachtet des Sabbaths wieder herausziehen würde? Diese Frage setzte sie alle in Verlegenheit, und sie wußten nicht, was

sie darauf sagen sollten; denn der Schluß daraus war handgreiflich wider sie: wenn man einem Thier am Sabbath das Leben retten darf, warum sollte man nicht um so mehr einem Menschen seine Gesundheit wiedergeben dürfen? Sie schwiegen also still, und zeigten durch dieses Stillschweigen, wie einfältig und ungerecht ihr Aergerniß an dieser Wunderthat Jesu gewesen sey.

Nun seht, meine Christen! so wie es diese Schriftgelehrten und Pharisäer machten, eben so machen es auch noch heutzutage viele Menschen, die zwar als Christen vernünftiger denken sollten, aber noch immer den alten Geist und die Denkart der Pharisäer haben; sie ärgern sich oft ganz gewaltig über Dinge, wo gar keine Ursache zum Aergerniß vorhanden ist. Hingegen wo sie sich wirklich ärgern und ihren Eifer zeigen sollten, da sehen sie ganz kalt und gleichgültig zu. Sie sind oft erstaunlich gewissenhaft in solchen Sachen, die entweder nur Nebendinge der Religion oder wohl gar bloße Mißbräuche sind. Aber was die Hauptsache der Religion, nämlich die Gebothe und Pflichten betrifft, die uns Christus ausdrücklich vorgeschrieben hat, da haben sie sogar keine Bedenklichkeit, und machen sich aus der Uebertretung

derselben bey weiten nicht soviel daraus, als sie sich daraus machen sollten. Sie verkehren die ganze Religion, und sehen die Hauptsache für Nebending, die Nebendinge aber für die Hauptsache an. Aber es ist ihnen auch meistens nicht übel zu nehmen. Denn der Unterricht in der Religion, den sie in der Jugend erhalten, ist oft leider nur gar zu schlecht; sie bekommen gar keinen gesunden Begriff von dem, was Religion und Christenthum heißt. Es ist also gar kein Wunder, wenn sie zwischen Hauptsache und Nebending der Religion gar keinen Unterschied zu machen wissen, sondern alles Göttliche und Menschliche untereinander vermischen, alles, was nur von weiten einen Bezug auf die Religion hat, für gleich heilig und ehrwürdig halten. Was ist also mit solchen Leuten zu thun? Nichts anders, als daß man ihnen von dem Christenthume einen bessern Begriff beybringe, und ihnen den Unterschied zwischen Hauptsache und Nebendingen der Religion handgreiflich vor Augen lege, und dazu will ich heut einen kleinen Versuch machen. Ich will zuerst erklären, worin denn dieser wahre Unterschied zwischen Hauptsache und Nebending bestehe: und dann zweytens zeigen, wie man die Hauptsache den Nebendingen allezeit vorziehen müsse.

I.

Glaube, Christenthum, Religion, das sind Wörter, die wir sehr oft im Munde führen, oder von andern zu hören Gelegenheit haben. Aber wissen wir wohl auch allezeit, was wir damit sagen wollen? Verbinden wir mit diesen Worten den gehörigen Begriff? Oder wenn uns jemand auf der Stelle fragen wollte, was denn Glaube, Christenthum, Religion sey, würden wir wohl darauf eine schickliche Antwort geben können? Seht, so geht es uns in tausend andern Dingen. Man redet immer von einer Sache, man eifert dafür oder dawider, und zuletzt wenn es darauf ankömmt, so weiß man nicht, von wem eigentlich die Rede ist; man wirft mit leeren Worten um sich, ohne zu wissen, was diese Worte sagen wollen. Das ist nun freylich nicht klug und vernünftig: denn ein vernünftiger Mensch soll ja doch zuvor einen Begriff von jener Sache haben, wovon er reden will. Am allerwenigsten aber sollte man in Religionssachen mit bloßen Worten spielen, weil es da nicht auf die Worte, sondern auf die Sache selbst ankömmt, und weil von der Erkenntniß dieser Sache unsere zeitliche und ewige Glückseligkeit abhängt.

Es

Es fragt sich also jetzt, was heißt denn Glaube, Christenthum, Religion? — Liebste Christen, das will nichts anders sagen, als der ganze Inbegriff von allen jenen Lehren und Wahrheiten, welche uns Gott durch seinen Sohn Jesum geoffenbaret hat; wer alle diese von Christo geoffenbarten Lehren und Wahrheiten glaubt, und selbe auch zu befolgen trachtet, der kann sagen, daß er Glauben, Christenthum, Religion habe.

Aber was sind jetzt das für Lehren, die uns Christus geoffenbaret hat? Ihre Anzahl ist zu groß, als daß wir sie alle nacheinander durchgehen könnten. Ich will indessen nur einige der vornehmsten davon anführen, z. B. die Lehre, daß es einen einzigen wahren Gott gebe, der alles erschaffen hat und regiert, daß dieser Gott unendlich allmächtig, weise, gütig und gerecht sey, daß er das Gute belohne und das Böse bestrafe: daß eben dieser Gott seinen eingebornen Sohn in die Welt gesandt habe, um die Menschen zu erlösen, und durch seine Lehre selig zu machen, daß der Mensch nach dem Tode noch ein besseres, ein ewiges Leben zu gewarten habe, daß man, um zu diesem ewigen Leben zu gelangen, jetzt Gott im Geist und Wahrheit an-

bethen,

bethen, daß man ihn über alles lieben und auf ihn sein Vertrauen setzen, ferner daß man auch seinen Nächsten wie sich selbst lieben, niemand etwas zu Leid, sondern allen, so viel möglich, Gutes thun, daß man die Pflichten seines Standes erfüllen, und sich überhaupt eines frommen und tugendhaften Wandels befleißen müsse. Seht diese Lehren und Wahrheiten machen das Wesen und die Hauptsache der Religion aus. An diese Lehren müssen wir vor allen glauben, und nicht nur daran glauben, sondern auch darnach unser Leben einrichten. Von diesem Glauben soll uns nichts abwendig machen, und wenn auch die Feinde des Christenthums sich noch so viele Mühe geben sollten, diesen Glauben zu vertilgen, so sollen sie uns doch nicht verführen; denn sie werden uns gewiß niemals eine bessere Lehre vortragen können, als die uns Christus vorgetragen hat. Von diesen Lehren und Gebothen darf und kann auch niemals etwas verändert oder hinweggenommen werden. Was Christus selbst angeordnet hat, das kann keine geistliche noch weltliche Macht abschaffen, sondern alles muß unverändert bleiben, und auf's strengste gehalten werden. Denn er als der Sohn Gottes mußte es ja

am besten wissen, was er uns zu unserer Glückseligkeit vorzuschreiben hatte.

Aber ganz anders, meine Geliebten! verhält es sich jetzt mit jenen Gebothen, Zeremonien und Gebräuchen, die Christus nicht selbst vorgeschrieben und angeordnet hat, sondern die erst lange nach Christi Tod von den geistlichen Vorstehern der Kirche, das ist, von den Päbsten und Bischöffen, sind eingeführt worden. Diese gehören nicht mehr zur Hauptsache, sie sind nicht nothwendig damit verbunden, sondern die Religion kann auch ohne sie bestehen, und sie können nach Beschaffenheit der Umstände abgeändert werden. So z. B. das Fastengeboth, und alle anderen Gebothe der Kirche, alle Zeremonien und Gebräuche bey der heiligen Messe, bey der Austheilung der Sakramenten, und bey andern gottesdienstlichen Werken, die Abbethung des Rosenkranzes und anderer Kirchengebethe, die sogenannten geistlichen Bruderschaften, Wallfahrten und Bittgänge an gewisse Orte, die Feyer aller Festtäge nebst dem Sonntag, alle Arten der Segen, die man über Menschen, Vieh und leblose Dinge spricht, das Geläute geweihter Glocken bey Ungewittern, das Klosterleben und die Ablegung der drey ewigen Gelübde,

lübde, und was dergleichen Gebräuche mehr sind. Das sind jetzt lauter solche Dinge, die Christus nicht selbst eingesetzt hat, sondern die erst in spätern Zeiten nach und nach aufgekommen sind. Sie sind also nur Nebendinge der Religion, und dürfen niemals mit jenen Gesetzen, die uns Christus selbst auferlegt hat, vermischt, und zu einer Klasse gerechnet werden. Und eben darum, weil sie nur Nebendinge sind, so sind sie auch nicht für alle Zeiten ganz unveränderlich; sondern wenn es die Zeitumstände und das allgemeine Beste der Kirche erfordert, so können sie abgeändert werden; denn was die Menschen eingeführt und zum Gesetze gemacht haben, das können sie auch wieder nach Gutbefinden umändern oder gar aufheben, ohne daß dabey die Religion selbst in der Hauptsache Schaden leidet. Wohl gemerkt, ich sage, sie können geändert verden. Aus dem folgt aber noch lange nicht, daß sie auch müssen abgeändert werden. Nein, bewahre Gott, dieß wäre ein sehr übereilter Schluß. Auch diese menschlichen Satzungen und Gebräuche der Kirche, wenn sie gleich Nebendinge sind, können doch zum Hauptzweck der Religion vieles beytragen, besonders wenn sie so beschaffen sind, daß dabey nicht bloß das Auge, das Ohr und der

Mund,

Mund, sondern der Geist und das Herz beschäftiget, und zu frommen Gedanken und Empfindungen gegen Gott erweckt werden. Christus hat nicht alles selbst angeordnet und bestimmt; er gab seinen Aposteln und ihren Nachfolgern die Macht, solche Anstalten und Einrichtungen in der Kirche zu treffen, die zur geistlichen Wohlfahrt der christlichen Gemeinde ersprießlich seyn könnten. Es wäre also weit gefehlt, wenn jemand alle diese Nebendinge bloß deßwegen verachten und hintansetzen wollte, weil sie nicht von Christo selbst eingesetzt sind, und folglich zur Hauptsache der Religion nicht gehören. Es wäre weit gefehlt, wenn man alles auf einmal abgeschafft wissen wollte, was zu den Zeiten der Apostel noch nicht gebräuchlich war, sondern erst später aufkam; denn auch solche Nebendinge können ihren guten Nutzen haben, wenn sie aus guter Absicht und Meynung beobachtet werden. Aber es wäre jetzt auf der andern Seite eben so weit gefehlt, wenn jemand glauben wollte, es könnte an diesen Nebendingen gar nichts verändert werden. Es ist eben so unklug, wenn man alle Neuerung und Verbesserung in zufälligen Religionsgebräuchen sogleich als Ketzerey und Religionsverachtung ausschreyet, und es ist eben so unvernünftig, wenn man deß-

wegen

wegen sich einbildet, die Religion selbst würde dadurch angegriffen, ja wenn man sogar deßwegen wider seine rechtmäßige Obrigkeit sich auflehnen, wenn man sich halsstärrig entgegensetzen, und dadurch zeigen wollte, als wenn man die Sache besser verstünde. Solche Menschen, die so denken und reden, wissen nicht, was sie denken und reden; sie eifern in ihrer Einfalt für die Religion, und wissen doch nicht, was Religion sey; denn wenn sie das wüßten, so müßten sie ja auch wissen, daß zwischen der Hauptsache und den Nebendingen der Religion ein großer Unterschied sey: sie würden es einsehen, daß die Hauptsache ohne die Nebendinge bestehen könne, daß, wenn man in der ersten Christenheit ohne diese Nebendinge leben und heilig werden konnte, man auch jetzt noch ohne dieselben ein Christ seyn und heilig werden kann: sie würden also ihre Vorurtheile, ihren unzeitigen Eifer, ihre Verdammungssucht bald ablegen, und den Verordnungen ihrer geistlichen und weltlichen Obrigkeit bessern Gehorsam leisten. Lasset uns daher, liebe Christen! auf keiner Seite zu weit gehen, sondern zwischen beyden das rechte Mittel treffen. Lasset uns die Nebendinge der Religion niemals mit der Hauptsache vermischen, und sie für gleich wichtig und un-

unveränderlich halten. Lasset uns aber auch auf der andern Seite diese Nebendinge niemals verachten, sondern auch diese mit guter Absicht als Beförderungsmittel zur Aufnahme und Erhaltung der wesentlichen Religion brauchen: doch so, daß wir allezeit die Hauptsache den Nebendingen vorziehen, und auf jene zuerst unser Augenmerk richten, ehe wir diese besorgen, und das ist noch der zweyte Punkt unserer Betrachtung.

II.

Wer nun einmal den Unterschied zwischen Hauptsache und Nebendingen kennet, der wird wohl nicht mehr zweifeln, was man aus beyden vorziehen, auf was man mehr bedacht seyn müsse. Nämlich so wie in allen Dingen, also auch da in der Religion muß die Hauptsache allezeit vor den Nebendingen den Vorzug haben. Was thut z. B. ein Künstler, ein Handwerker, der so durch seine Kunst, durch sein Handwerk sich und seine Familie fortbringen muß? Nicht wahr, wenn er anders klug seyn will, so verlegt er sich vor allen auf seine Berufsarbeiten, und beschäftiget sich die meiste Zeit damit. Er mag zwar noch andere Arbeiten und Verrichtun-

gen

gen nebenher treiben, aber dieß sind bey ihm lauter Nebendinge; die Hauptsache bleibt sein Handwerk, weil er eigentlich von diesem leben muß. Er läßt also alles übrige liegen und stehen, bis er seine Hauptgeschäfte zu Stande gebracht hat, und erst dann, wenn er damit fertig ist, mag er die noch übrige Zeit auf seine Nebenarbeiten und Liebhabereyen verwenden. — Seht, auf eine ähnliche Art müssen wir auch bey der Religion zu Werke gehen. Wir alle sind unserm Begriffe nach Christen, und bekennen uns zur Religion Jesu: also das, was uns Christus gelehrt und vorgeschrieben hat, muß unsere erste Sorge, unser Hauptgeschäft seyn; denn von dieser Lehre hängt unsere Glückseligkeit ab, dadurch müssen wir in den Himmel kommen, daß wir diese Lehre Christi recht verstehen und im Werk selbst auch befolgen. Also auf die Hauptsache, mein Christ! mußt du zuerst deine Sorgfalt verwenden, nämlich darauf, daß du die Liebe Gottes und des Nächsten in dir herstellest, daß du die Gebothe Gottes haltest, und dein Gewissen wenigstens vor aller schweren Sünde bewahrest. Dann, wenn du das einmal zu Stande gebracht, wenn du die Hauptsache besorgt hast, dann magst du auch auf die Nebendinge denken, und von denselben

nach

nach Gutbefinden einen nützlichen Gebrauch machen. So lange du aber die Hauptsache versäumest, so lange es dir an der Liebe Gottes und des Nächsten fehlt, so lange du in der wesentlichen Religion Christi entweder zu schlecht unterrichtet oder zu nachlässig bist, was können dir dann die Nebendinge helfen? Christus hat ja einmal nicht denen, die solche Nebensachen beobachten, sondern nur denen den Himmel versprochen, die seine Gebothe halten. Nur der, welcher den Willen meines himmlischen Vaters thut, nur der wird in's Himmelreich eingehen.

Eben so ist es auch, mein Christ! wenn sich der Fall ergiebt, daß zweyerley Gebothe und Pflichten zusammentreffen, und du beyden zugleich nicht genug thun kannst, so mußt du allezeit darauf sehen, ob nicht eins von beyden zur Hauptsache der Religion gehöre, und das andere nur ein Nebending sey, und wenn du das so findest, so mußt du allezeit wieder das Wesentliche dem Nebendinge vorziehen. Ich will dir das durch ein oder das andere Beyspiel noch deutlicher erklären. Setzen wir den Fall, du hättest an einem Feyertag einen gefährlichen Kranken zu bedienen, von dem du dich nicht wohl ohne dessen Gefahr entfernen könntest.

Nun

Nun kömmt dir der Zweifel, ob du nicht etwa den Kranken verlassen, und einer Messe beywohnen solltest: so darfst du nur auf den Unterschied zwischen Hauptsache und Nebending sehen. Die Wartung des Kranken ist eine Pflicht der Nächstenliebe, folglich gehört sie zur Hauptsache der Religion: die Anhörung der Messe aber ist nur ein Geboth der Kirche, folglich eine Nebensache der Religion. Der Zweifel ist also bald gehoben. Du mußt eher den Gottesdienst, als den Kranken zurücklassen. — Setzen wir noch einen andern Fall. Du hast z. B. etwas übriges im Vermögen, nun kömmt dir wieder ein Zweifel, ob du dieses Vermögen etwa zur Verzierung und Bereicherung eines Gotteshauses, oder zur Unterstützung der Armen verwenden solltest, so darfst du nur wieder auf den obgemeldeten Unterschied sehen. Die Verzierung des Gotteshauses ist eine willkührliche Sache, die uns Christus nirgends als ein Gesetz auferlegt hat. Folglich wieder nur eine Nebensache: hingegen die Barmherzigkeit gegen die Armen ist offenbar eine evangelische Pflicht, und gehört folglich zur Hauptsache der Religion; wie kannst du also noch zweifeln, ob die Verwendung deines Vermögens für die Armen besser und verdienstlicher als die erste sey? Und solcher Fälle giebt es im

ge-

gemeinen Leben eine Menge, wo du zwischen der Hauptsache und den Nebendingen die Wahl hast. Diese Wahl ist also gleich entschieden. Die Hauptsache geht vor. Wo einmal Pflicht der Natur, wo das ausdrückliche Gesetz Gottes vorhanden ist, da müssen alle Menschensatzungen und Nebendinge zurückstehen.

Aber deßwegen, ich wiederhole es noch einmal, deßwegen dürfen wir auch diese Nebendinge nicht ganz verabsäumen, sondern wir müssen auch diese mit der Hauptsache soviel als möglich vereinbaren. Man muß das eine thun, sagte Christus zu den Pharisäern, und dabey das andere nicht unterlassen. Besonders müssen wir uns jene Gebräuche und Satzungen der Kirche empfohlen seyn lassen, deren Absicht auf den Hauptzweck der Religion am nächsten hinzielt, jene Anstalten, welche eigentlich dazu dienen, daß einerseits die Liebe Gottes und die wahre innere Herzensandacht, andererseits die Liebe des Nächsten unter uns befördert werden möchte. Auf solche Art werden wir dann zeigen, daß wir die Hauptsache, und das, was darauf hinzielt, zu schätzen, und den Nebendingen vorzuziehen wissen. Ich wiederhole es noch einmal, was wir schon so oft gehört haben, die

Hal-

Haltung der göttlichen Gebothe ist die Hauptsache der Religion, und unter diesen ist eins der ersten die Liebe des Nächsten: liebt einander, denn das ist das Zeichen, an dem die Welt euch als meine Jünger erkennen soll. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt mit Gott, und Gott bleibt mit ihm auf ewig vereinigt. Amen.

Am Feste der Geburt Mariä.

Jakob aber zeugte Joseph, den Mann Mariä. Matth. I. 16.

Obgleich eine vornehme und adeliche Geburt an sich selbst noch kein persönliches Verdienst ist, so trägt sie doch oft vieles bey, das Verdienst eines Menschen zu erhöhen. Ich weiß es, Gott nimmt keine Rücksicht auf den Stand und die äußerlichen Vorzüge; denn vor ihm stehen Könige und Bettler in gleichem Range, und bey ihm kömmt es sogar nicht darauf an, ob jemand vom fürstlichen Geblüte, oder von armen

armen und unedlen Eltern abstamme, wenn nur die Seele gut und das Herz edel ist.

Allein wenn so ein Mensch von hoher Geburt mit seinem vornehmen Stande auch vornehme Eigenschaften und große Tugenden des Herzens verbindet: oder wenn er ungeachtet seines edeln Herkommens doch ein niedriges und unverdientes Schicksal mit standhafter Gelassenheit überträgt, so bekömmt sein Verdienst durch diesen äußerlichen Vorzug einen neuen Werth, und sein Beyspiel verdient um so mehr unsere Hochschätzung und Bewunderung.

Und das, meine Christen! ist wirklich der Fall bey der seligsten Mutter Maria, derer Geburtsfest wir heute in der katholischen Kirche feyerlich begehen. Wir haben eben aus dem heutigen Evangelio vernommen, was Joseph, und eben darum auch Maria, weil sie aus dem nämlichen Geschlechte war, für einen ansehnlichen und uralten Stammbaum aufzuweisen hatten.

Die größten Patriarchen, Fürsten, Könige und Regenten waren also seit mehr als zweytausend Jahren die Voreltern Mariä: sie war

eine

eine Enklin Davids, ein Sprosse von königlichem Geblüte, und es konnte sich unter der ganzen jüdischen Nation schwerlich jemand eines so hohen Adels rühmen, als sich Maria rühmen konnte; und doch finden wir in eben diesem Evangelium, daß sie ungeachtet ihres Adels in dem armen, oder wenigstens mittelmäßigen Stande eines Handwerkers leben mußte: und doch, was das Bewundernswürdigste ist, doch lebte sie mit diesem niedern Stande so zufrieden und vergnügt, daß sie nicht einmal daran dachte, sich ein besseres Schicksal zu wünschen.

Liebste Christen! was für ein schönes Beyspiel, was für eine große Ermunterung ist nicht das für uns, daß auch wir mit unserm Stande zufrieden leben sollten. Wie beschämt nicht Maria durch ihre Zufriedenheit so viele Christen, welche, ob sie gleich nicht den geringsten Anspruch auf einen solchen Vorzug der Geburt und des Adels wie Maria machen können, doch immer mit ihrem Stande unzufrieden und mißvergnügt dahin leben; wie beschämt sie so viele Christen, von denen man die ewigen Klagen hören muß, daß es ihnen in ihrem Stande gar so hart ergehe, und deren Wunsch immer auf eine Standesveränderung gerichtet ist, weil sie

sich einbilden, in jedem andern würden sie glücklicher seyn, als gerade in dem, worin sie sich wirklich befinden.

Möchten doch diese unzufriednen Seelen einmal von Maria lernen, wie man in einem jeden Stande zufrieden leben könne. Möchten sie lernen, wie man es angehen müsse, daß man in jedem Stande seine zeitliche und ewige Glückseligkeit befördere. Wie bald würden ihre eiteln Wünsche und Klagen ein Ende haben?

So wollen wir uns dann also, meine Geliebte! das Beyspiel Mariä in diesem Stück heute recht zu Nutzen machen. Wir wollen von ihr lernen, wie wir in jedem Stande erstens unsere zeitliche und zweytens auch unsere ewige Glückseligkeit erlangen können. Dieß sey der Inhalt und die Abtheilung unserer gegenwärtigen Betrachtung, zu der uns Gott seine Gnade verleihen wolle!

I.

Es sind zwar alle Menschen von Natur aus einander gleich, alle haben wir gleichen Rang, gleichen Ursprung von dem nämlichen

Vater Adam, gleiche Rechte zu dem Genuß der Güter dieses Lebens. Allein dessen ungeachtet, nachdem die Menschen einmal in eine Gesellschaft zusammengetreten sind, so muß es in dieser Gesellschaft doch nothwendig verschiedene Stände und Rangordnungen unter den Menschen geben. Es müssen Fürsten und Obrigkeiten seyn, welche das allgemeine Beste besorgen, und die Gerechtigkeit handhaben; es muß Handelsleute, Künstler und Handwerker geben, welche uns alles verschaffen, was wir zu unserer Nothdurft und Bequemlichkeit brauchen: es muß Bauern und Landleute geben, die uns die Früchte der Erde zu unserm Gebrauch herschaffen und zubereiten. Und so hat jeder Stand, der geistliche wie der weltliche, der vornehme wie der niedere, der gelehrte, wie der ungelehrte: jeder Stand, sage ich, hat seinen Beruf, seine eigne Verrichtung, jeder trägt das seinige zur Wohlfahrt der ganzen Gesellschaft bey. Jeder Stand ist also ehrwürdig, wenn man nur in diesem Stande seiner Pflicht nachkömmt, jeder verdient Achtung, und es hat keiner Ursache, den andern zu verachten, oder sich stolz über andere zu erheben.

Da kömmt nun aber freylich sehr viel darauf an, daß jeder Mensch sich den rechten Stand

wähle,

wähle, zu dem er berufen ist, das heißt, jenen Stand, wozu er Lust und Neigung, wozu er von Natur aus Talent und Fähigkeit hat; denn Gott hat diese Talente unter den Menschen verschieden ausgetheilt; dem einen hat er fünf, dem andern zwey, dem dritten gar nur ein Talent gegeben. Auf dieses Maaß von Talenten soll also jeder Rücksicht nehmen, und darnach sich einen Stand erwählen, der seinem natürlichen Beruf angemessen ist; sonst wenn das nicht geschieht, wenn man in einen seinem Beruf entgegengesetzten Stand tritt, so kann man freylich in demselben niemals wahrhaft zufrieden und glücklich seyn. Und das ist eben sehr oft die Ursache, warum so viele Menschen mit ihrem Stande immer unzufrieden leben, weil sie denselben wider ihren Beruf angetreten haben. Einige werden manchmal von ihren Eltern oder Vorgesetzten schon frühzeitig zu einem Stand angehalten, wozu sie weder natürliche Anlage noch Zuneigung haben, und da mögen dann diese Eltern, diese Vorgesetzten zusehen, wie sie es bey Gott einst verantworten mögen, daß sie das Wohl und die Zufriedenheit ihrer Kinder ihrem grausamen Vorurtheil, oder ihren eigennützigen Absichten aufgeopfert haben. Andere haben zwar bey ihrer Standeswahl freyen

Willen: aber weil sie die Sache nicht genug verstehen und überlegen, weil sie keinen guten Rath suchen oder annehmen, so ergreifen sie auf gerathewohl den nächsten besten Stand, wo sie's hernach erst zu spät einsehen, daß sie dazu nicht berufen waren. Da ist nun aber nicht der Stand Schuld daran, wenn solche Menschen unzufrieden leben, sondern sie müssen die Schuld bloß entweder dem Zwange, den man ihnen angethan, oder ihrem eignen Leichtsinn, ihrer Unachtsamkeit zuschreiben.

Wenn ich also sage, daß man in einem jeden Stand schon auf der Welt glücklich und zufrieden leben kann, so ist das nur in dem Falle zu verstehen, wenn man diesen Stande mit freyen Willen, mit reifer Ueberlegung, mit kluger Rücksicht auf seine Talente und Neigungen erwählet hat; dann erst, wenn eine solche Standeswahl vorhergegangen ist, dann ist eine wahre Zufriedenheit möglich, dann behaupte ich, daß man in jedem Stande seine zeitliche Glückseligkeit finden könne.

Denn worin besteht denn die wahre Glückseligkeit des Menschen auf dieser Erde? Etwa bloß in dem Besitz von Ehren und Reichthümern?

mern? Etwa in dem Genuß sinnlicher Wollüste und Ergötzungen? Ja, meine Geliebte! wenn die wahre Glückseligkeit nur in diesem bestünde, dann wäre es freylich kein Wunder, wenn alle Leute vom niedern oder mittelmäßigen Stande unzufrieden wären, dann hätten sie billig Ursache, die Reichen und Vornehmen dieser Welt zu beneiden, und sich ein besseres Schicksal als ihr gegenwärtiges zu wünschen; dann ließ es sich unmöglich behaupten, daß man in jedem Stande glücklich seyn könne.

Allein so verhält es sich mit der wahren Glückseligkeit ganz anders, als manche Menschen sich einbilden. Nicht Reichthum, nicht Ehre und Ansehen, nicht Wollüste und sinnliche Lustbarkeiten können den Menschen wahrhaft glücklich machen, sondern nur ein gutes wohlgeordnetes Herz; das allein macht die wahre Zufriedenheit und unser größtes Glück hier in dieser Welt aus. Um dieses zu beweisen, brauche ich keinen andern Grund, als bloß die Erfahrung und täglichen Beyspiele, die wir stets vor Augen haben. Wie viele Reiche, Angesehene, und dem Scheine nach glückliche Menschen giebt es in dieser Welt? Sie haben beynahe alles, was sie verlangen: Ehre, Reichthum, Wollüste

im Ueberflusse: man sollte meynen, es könnte ihnen nichts mehr abgehen, und sie müßten die glücklichsten, die beneidenswürdigsten Menschen von der Welt seyn. Aber sind sie es wohl auch in der That selbst? O nichts weniger, als das; bey all' ihrem Reichthum, bey all' ihren glänzenden Vorzügen, die sie vor andern Menschen genießen, können sie doch niemals zu einer wahren und dauerhaften Zufriedenheit gelangen. Wenn sie gleich viele Güter dieser Welt vor andern Menschen voraus haben, so haben sie doch wieder tausend andere Anliegen, Unruhen, Verdrießlichkeiten und Sorgen. Ja, eben der Besitz dieser Güter selbst verursacht ihnen viel Ungemach und Widerwärtigkeiten. Sind sie mächtig und angesehen, so haben sie auch große und wichtige Amtsgeschäfte, die mit vielen Sorgen und Kümmernissen verbunden sind; sie haben viele Neider, Feinde und Nebenbuhler, die ihnen mancherley Neckereyen und verdrießliche Streiche zu versetzen wissen. Haben sie Reichthum und großes Vermögen, so sind sie eben dadurch vielen Gefahren des Betrugs, vielen Sorgen und Unruhen ausgesetzt; haben sie Ueberfluß an sinnlichen Lustbarkeiten und Ergötzungen, so werden sie sich eben durch den unmäßigen Genuß bald Langeweile, trübe Launen, Eckel

an

an den so oft wiederholten Vergnügen, und was gemeiniglich geschieht, allerley üble Folgen an ihrem Körper und an ihrer Gesundheit zuziehen. Daher geschieht es auch, daß diese Menschen, welche von außen so glücklich scheinen, doch über ihr Schicksal so viel zu klagen wissen; daher geschieht es, daß sie mit ihrem Stande eben so unzufrieden oder noch unzufriedner sind, als selbst andere Menschen vom niedern Stande. Wie nun? Ist dieses Klagen, diese Unzufriedenheit solcher Menschen nicht ein augenscheinlicher Beweis, daß Reichthum, Wollüste und äußerliche Vorzüge einmal die wahre Glückseligkeit des Menschen nicht ausmachen können?

Oder, wenn uns das noch nicht überzeugt, so gehen wir weiter, verlassen wir die Palläste und die schimmernden Wohnungen der Großen, und besuchen wir die Häuser des gemeinen Mittelstandes, die Hütten des Landmanns und der Leute vom niedrigsten Stande; wie viele werden wir unter dieser Klasse von Menschen antreffen, welche mit ihrem Stande ganz zufrieden und vergnügt leben. Sie verdienen sich durch ihren Fleiß gerade so viel, als sie zu ihrem Unterhalt brauchen; sie haben keinen

nen Ueberfluß, sie wissen nichts von jenen Lustbarkeiten und Vorzügen der Reichen, und doch leben sie bey ihrem Stande ganz vergnügt; man sieht sie meistens ganz fröhlich und aufgeräumt, ihr Gemüth ist heiter und ruhig, und es fällt ihnen gar nicht bey, nach einem andern glücklichern Stand zu trachten. Wie kömmt es nun, meine Geliebte! daß man bey dieser Gattung des Mittelstandes oft mehr Zufriedenheit, mehr reine häusliche Glückseligkeit antrifft, als bey dem reichen und vornehmen Theil? Wie ist das möglich, wenn die Glückseligkeit nur vom Reichthum und sinnlichen Vergnügen abhängt?

Also ist es offenbar, und wir müssen es selbst gestehen, daß nicht der Reichthum, nicht die Wollust den Menschen glücklich mache, sondern es muß etwas anders seyn, es muß die wahre Zufriedenheit einen andern Grund haben, weil auch Leute vom armen und mittelmäßigen Stande dazu gelangen können, und was ist das für ein anderer wahrer Grund der Zufriedenheit? Ich habe es schon gesagt: ein gutes wohlgeordnetes Herz, das heißt, ein Herz, das keine unmäßige Begierden nach den Gütern dieser Welt hat; ein Herz, das sich mit dem Nothwendigen begnügt, was man zu seinem Unter-

halt nöthig hat, und weiter nichts darüber verlangt, ein Herz, das eine größere Glückseligkeit kennen gelernet hat, als die ist, welche uns die Welt verschaffet. Wessen Herz so bestellt ist, wer in seinen Begierden so mäßig, so genügsam ist, der allein kann wahrhaft zufrieden leben.

Nun aber, meine Geliebte! soll es denn nicht möglich seyn, in einem jeden Stande ein solches Herz zu haben? Was hindert denn die Menschen, von was immer für einem Stande sie seyn mögen, ihre Begierden so einzuschränken, daß sie sich mit dem Nothwendigen begnügen, und also zur wahren Zufriedenheit gelangen? Wahrlich, ich sehe kein Hinderniß, außer das man sich selbst macht. Nicht so fast der Stand, als die unordentlichen Begierden des Herzens sind Ursache an dieser Unzufriedenheit. Es giebt wirklich in allen Ständen wenigstens einige zufriedne und vergnügte Menschen, also muß es doch möglich seyn, in allen Ständen zufrieden zu leben: denn wenn es diese können, warum sollten es nicht auch jene dahin bringen? Wenn es einigen möglich ist, warum nicht auch den andern? Ist nicht das ein handgreiflicher Beweis, daß nicht der Stand, sondern

dern der Mensch selbst an seiner Unzufriedenheit mit diesem oder jenem Stande Ursache sey?

Aber da wird mir mancher Unzufriedne die gar zu großen Beschwernisse seines Standes einwenden. So viele harte Arbeiten, wird er sagen, so viele Sorgen und Kümmernisse, und doch so wenig Erträgniß, so wenig Vortheile und Belohnung, wie sollte man da vergnügt leben können? Lieber Christ, der du so sprichst, ich will es gerne glauben, daß es in deinem Stande viele und große Beschwernisse gebe; ich will es glauben, daß du darin viele Vortheile entbehrest, die man etwa in einem andern Stande genießt. Allein bedenkst du denn nicht, daß ein anderer Stand auch wieder seine Beschwernisse, seine Last und Unbequemlichkeit habe? Bedenkst du denn nicht, daß kein Stand in der Welt sey, der von allem Ungemach, von allem Zwang, von aller Verdrießlichkeit frey wäre? Oder nenne mir nur einen einzigen, der gar keine Beschwernisse hätte. Durchgehe alle Stände, vom Fürsten an bis auf den niedrigsten Taglöhner herab: du wirst gewiß keinen finden, sondern du wirst vielmehr in einem jeden Stande einige Unzufriedne antreffen, die sich über ihre Beschwernisse bitterlich beklagen. Wenn es nun

aber in jedem Stande Unzufriedne giebt, so sey versichert, wenn dir Gott deinen Willen thäte, und dich in jenen Stand versetzte, den du dir jetzt wünschest, du würdest dort so gut deine Sorgen und Ungemach antreffen, wie jetzt in den gegenwärtigen. Zwar anfangs würden dir die Veränderungen und die neuen Vortheile dieses Standes vielleicht gut behagen: aber kaum würdest du daran gewöhnt seyn, und in der Folge neue Schwierigkeiten entdecken, so würdest du abermal vom neuen unzufrieden seyn, und dir wieder etwas besseres, oder wohl gar deinen vorigen Stand zurückwünschen. Bleib also lieber gleich mit deinem gegenwärtigen Stande zufrieden, und weil es doch in allen Ständen Beschwernisse giebt, weil es überall in der Welt mit Widerwärtigkeiten gekämpft seyn muß, so entschließe dich lieber gleich, diejenigen mit Geduld zu ertragen, welche mit deinem jetzigen Stande wirklich verbunden sind; denn du darfst diese Beschwernisse ja nicht umsonst tragen, sie sind vielmehr zu deinem Nutzen, sie können dir als Mittel dienen zu deiner ewigen Glückseligkeit, die man in jedem Stande erlangen kann, und dieß ist das zweyte, was uns noch zu betrachten übrig ist.

II.

Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens nach dem Tode ist wohl unter allen Lehren der Religion die trostvollste, welche den Menschen allein noch aufrecht halten kann, wenn er auch in dieser Welt gar keine Hoffnung, gar keine Aussicht mehr haben sollte. Gesetzt also auch, daß mancher Unglückliche hier in diesem Leben seine zeitliche Glückseligkeit ganz einbüßen sollte, gesetzt daß er wirklich wegen Menge der Widerwärtigkeiten Ursache hätte, mit seinem Stande unzufrieden zu seyn, und sich ein besseres Schicksal zu wünschen, so bleibt ihm ja noch immer der Trost des Glaubens übrig; er kann sich mit dem Gedanken ermuntern: Je nun! weil mich Gott in diese unglückliche Lage auf der Welt gesetzt hat, so will ich mich gleichwohl seiner Anordnung unterwerfen; ich will mich in meinen harten und mühseligen Stand so gut schicken als ich kann; denn dieses gegenwärtige Leben dauert ja nicht immerfort; nur noch etliche Jahre, und vielleicht das nicht einmal, so werde ich von all' den Beschwernissen und Mühseligkeiten befreyet, ich komme in eine andere Welt, in ein besseres Leben; dann trete ich einen neuen Stand, einen ewig glückseligen Stand

an, der mir all' mein ausgestandnes Leiden überflüssig belohnen und vergelten wird.

So, sage ich, mit diesem Gedanken kann und soll sich jeder Unzufriedne ermuntern; auf diese zukünftige ewige Glückseligkeit soll er vor allen sein Augenmerk richten. Und zu dieser Glückseligkeit kann man in einem jeden Stande gelangen, in einem jeden Stande kann man Gott dienen und sein Seelenheil wirken, und zwar desto besser wirken, je härter und mühvoller der dermalige Stand auf Erden ist. Seht, das ist eine Wahrheit, welche uns alle, wenn wir sie recht bedächten, gewiß mit unserm Stande aussöhnen, und mit unserm Schicksale zufrieden machen würde.

In jedem Stande, sagte ich, kann man Gott dienen und sein Heil wirken. Ich verstehe aber hier durch Gott dienen nicht bloß die Werke der Andacht und den eigentlich sogenannten Gottesdienst in der Kirche. Denn die Andacht und das Gebeth machen nur einen Theil des wahren Gottesdienstes, aber noch nicht den ganzen Gottesdienst aus; sonst wenn das wäre, daß man nur alsdann Gott diene, wenn man dem Gebethe und der Andacht abwartet, so wä-

ren freylich alle jene Weltmenschen sehr übel daran, welche wegen ihren häuslichen Arbeiten und Standesgeschäften so selten zur Kirche kommen, und so wenig den Andachtsübungen obliegen können. Hingegen diejenigen, welche bey einer müssigen, ruhigen Lebensart recht viel Zeit auf gottesdienstliche Werke verwenden können, die wären dann die besten Diener Gottes, und hätten die meiste Hoffnung zur Seligkeit. Aber, meine Geliebte! Gott dienen, will ganz etwas anders sagen. Der wahre Gottesdienst besteht nicht bloß im Gebethe allein, sondern in der fleißigen Erfüllung aller seiner Standespflichten, und diese Pflichten kann ja jeder Mensch in seinem Stande erfüllen. Denn jeder Stand hat seine Pflichten, das ist, seine bestimmten Arbeiten, seine Geschäfte und Verrichtungen; wenn nun der Mensch diesen Arbeiten und Geschäften fleißig nachkömmt, wenn er thut, was er thun kann, und gemäß seinem Stande zu thun schuldig ist, so sind das lauter gottesdienstliche Werke, lauter Werke, die nicht bloß für dieses Leben einen Nutzen haben, sondern auch Werke für den Himmel, Werke für die ewige Seligkeit; denn Gott hat uns deßwegen auf die Erde gesetzt, und einem jeden hier seinen Stand angewiesen, daß er sich darin fortbringen, und zur

Wohlfahrt der ganzen menschlichen Gesellschaft auch das seinige beytragen soll; wenn wir also die Pflicht, die uns dieser Stand auflegt, fleißig erfüllen, so thun wir nichts anders als den Willen Gottes, folglich muß uns dieß alles nicht nur zum zeitlichen, sondern auch zum ewigen Verdienste gereichen. O wie sehr kann also diese Wahrheit alle diejenigen ermuntern, die jetzt mit ihrem Stande so mißvergnügt leben: wie sehr, sage ich, soll sie diese Wahrheit aufmuntern, wenn sie denken, daß alle ihre Arbeiten und Verrichtungen, alle Schritte und Tritte, die sie in Berufsgeschäften thun, alle Tropfen Schweißes, die sie vergießen, alle Sorgen und Bemühungen, die sie auf sich nehmen, daß ihnen dieß alles einst im Himmel tausendfältig werde vergolten werden — wie trostreich muß nicht für sie dieser Gedanke seyn!

Wenn wir aber nur durch diese Erfüllung unserer Standspflichten unsere ewige Seligkeit erlangen mögen, was folgt noch weiters daraus? Dieses folgt: je größer und schwerer diese Pflichten sind, je härter und mühsamer der Stand ist, in dem wir auf Erden leben, desto größer wird auch einst der Lohn nach dem Tode, desto größer wird die Seligkeit im Himmel seyn.

Darum sagt Christus ausdrücklich: Selig sind die Armen im Geiste! Selig sind, die jetzt weinen und Leid tragen! Selig sind, die jetzt Verfolgung leiden: freuet euch und frohlocket; denn euer Lohn ist groß im Himmel. O welcher Trost, welche Ermunterung ist das für alle diejenigen, welche jetzt in diesem gegenwärtigen Stande so viel Ungemach und schwere Lasten ertragen, und doch dabey ihren Unterhalt so kümmerlich suchen müssen, welche bey den meisten Arbeiten doch die wenigsten Vortheile genießen. Gerade diese sind es, welche in jener Welt die meiste Belohnung erhalten, welche zuerst obenan stehen, und die selige Ruhe der Auserwählten am süßesten schmecken werden. Gerade diese sind es, die auf dem rechten und sichersten Wege zur ewigen Glückseligkeit sich befinden. O heilige Religion, göttlicher Glaube! was für trostreiche Wahrheiten lehrest du uns! wer sollte nicht mit seinem Stande zufrieden leben, wenn er diese Wahrheiten bedenkt.

Ja, das sind eben die Wahrheiten und Grundsätze, womit sich Maria jederzeit bey ihrem harten Schicksale aufgemuntert hat. Diese waren es, welche ihr so viele Zufriedenheit mit ihrem Stande verschafften. Sie wußte es, daß

nicht der Adel der Geburt, nicht Reichthum, nicht die Wollüste und Lustbarkeiten dieser Welt den Menschen wahrhaft glücklich machen; sie wußte, daß der Mittelstand der beste, der glücklichste auf Erden unter allen Ständen wäre. Sie begnügte sich bloß mit dem Nothwendigen, was sie zu ihrer eignen und ihrer kleinen Familie Unterhalt nöthig hatte, und so lebte sie dann schon auf der Welt mit ihrem Stande ganz zufrieden und vergnügt; sie beklagte sich nie über die Niedrigkeit ihres Standes. Es verdroß sie gar nicht, daß sie bey allen Vorzügen ihrer adelichen Geburt doch in dem gemeinen bürgerlichen Stande ihr Leben zubringen mußte: noch mehr aber stieg ihre Zufriedenheit, wenn sie an jene himmlische Belohnung dachte, welche sie sich durch die Erfüllung ihrer Standespflichten verdienen würde. Darum übertrug sie alle Beschwernisse mit so standhafter Gelassenheit, in der getrösteten Hoffnung, daß ihr das alles einst reichlich würde vergolten werden. Und diese Vergeltung ward ihr auch wirklich zu Theil. Jetzt genießet sie den himmlischen Lohn aller ihrer Thaten, jetzt ist sie ungeachtet ihres niedern Standes doch die Königin des Himmels, und wird auf Erden von allen Geschlechtern selig gepriesen. O Geliebte! wenn wir also wahre

Verehrer und Pflegkinder dieser seligsten Maria seyn wollen, so folgen wir ihrem Beyspiele, und lernen wir von ihr, wie wir auch mit unserm Stande zufrieden leben mögen. So oft wir die Beschwernisse desselben empfinden, so oft uns eine Unzufriedenheit anwandeln will, so denken wir nur allezeit: Maria mußte sich ungeachtet ihrer hohen Geburt, ungeachtet ihrer großen Würde, doch in dieser Welt mit dem armen und mühsamen Mittelstande begnügen, sie lebte dabey zufrieden; warum sollten wir, ihre Kinder, nicht auch mit unserm Stande zufrieden seyn? Amen.

Am siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten.

In diesen zwey Gebothen ist das ganze Gesetz und die Prophetenlehre enthalten. Matth. XX. 40.

So arglistig die Absicht der Pharisäer war, wenn sie an Jesu manche Frage stellten, so hatte doch ihr Betragen wenigstens von einer Seite einen sehr beträchtlichen Nutzen; denn der Heiland bekam dadurch allemal Gelegenheit, seine

Denkart

Denkart immer noch mehr zu erläutern, und die wichtigsten Heilswahrheiten auf eine gute Art an den Mann zu bringen. Besonders laufen seine Antworten, die er den Pharisäern gab, immer auf das hinaus, was wir schon so oft gesagt haben: nämlich, daß die wahre Religion nicht in der Ausübung einzelner Werke der Andacht, sondern in der Erfüllung aller Gebothe Gottes bestehe. Das war der Hauptgrundsatz, den er den Pharisäern bey jeder Gelegenheit beyzubringen suchte.

Wir haben im heutigen Evangelio so eben vernommen, wie da ein Schriftgelehrter zu ihm trat, und ihm die Frage aufwarf: Meister! welches ist das größte Geboth in dem ganzen Gesetze? Durch diese Frage wollte er ihn auf die Probe stellen, und entweder seine Wissenschaft und Einsicht in die Gesetzlehre erforschen, oder wohl gar seine Antwort durch eine schiefe Auslegung mißbrauchen. Aber seine Absicht schlug ihm fehl; denn Jesus gab ihm auf seine Frage eine solche Antwort, der er selbst seinen Beyfall nicht versagen konnte.

Du sollst, sagte er ihm, Gott deinen Herrn lieben vom ganzen Herzen, von ganzer Seele,

und

und aus allen deinen Kräften, dieß ist das erste und größte Geboth; das andere aber ist diesem gleich: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Von diesen zwey Gebothen, setzt er ausdrücklich hinzu, hängt das ganze Gesetz und die Prophetenlehre ab, das will sagen, lauf diese zwey Gebothe läuft alles hinaus, was Moses und alle Propheten gelehrt haben; wer diese Hauptgebothe beobachtet, der hat das ganze Gesetz erfüllet, der ist ein wahrer Diener Gottes, ein vollkommen gerechter Mensch, der kann in das Reich Gottes eingehen.

So muß also das, meine Geliebte! immer unsere erste Sorge und Angelegenheit seyn, daß wir diese Liebe Gottes und des Nächsten niemals verlieren, sondern beständig in uns erhalten, weil ja diese Liebe der einzige Weg zum Himmelreich ist: und zwar müssen wir diese zweyfache Liebe stets miteinander verbinden, so daß wir niemals die eine von der andern trennen, denn sie sind von einander unzertrennlich, und sobald die eine aufhört, so kann auch eben darum die andere nothwendigerweise nicht mehr Platz haben. Entweder müssen wir Gott und den Nächsten zugleich, oder keinen aus beyden

lieben. Ein Mittel zwischen diesen zweyen giebt es nicht. Daher betrügen sich jene Menschen gar sehr, welche diese zweyfache Liebe von einander trennen wollen; denn es giebt Menschen, welche in der Liebe Gottes gar fest gegründet zu seyn glauben, und doch dabey keine Liebe gegen ihre Nebenmenschen, wenigstens nicht gegen alle haben. Andererseits giebt es aber auch wieder Menschen, welche immer nur von Nächstenliebe reden, und weiß nicht, was für große Menschenfreunde seyn, aber um die Liebe Gottes wenig wissen wollen. Beyder, meine Christen! ist sehr weit gefehlt: wer den Nächsten nicht liebt, der kann auch Gott nicht lieben, und so auch im Gegentheile: wer Gott nicht liebt, der kann auch zum Nächsten keine wahre Liebe haben.

Lasset uns also heut die nothwendige Verbindung dieser zweyfachen Liebe etwas deutlicher erklären. Die Liebe Gottes kann nicht bestehen ohne die Liebe des Nächsten, dieß wird der erste Theil; und die Liebe des Nächsten kann nicht bestehen ohne die Liebe Gottes, dieß wird der zweyte Theil unserer Betrachtung seyn.

I.

Die Liebe Gottes, wie wir gesagt haben, kann ohne die Liebe des Nächsten unmöglich bestehen, sondern wer Gott wahrhaftig liebt, der muß eben darum auch seinen Nächsten lieben. Diese Wahrheit zu erkennen, ist nöthig, daß wir zuvor wissen, was denn eigentlich die Liebe Gottes sey; denn wenn wir einmal das einsehen, was Gott lieben heiße, so wird es uns bald deutlich genug seyn, daß die Liebe Gottes mit der Liebe des Nächsten nothwendig verbunden seyn müsse.

Worin besteht denn die wahre Liebe Gottes? Vielleicht darin, daß man von Zeit zu Zeit einen Akt der Liebe gegen Gott erwecke, daß man öfters die Formel der Liebe herabspreche, und zu Gott sage: Herr, mein Gott! ich liebe dich über alles von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und aus allen meinen Kräften, denn du bist das höchste und liebenswürdigste Gut? Heißt vielleicht das Liebe Gottes, und ist damit schon das größte Gesetz erfüllet: du sollst deinen Herrn lieben vom ganzen Herzen? — Ach nein, meine Geliebte! das wäre sehr unvernünftig, wenn wir das bloße Abbethen der Liebesformel, welches meistens nur mit dem Munde geschieht, schon für die wahre Liebe Gottes ansehen wollten.

ten. Es ist allerdings gut und löblich, ja es ist sogar nothwendig, daß der Mensch auch diesen förmlichen Akt der Liebe zu Gott öfters erwecke; nur müssen das nicht bloß leere Worte seyn, sondern alles, was der Mund spricht, das muß das Herz dabey empfinden: wir müssen wirklich eine innerliche Zuneigung, eine gewisse Anhänglichkeit an Gott, eine zärtliche Kindesliebe zu unserm Vater im Himmel in uns fühlen. Dieser Akt der Liebe, sage ich, wenn er mit Mund und Herzen zugleich erwecket wird, ist gewiß eine der feyerlichsten und nützlichsten Handlungen, welche ein wahrer Christ besonders in den Stunden seiner Andacht vornehmen kann. Allein das heißt noch lange nicht Gott vom ganzen Herzen lieben, wie es Christus von uns verlangt, sondern die wahre Liebe Gottes bestehet darin, daß wir den Willen Gottes thun, daß wir alle seine Gebothe halten, daß wir ihm durch alle unsere Handlungen wohlgefällig zu werden suchen; das ist die wahre Liebe Gottes nach dem Sinne des Evangeliums. Wer mein Wort hält, sagt Christus ausdrücklich, der ist's, der mich liebt, und das ist die rechte Liebe zu Gott, schreibt der heilige Johannes, wenn wir seine Gebothe halten. Dieß ist auch ganz in der Natur des Menschen gegründet,

denn

denn kann wohl z. B. ein Kind sagen, daß es seinen Vater liebe, wenn es ihm stets ungehorsam ist, wenn es ihm alles zuwider thut, und seine gutgemeinten Ermahnungen nicht befolgt? Oder kann wohl der ein wahrer Freund heißen, der seinem Freunde vieles zu Leid thut, der gerade seinen Wünschen und Absichten immer zuwider handelt? Nun seht, meine Geliebte! so ist's mit der Liebe Gottes; wer Gott vom ganzen Herzen liebt, der wird gewiß auch die Gebothe Gottes halten, der wird seinem Willen Folge leisten, und wer das nicht thut, wer die Gebothe Gottes öfters ohne Scheu verletzet, der kann eben darum niemals mit Wahrheit sagen, daß er Gott vom Herzen liebe.

Nun aber, wenn die Liebe Gottes in der Erfüllung der göttlichen Gebothe bestehet, was folgt daraus? Nothwendig das folgt: also muß derjenige, der Gott liebt, zugleich auch seinen Nächsten lieben; warum? weil eben diese Liebe des Nächsten eines der ersten Gebothe Gottes ist; das andere Geboth aber ist dem ersten gleich: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; das ist der ernstliche Wille Gottes, den er uns sowohl durch das Licht der Vernunft, als auch noch mehr durch das Licht der Offen-

barung

barung kund gemacht hat. Wenn also der Mensch dieses erste Geboth schon nicht hält, wenn er da schon dem Willen Gottes zuwider handelt, wie kann er dann sagen, daß er Gott liebe? Gewiß, wenn er eine wahre Liebe hätte, so würde er ja seinem Gesetze besser gehorchen; er würde bey sich selbst denken: Gott will, daß ich meinen Nächsten wie mich selbst lieben soll, das ist das Zeichen, an dem er mich als seinen wahren Diener erkennen will, ich muß mich also nach seinem heiligsten Willen richten, ich muß meinen Nächsten lieben, wie er's von mir verlangt. So würde ein solcher Mensch denken, wenn er Gott wahrhaft lieb hätte: allein da er nicht so denkt, da er vielmehr den Nächsten, den er lieben sollte, auf mancherley Art beleidiget, so ist ja das ein sicheres Zeichen, daß in seinem Herzen die wahre Liebe Gottes nicht Platz haben könne.

Ferner bedenken wir's, meine Christen! wer ist denn der Nächste, den wir lieben sollen? Ist er nicht das Ebenbild Gottes? Ist er nicht ein Kind des himmlischen Vaters? Ist er nicht durch das Blut seines eingebornen Sohnes erlöset? Und wenn er das ist, wie können wir ihm unsere Liebe versagen, wenn wir anders eine wahre Liebe zu Gott selbst haben?

ben? Sobald ich einen Menschen wahrhaft liebe, so bin ich eben darum auch für alles eingenommen, was der von mir Geliebte für werth hält, oder was ihm angehörig ist; ich habe seine Kinder, seine Familie, und die übrigen guten Freunde lieb, bloß deßwegen, weil sie mit ihm in einiger Verbindung stehen: so äußert sich die Liebe zwischen Menschen und Menschen, so erfodert es die Natur dieser Liebe. Warum sollte das jetzt bey der Liebe Gottes nicht auch statt finden können? Die Vernunft und der Glaube sagen uns, jeder Nebenmensch, sey er wer er wolle, ist ein Kind Gottes, Gott liebt ihn, wie ein Vater, und ich sollte ihn nicht lieben? Gott speiset und tränket ihn, und sorgt für seine Bedürfnisse, und ich sollte mich seiner nicht annehmen? Sollte gegen sein Schicksal gefühllos und unempfindlich bleiben? Christus der Sohn Gottes eifert für die Armen und Nothleidenden so sehr, daß er alles, was man denselben thut, so aufnimmt, als wenn es ihm selbst geschähe, und ich sollte diese Armen im Stiche lassen? Ich sollte mich sogar an meinem Mitmenschen, diesem Ebenbilde und Geschöpfe Gottes vergreifen, sollte ihn hassen, verläumden, verfolgen, sollte ihn durch List und Ungerechtigkeit um das Seinige bringen? Ach! wie wäre

das

das möglich, wenn ich eine wahre Liebe zu Gott habe? Nein, die Liebe Gottes läßt sich von der Nächstenliebe nicht trennen, und es ist in der That nichts gewisser, als was der heilige Johannes in einem seiner Sendschreiben sagt: wer glaubt, daß er Gott liebe, und doch dabey seinen Nächsten nicht liebt, der ist ein Lügner, der betrügt andere und sich selbst. Denn wenn er den Nächsten nicht liebt, den er doch immer vor Augen hat, wie wird er Gott lieben können, den er nicht sehen, sondern nur durch den Glauben erkennen kann?

Urtheilen wir nun hieraus selbst, meine Christen! was man von jenen Menschen halten soll, welche sich auf ihre Liebe Gottes gar so viel einbilden, und doch dabey so wenig Liebe zum Nächsten zeigen. Es ist wahr, sie wohnen zwar öfters den Uebungen des äußerlichen Gottesdienstes bey; sie erwecken vielleicht öfters den Akt der Liebe gegen Gott; ja sie haben sogar manche zärtliche Empfindung im Herzen, sie werden manchmal bis zu Thränen gerührt, sie zeigen auch wirklich, daß sie einen Eifer für die Ehre Gottes haben, sie vertheidigen die Religion mit Worten und Gebährden, sie widersetzen sich jedem mit Ungestümme, der nach ih-

rer Meynung diese Religion und die Ehre Gottes angreift, sie zeigen sich bereitwillig, selbst ihr Blut als Märtyrer Gott zu Liebe zu vergießen; kurz, es scheint als wenn ihnen nichts näher am Herzen läge, als die Sache Gottes, und man sollte glauben, es wären ihre Herzen ganz vom Feuer dieser göttlichen Liebe entflammet. Daher werden sie auch fast überall für fromme und gottesfürchtige Menschen gehalten, und sie erwerben sich bey dem unwissenden Haufen beynahe den Ruf der Heiligkeit.

Allein sind sie wohl auch in der That selbst wirklich solche wahre Verehrer und Liebhaber Gottes, wie sie von außen scheinen? — Ach man sehe nur auf ihr Betragen gegen den Nebenmenschen: da wird sich's gleich zeigen, ob das eine wahre Liebe Gottes sey, da verrathen sie sehr oft, daß sie das fromme Vorurtheil, das man von ihnen hat, sogar nicht verdienen; denn ungeachtet ihres andächtigen Wesens und Eifers für die äußerliche Ehre Gottes muß man doch sehen, daß sie gegen ihren Nebenmenschen sich stolz betragen, und denselben um äußerer Vorzüge willen verachten; man muß sehen, daß sie den Armen nicht nur die Liebe nicht erweisen, die sie ihnen erweisen könnten und sollten; son-

dern daß sie sich auch mancher Ungerechtigkeit gegen den Nächsten schuldig machen; man muß sehen, wie sie ungerechte Prozesse führen, wie sie mit allerley List und Ränken umgehen, wie sie auf fremde Kosten ihre Seckel füllen, wie sie den schändlichsten Wucher, und die niederträchtigsten Schleichhändel treiben. Man muß hören, wie sie ohne Scheu den guten Namen ihres Nebenmenschen verletzen, wie sie alle noch unbekannten Fehltritte desselben offenbaren, dieselbe vergrößern, wie sie alles von der schlimmsten Seite auslegen, wie sie ihm durch die schwärzesten Verläumdungen seine Ehre rauben; man muß hören, wie sie ohne alle Nachsicht und Schonung über ihre fehlenden Mitbrüder Gericht halten, und das liebloseste Urtheil der Verbannung aussprechen. Mit einem Wort, man muß an ihnen wahrnehmen, daß sie das Geboth der Nächstenliebe sehr oft auf mancherley Weise übertreten.

Nun, meine Christen! urtheilen wir selbst, was man von diesen Menschen denken soll. Kann das wohl eine wahre Liebe Gottes bey ihnen seyn? O nichts weniger als das; denn diese muß allezeit mit der Liebe des Nächsten verbunden seyn. Wer Gott liebt, der liebt

auch gewiß den Nächsten, weil er dessen Geschöpf und Ebenbild ist, und weil es Gott so gebothen hat. Wer aber den Nächsten nicht liebt, der übertritt das erste Geboth Gottes, und giebt dadurch zu verstehen, daß seine Liebe keine wahre, keine werkthätige Liebe sey. Lasset euch also diese Wahrheit wohl gesagt seyn: und bildet euch nur niemals ein, daß ihr Freunde und Liebhaber Gottes seyd, so lange ihr nicht auch zugleich Freunde und Liebhaber eures Nächsten seyd. Die Liebe Gottes kann ohne die Liebe des Nächsten unmöglich bestehen; aber eben so wenig im Gegentheil kann auch die Liebe des Nächsten ohne die Liebe Gottes bestehen, und das wollen wir noch im zweyten Theile betrachten.

II.

Die wahre Religion hat zwey Hauptfeinde, einerseits den Aberglauben, und andererseits den Unglauben. Der Aberglaube schadet der Religion dadurch, weil er vieles für Wort Gottes annimmt, was doch nur Menschenwort ist, weil er die Nebendinge der Religion für die Hauptsache ansieht, und dem Menschen ein falsches Vertrauen auf die äußerlichen Werke der

Andacht einflößt. Der Unglaube aber zerstöret die Religion, weil er Gott und sein göttliches Wort bey Seite setzt, und also dem Menschen die beste Stütze der Tugend und seiner Glückseligkeit raubt. Ein abergläubischer Mensch sondert die Liebe Gottes von der Liebe des Nächsten ab; er will Gott lieben, und hat keine Liebe zum Nächsten; der Ungläubige hingegen will den Nächsten lieben, und hat dabey keine Liebe zu Gott: und das ist vorzüglich der Fall in unserm gegenwärtigen Zeitalter, wo der Streit zwischen Aberglauben und Unglauben heftiger als jemals ist. Der eine Theil der Menschen, nämlich die Parthey der Abergläubigen, eifert immer nur für die Ehre Gottes, und dringt stets auf die Pflichten der äußerlichen Andacht und Frömmigkeit, vergißt aber darüber die Pflichten, die man dem Nächsten schuldig ist. Der andere Theil, die Parthey der Ungläubigen, spricht immer nur von Menschenliebe, vom Wohlthun, von Menschenfreundlichkeit, und von den Pflichten, die man dem Staate und seinen Mitbürgern schuldig ist; meldet aber fast kein Wort von den Pflichten, die man unmittelbar gegen Gott zu erfüllen hat. Sehet da, meine Christen! dieß sind die zwey entgegengesetzten Fehler, dieß sind die zwey gefährlichen

Klippen,

Klippen, die wir vermeiden müssen, wenn wir das rechte Mittel treffen, und wahre Freunde und Anhänger der Religion seyn wollen.

Wie weit sich nun der Abergläubige verfehle, wenn er die Liebe Gottes von der Liebe des Nächsten trennet, das haben wir zuvor vernommen. Nun müssen wir auch dem anderen Theil seine Fehler aufdecken, wir müssen dem Ungläubigen zeigen, daß seine Nächstenliebe, mit der er so hoch aufhebt, ohne die Liebe Gottes eben so wenig bestehen könne.

Was will denn die wahre Nächstenliebe sagen? Sie ist ein herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen ohne Unterschied, und eine fortdauernde Bereitwilligkeit denselben so viel Gutes zu thun, als nur immer möglich ist: das heißt seinen Nächsten wahrhaft lieben. Nun aber, wie kann der Mensch dieses Wohlwollen, diese Bereitwilligkeit allen Gutes zu thun, besitzen, wenn er keine Liebe zu Gott hat? O wer das menschliche Herz kennet, der wird wissen, wie sehr dasselbe zur Selbstliebe und zum Eigennutz geneigt sey; der wird wissen, wie gerne der Mensch auf sich selbst denkt, sich selbst schätzt, wie gerne er über andere erhaben seyn möchte, wie leicht er sich

durch seine äußerlichen Vorzüge, durch seinen Reichthum zum Stolz, und zur Verachtung anderer verleiten lasse; der wird wissen, was es für eine große Versuchung für den Menschen sey, wenn sich ihm ein zeitliches Glück, ein ansehnliches Stück Geld, ein wucherischer Gewinn darbiethet, und wie viele Selbstüberwindung es koste, wenn er dieses Darbiethen bloß aus Liebe zum Nächsten ausschlagen soll; der wird wissen, wie viel dazu gehöre, wenn man seinen Nebenmenschen auch im Stillen, ohne Vergeltung Gutes thun, wenn man oft seinen eignen Vortheil dem allgemeinen Besten aufopfern, wenn man seinen Feinden großmüthig verzeihen und die zugefügten Unbilder mit Wohlthaten vergelten soll. Dazu gehört eine große Triebfeder, ein mächtiger Beweggrund, der in dem Menschen eine so reine uneigennützige Liebe zu erzeugen im Stande ist, uud diese Triebfeder, dieser Beweggrund kann kein anderer seyn, als die Liebe Gottes.

Ja, diese allein kann eine wahre Liebe zum Nächsten in uns hervorbringen; man muß zuvor einen festen Glauben an Gott haben, daß er der Schöpfer und Vater aller Menschen ohne Ausnahme sey; man muß ein lebendiges Vertrauen

trauen zu ihm haben, daß er uns alles, was wir andern Gutes thun, einst in der andern Welt reichlich vergelten werde; man muß eine recht kindliche Liebe zu diesem liebreichen Vater der Menschen haben; man muß aus Liebe zu ihm bereitet seyn, seine Gebothe zu halten, und eher alles in der Welt, seinen eignen Vortheil, sein Leben und Blut aufzuopfern, als sein heiliges Gesetz zu übertreten. So muß das Herz durch die Liebe Gottes gestimmt und veredelt seyn: dann ist der Mensch erst einer wahren Nächstenliebe fähig; wer so an Gott glaubt, wer so auf Gott vertrauet, so durch die Liebe mit Gott vereinigt ist, der wird auch gewiß ein wahrer Menschenfreund seyn; er wird niemand aus Stolz verachten; denn er sieht alle Menschen für die Kinder desselben Vaters, und folglich für seine Brüder an; er wird seinen Nächsten wie sich selbst lieben; denn er weiß, daß das der ausdrückliche Wille Gottes ist; er wird keine Mühe, kein Opfer, keine Selbstüberwindung scheuen, wenn es um das allgemeine Beste zu thun ist: denn er weiß, daß er's nicht umsonst thun dürfe, daß er für alles seine Belohnung im Himmel zu gewarten habe. Er wird auch sogar seine Feinde lieben, denn er hat das Beyspiel seines himmlischen Vaters vor sich, der

auch seinen Beleidigern verzeiht, und die Sonne täglich über Gerechte und Sünder aufgehen läßt; und so wird er dann alle Pflichten der Nächstenliebe beobachten, weil sie ihm Gott auferlegt, und weil er kein andres Verlangen hat, als Gottes Willen zu thun und seinem Gesetze zu gehorchen, und das ist allein der wahre Grund der christlichen Nächstenliebe.

Allein nun sage man mir, wo soll jetzt diese Nächstenliebe bey einem Menschen herkommen, der an Gott entweder gar nicht glaubt, oder wenn er auch daran glaubt, gegen ihn doch so kalt und gleichgültig ist, als wenn er gar nicht daran glaubte, bey einem Menschen, der ganze Wochen und Monate dahin lebt, ohne an Gott und die göttlichen Wahrheiten zu denken, der sich mit dem Gebethe und mit den Werken der Andacht gar niemals abgiebt; der die Gründe der Religion niemals in Betrachtung ziehet, wo soll bey diesem die wahre Nächstenliebe herkommen? Zwar er mag wohl eine natürliche Anlage zur Wohlthätigkeit, er mag ein weiches und mitleidiges Herz haben; er mag wohl einen oder den andern Menschen aus Neigung lieben und ihm Gutes thun: aber eine allgemeine, eine ganz uneigennützige, eine wahrhaft christliche

liche Liebe darf man bey ihm gewiß nicht suchen: denn es fehlt ihm an dem rechten Grund, an der Liebe zu Gott, und wo diese fehlt, da kann auch das Gebäude der Nächstenliebe darauf nicht bestehen. Daher kömmt es eben, daß oft gerade diejenigen Menschen, die immer mit dem Wort Menschenliebe um sich werfen, doch selbst oft die wenigste Menschenliebe besitzen, und daß man zu unsern Zeiten desto weniger Werke der Liebe findet, jemehr davon gesprochen und in Büchern geschrieben wird; daher kömmt es, daß sie nur so lange Menschenfreunde sind, so lange sie nichts dabey zu thun, nichts von ihrem eignen aufzuopfern haben, wenn sie aber ihre so hoch gepriesene Menschenliebe selbst im Werk ausüben sollten, so ziehen sie sich unter allerley Vorwänden zurück. Daher kömmt es, daß sie gegen die Armen lieblos, gegen ihre Mitbürger geitzig und wucherisch, gegen ihre Feinde rachsüchtig, gegen Niedere oder ihres Gleichen stolz sind. Daher kömmt es, daß sie nur dann und wann einige Liebeswerke ausüben, wenn sie dadurch Aufsehen machen, wenn sie sich Ehre und Beyfall vor den Menschen, oder eine stattliche Wiedervergeltung verschaffen können. Hingegen wenn sie verborgene Wohlthaten ausüben, wenn sie jemanden unentgeltlich einen Liebesdienst er-

weisen sollten, sich so gemächlich, so unwillig und verdrossen zeigen. Daher, sage ich, kömmt es, weil diese sogenannte Menschenliebe nicht auf dem rechten Grunde beruhet; denn man will Menschenfreund seyn, man will Plane und Vorschläge machen, um das Elend der leidenden Menschheit zu erleichtern; man will lauter Wohlthaten, lauter Glückseligkeit um sich her verbreiten, und doch setzt man Gott bey Seite, man hat kein Gefühl von Ehrerbiethung gegen sein heiliges Gesetz, man ist lau und nachlässig in seinem Dienste, man macht von ihm fast gar keine Meldung, und es scheint ganz wider den herrschenden feinen Geschmack zu seyn, wenn man die Nächstenliebe durch Gründe der Religion, durch öftere Gedanken an Gott und göttliche Wahrheiten erwecken wollte; kurz man trennet die Nächstenliebe von der Liebe Gottes. Ist es wohl hernach ein Wunder, wenn diese Nächstenliebe in Eigennutz und Gewinnsucht ausartet?

Also sehen wir offenbar, meine Geliebte! daß die Liebe des Nächsten eben so wenig ohne Liebe Gottes bestehen könne, wie diese ohne jene; beyde müssen miteinander allezeit auf das engste verbunden seyn, sobald man eine von der andern

dern trennet, so hat man keine von beyden mehr. Setzen wir die Liebe des Nächsten bey Seite, so haben wir auch die Liebe Gottes verloren, und setzen wir die Liebe Gottes bey Seite, so wird es auch mit der Liebe des Nächsten bald ein Ende haben. Beyde müssen wir also jederzeit miteinander vereinigen. Vor allen aber suchen wir die Liebe Gottes in uns herzustellen; denn diese ist die Quelle aller Tugenden, dann wird auch die Liebe des Nächsten in uns von selbst erfolgen. Du sollst Gott deinen Herrn lieben vom ganzen Herzen. Diesen Ausspruch Jesu im heutigen Evangelio wollen wir uns merken, diese zweyfache Liebe zu unserm ersten Hauptgeschäfte machen, und auf diesen Grund jetzt schon in diesem Leben und noch mehr in jenem unsere wahre Glückseligkeit bauen. Amen.

Homilie am achtzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Verschiedene Personen kommen da in der Geschichte des heutigen Evangeliums vor: ein

Kran-

Kranker, die Träger, dann Jesus, die Pharisäer, und das Volk.

Wir wollen zuerst beym Kranken und seiner Heilung stehen bleiben.

Was ist dieß für ein Kranker? Ein gichtbrüchiger Mensch, also armselig am Leibe, und zugleich ein Sünder, also armselig der Seele nach, krank an beyden.

Wo lag er krank? In Kapernaum der Stadt Jesu in Galiläa am See Genesaret. Jesus wanderte zwar auch an andern Orten herum, kam aber von Zeit zu Zeit wieder dahin zurück. Er hat da viele Wunder gethan und viele Heilungen verrichtet. Niemanden konnte das unbekannt seyn, was er in der Stadt gethan, niemanden, was er in der umliegenden Gegend gethan hatte. Was sie sahen, da er gegenwärtig war, das hörten sie, wenn er zurückkam: hörten's von seinen Begleitern: „diesen Blinden hat er sehend, diesen Tauben hörend, diesen Lahmen gehend gemacht, da hat er auf einmal mit einem Worte mehrere Aussätzige geheilt, da mit wenigen Broden viele Tausende gespeiset.“

Wenn

Wenn Leute zu unserm Kranken kamen, ihn besuchten, unterhielten, ihm die Zeit verkürzen wollten, wovon redeten sie anders als unter andern von dem Neuen, Außerordentlichen, was in der Stadt und den umliegenden Gegenden vorkam? Das Neueste und Außerordentlichste aber war gewiß Jesus und seine Heilungen. — Was mußte da nun für ein Gedanke in seiner Seele aufsteigen? Ach! wenn er auch mich heilte! Und die Eltern, Kinder, Freunde desselben, was mußten ihm diese sagen? — „Ja, wenn er auch dich heilte!“

Aber kann ich doch nicht zu ihm hin, mochte er wieder bey sich selbst denken, soll er zu mir herkommen? — Nein, wie soll ich mir so was nur zu denken, zu wünschen getrauen? Ich bin ein sündiger Mensch, Gott hat mich gestraft, ich habe mir durch meine Sünden die Krankheit selbst zugezogen. Ich ein Sünder, er ein Heiliger: ein so großer Heiliger darf nicht zu einem so niedrigen Sünder kommen. — Freylich ist er auch sehr leutselig — ist ja eben in unserer Stadt auch zum Knechte eines römischen Hauptmanns hingegangen. — Aber nein, was er dem Knechte des Hauptmanns, was er einem that, das kann und wird er nicht jedem thun,

und mir Sünder am wenigsten. Was ist also zu thun? Ja, wenn ich zu ihm hinkönnte? — Wir wollen dich hintragen lassen, ja wir wollen dich selbst hintragen. — Wollt ihr das? Vergelt' euch's Gott dieses liebe Wort? Ja, hin will ich zu ihm, wenn er wieder in die Stadt kömmt — hin muß ich zu ihm.

Jesus kömmt in die Stadt zurück. — Die Freunde des Kranken forschen, wo er sich befände. Eines Tages lehrte er in einem Hause. Eilig laufen sie zum Kranken hin. Da und da lehrt er, sagen sie, nach dem Lehren heilt er gerne; nun da wollen wir mit dir hin. Gesagt, gethan! Die Träger nehmen den Kranken in seinem Bette mit, eilen vom Hause weg, durch die Gassen hin. Aber als sie zum Hause kommen, siehe da, neue Hindernisse: Jesus lehrte im untern Hofe des Hauses — Hof, Haus, der Zugang des Hauses, alles ist voll von Menschen, daß niemand hinein, niemand für sich, geschweige mit einem Kranken im Bette durchkommen kann. Was ist also zu thun? Soll der Kranke zu seinem und der Träger Herzeleide umsonst hergetragen seyn, wieder so krank als er kam, zurückgetragen werden? Nein! das Herzeleid soll dem Armen nicht werden. Die Träger versuchen

alles. Die Häuser der Juden hatten flache Dächer, worauf man umhergehen, inwendig und auch auswendig durch eine Stiege herabkommen konnte. — Durch diese auswendige Stiege tragen sie den Kranken hinauf, machen im flachen Dache eine Oeffnung, lassen da an Stricken den Kranken sammt dem Bette vor die Füße Jesu herunter, beynahe mit Gefahr das Leben zu verlieren — aber aus Sehnsucht die Gesundheit zu erhalten.

Der Kranke liegt nun vor den Füßen Jesu. Wie blickte er Jesum an? Mit welcher Ehrfurcht und Sehnsucht? Und was sah Jesus an ihm? Den großen Glauben auf seine Hülfe, große Reue, sein Verlangen, geheilt zu werden: er fleht mit seinem Blicke, mit allen Gebehrden, seine lahmen Hände kann er nicht erheben, seinen Mund nicht öffnen. Wie hart wartete er, bis ein Wort aus dem Munde Jesu kam. Es kömmt — Jesus blickt ihn an und spricht: Mein Sohn! — Sohn nennt er ihn, o es ist gewonnen, Hoffnung, Freude, ein Himmel von Vergnügen schwebt in seinem Herzen — mein Sohn, sey getrost, ich kenne deine Kleinmuth, weiß, was dich niederschlägt — deine Sünden sind es, aber sey getrost, sie sind dir vergeben. So ertheilt

theilt er ihm die Gesundheit der Seele. Und nun nachdem er die Pharisäer wegen ihrer bösen Gedanken bestraft hatte, giebt er ihm auch die Gesundheit des Leibes: steh auf, nimm dein Bett und geh' nach Hause! Er stand auf, nahm's, und gieng mit voller Kraft in seinen Gliedern, mit Freude und Dank in seinem Herzen, mit dem festen Vorsatz nicht mehr zu sündigen in seiner Seele. — Das Volk konnte sich nicht enthalten, ihm nachzuschauen — und wir nicht, darüber nachzudenken — wer war dieser Mensch? Ein Kranker an Leib und Seele: er sah die Krankheit als Strafe der Sünde an — vielleicht zugezogen durch Sünde. — Er bereuete, er legte die Sünde durch Reue ab, noch ehe er zu Jesu kam. — Sollen wir nicht auch wenn Krankheit oder ein anderes Uebel über uns kömmt, uns fragen: haben wir's nicht verschuldet? Haben wir uns nicht die Krankheit selbst zugezogen, durch Sünden uns in Elend und Verlassenheit gesetzt? Durch Untreue, Hochmuth, Zanksucht, bösen, widerlichen Humor? Ja! so sollen wir uns fragen, aber beym bloßen Fragen nicht stehen bleiben, sondern die Fehler bereuen, bessern — da können wir uns selbst helfen. Für die Seele kann jeder sein eigner Arzt seyn, da weiß jeder die Mittel, da kann

jeder

jeder die Mittel haben. Er darf sie nur recht gebrauchen, und nicht mehr freywillig in die Krankheit zurückfallen, so ist und bleibt er gesund.

So sollen wir bey eignen Uebeln und Krankheiten uns wie der Kranke — und bey fremden Uebeln und Krankheiten uns wie die Träger, wie Jesus, wie das Volk, theilnehmend betragen. Bey eigenen Krankheiten sollen wir uns strenge beurtheilen, das können wir — aber nicht andre bey den ihrigen: das können wir, das dürfen wir nicht; Gott sollen wir's überlassen, nicht sagen: er hat's verschuldet — andre dürfen wir nicht richten, sondern nur ihnen helfen.

Helfen sollen wir dem kranken Mitbruder, wie die Träger solchen zum Arzte hinbringen, oder den Arzt herholen.

Helfen sollen wir wie Jesus, freylich nicht Wunder an ihnen wirken: aber doch alle Kranke und Leidende, wie wir's im allgemeinen Gebethe thun, Gott empfehlen, am Abend wünschen, daß sie einen guten erquickenden Schlaf, am Morgen, daß sie einen guten Tag haben, und

bald volle gesunde Täge durchleben mögen — helfen sollen wir ihnen, wie Jesus, und sie zwar nicht durch Wunder heilen, aber durch Worte trösten — sey nur getrost, vertraue auf Gott: thue das deine, gehorche dem Arzte; bethe zu Gott, daß er ihn erleuchte, daß er dich reinige, daß er, wenn's dir gut ist, dich gesund mache, und deine Leiden zum Ersatze für deine Sünden aufnehme; mache den Vorsätz, deine Gesundheit besser zu gebrauchen, ihm vom Herzen zu dienen, dich jetzt und künftig in seinen Willen zu ergeben. — Wenn du das thust, so gesinnt bist, dann sey getrost und vertraue auf Gott.

Seyn sollen wir endlich auch, wie das Volk: als es sah, was Jesus gethan hatte, fühlte es Ehrfurcht, pries ihn, und freute sich. — Laßt uns dem Nächsten um keine Wohlthat neidisch seyn, sondern uns darüber freuen, Gott preisen, für alles, was er uns, für alles, was er andern Gutes willfahren läßt.

So werden wir aus eignem und fremdem Unglücke, Krankheiten, aus den Uebeln Gutes herausziehen, wie Gott alles zum Guten verordnet. Eigne Unglücke und Krankheiten

werden

werden uns zur Besserung und Reinigung unserer Seelen wecken, und Gottes Stimme wird erschallen: Sohn! deine Sünden sind dir vergeben — fremde Uebel werden uns zur Liebe, zur Theilnahme wecken, und Jesus Stimme wird uns erschallen: Was ihr einem dieser Armen, Kranken thatet, habt ihr mir selbst gethan; seyd mir Gesegnete meines Vaters, kommt in mein Reich. Amen.

Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt. Matth. XXII. 14.

Das Gleichniß des heutigen Evangeliums hat eine große Aehnlichkeit mit jenem Gleichnisse, welches in dem Evangelio des heiligen Lukas am zweyten Sonntage nach Pfingsten vorkömmt. Dort, wenn wir uns noch erinnern können, war die Rede von einem Hausvater, der ein großes Abendmahl anstellte, und durch seine

Diener viele Gäste dazu einladen ließ: als aber diese Gäste unter verschiedenen Vorwänden ausblieben, so sandte er seine Knechte auf die Straßen hinaus, und ließ die Nächsten Besten zur Mahlzeit herbeyführen. Und dieses Gleichniß, sagten wir damals, gieng vorzüglich die Juden an; denn diese waren die Gäste, die Christus am ersten zu seinem Abendmahle, das ist, zum wahren Glauben berufen hat. Da sie aber diese Einladung aus zeitlichen Absichten nicht annahmen, so schickte er seine Apostel in alle Welt aus, daß sie ihm die Heiden und Menschen von allen Gattungen und Religionen herbeyführen sollten: und diese Heiden nahmen dann die Plätze im Reiche Gottes ein, welche anfangs für die Juden bestimmt waren.

Nun seht, liebste Christen, die nämliche Wahrheit stellt der Heiland den Juden auch da wieder im heutigen Evangelio unter einem ähnlichen Gleichnisse vor Augen. Er erzählt ihnen von einem König, der seinem Sohne eine prächtige Hochzeit hält. Dieser König läßt ebenfalls durch seine Knechte viele Gäste dazu einladen; aber sie schlagen die Einladung aus: ja sie mißhandeln sogar die Knechte, und tödten dieselben. Dadurch wird der König erzürnet,

und läßt diese Mörder durch seine Soldaten umbringen und ihre Häuser anzünden. Darauf schickt er seine Knechte abermals auf die Straßen, und läßt alles herbeyrufen, was ihnen auf den Weg kam; und so nahmen dann diese letztern wieder die Plätze der zuerst geladenen Gäste ein. Der wahre Sinn dieses Gleichnisses erhellet also offenbar aus dem vorigen; nämlich der König, der seinem Sohne Hochzeit hält, ist Gott selbst, der durch seine Knechte, das ist, durch die Propheten und Apostel die Juden zum Reiche Christi seines Sohns berufen ließ. Aber diese Gäste weigerten sich zu kommen, sie tödteten sogar diese zu ihnen gesandten Knechte, und darum ließ Gott zur Strafe auch sie durch das feindliche Schwert umkommen, und ihre Stadt Jerusalem durch's Feuer verheeren. Das ist der wahre eigentliche Verstand dieser evangelischen Parabel.

Nur kömmt jetzt bey derselben noch ein neuer Umstand hinzu, der unsere Aufmerksamkeit vor allen verdient; nämlich als der König in den Speisesaal trat, sagt Christus, so sah er da einen unter den Gästen, der kein hochzeitliches Kleid anhatte. Diesen fragt er: Freund, wie bist du ohne Hochzeitskleid hereingekommen?

Und als dieser Gast nichts darauf antworten konnte, so ließ er ihn an Händen und Füßen binden, und in die äußerste Finsterniß werfen. Liebste Christen! was will uns jetzt der Erlöser durch diesen Umstand zu verstehen geben? — Ich denke, und alle Schriftausleger sind darüber einig, dieser unglückliche Gast bedeute einen jeden Christen, der zwar zum Hochzeitsmahle gekommen ist, das ist, der den Glauben an Christum zwar wirklich angenommen hat, aber nicht nach diesem Glauben lebt, der das in der heiligen Taufe erhaltene Kleid der Unschuld durch die Sünde verloren hat; jeden Christen, der seine Seele nicht mit christlichen Tugenden auszieret: jeder solcher Christ ist ein unwürdiger Gast in dem Reiche Christi, und hat von Gott einst ein sehr strenges Strafgericht zu befürchten.

Endlich beschließt der göttliche Lehrer diese ganze Erzählung mit den merkwürdigen Worten: „Viele sind zwar berufen, aber wenige auserwählt;" viele, ja alle Menschen sind zum Reiche Christi und zur wahren Glückseligkeit berufen, aber wenige davon erlangen diese Glückseligkeit, weil sie ihrem Berufe nicht nachkommen. Und diese Worte, meine Geliebte! gehen nicht nur die Juden und Ungläubigen, sondern auch uns

Christen an; diese Worte, wenn man sie ernstlich bedächte, müßten in allen Sündern eine heilsame Furcht und einen wahren Vorsatz der Besserung erwecken.

Lasset uns also bey diesem evangelischen Ausspruche stehen bleiben: viele sind berufen, aber wenige auserwählt. Zuerst wollen wir betrachten, wie wahr dieser Ausspruch Christi sey, und wie er sich durch die Geschichte aller Zeiten rechtfertige; dann aber zweytens wollen wir auch einige Lehren und heilsame Regeln für unser sittliches Verhalten herausziehen.

I.

Viele sind berufen, aber wenige auserwählt: so lautet der Ausspruch der ewigen Wahrheit; und das allein, weil es ein göttlicher Ausspruch ist, könnte uns schon erklecken, und wir müßten daran glauben, wenn wir auch keinen andern Beweis hätten, als diesen, weil es Christus der Sohn Gottes gesagt hat. Allein, meine Geliebte! es ist dieß eine Wahrheit, die keinen blinden Glauben von uns fordert, sondern von der wir uns mit eignen Augen überzeugen können. Wir dürfen nur einerseits bedenken, was

dann Christus durch die Auserwählten verstehen, und dann auf der andern Seite das Betragen der meisten Menschen dagegen halten, so wird sich's sogleich zeigen, daß die Zahl der Auserwählten wirklich so klein sey, wie sie Christus gemacht hat.

Es fragt sich also erstens, was für Menschen versteht denn der Heiland durch die vielen Berufenen, und was für einige durch die wenigen Auserwählten? — Es ist offenbar, durch die Berufenen versteht er alle jene Menschen, denen der christliche Glaube verkündiget worden ist, die aber diesen Glauben entweder nicht annehmen, oder wenn sie ihn auch annehmen, doch demselben nicht nachleben, sondern ihr Christenthum nur mit Worten, nicht in der That selbst bezeigen. Durch die Auserwählten aber versteht er nur diejenigen, welche sich zu seiner Religion nicht nur äußerlich bekennen, sondern auch die Lehren und Vorschriften derselben genau befolgen, und durch diese Befolgung ihre zeitliche und ewige Glückseligkeit finden. Nur jene also sind nach dem Sinne des Evangeliums die Auserwählten, welche Gott vom ganzen Herzen und ihren Nächsten wie sich selbst lieben, welche sich eines keuschen, mäßigen und unbefleckten Wandels

dels befleißen, welche die Pflichten ihres Standes fleißig beobachten, und sich überhaupt so betragen, daß man ihnen keinen merklichen Fehltritt, kein Laster vorwerfen kann; solche, durch die Lehre gebesserte, und gleichsam zu neuen Menschen umgeschaffene Christen sind es, welche die heilige Schrift mit dem Namen der Auserwählten bezeichnet; diese sind der Kern, und der Ausbund unter dem übrigen verdorbenen Menschengeschlechte; diese sind würdig, an der Hochzeit des göttlichen Sohnes Theil zu nehmen. Diese machen sich schon in dieser Welt glücklich, und bereiten sich eben dadurch zu einer noch größern Glückseligkeit vor, welche auf sie erst in jener Welt wartet.

Nun aber, wenn das der Begriff von einem Auserwählten ist, wenn dazu die Beobachtung aller christlichen Gebothe und ein frommer unsträflicher Lebenswandel erfordert wird, liebste Christen! so mögen wir ja selbst leicht den Schluß daraus ziehen, daß die Anzahl solcher Auserwählten unter den Menschen nicht groß seyn könne. Wir mögen selbst urtheilen, ob Christus nicht die Wahrheit geredet habe, da er sagt, viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt; denn wenn wir das ganze Menschen-

geschlecht gleichsam mit einem Blicke übersehen, wenn wir nach dem urtheilen wollen, wie nun die meisten Menschen einmal beschaffen sind, was glauben wir, ist wohl unter Hunderten allemal einer, der den Namen eines Auserwählten verdienet? Ich zweifle sehr daran, und zweifle gewiß nicht ohne Grund; denn wenn man für's erste nur das bedenkt, wie klein überhaupt die Zahl der Christen gegen die übrige Zahl der Ungläubigen, der Juden, Türken und Heiden sey; wenn man bedenkt, wie viele Millionen von Menschen noch heutiges Tags in der Finsterniß von Unglauben und Abgötterey stecken, wie viele Menschen um den christlichen Glauben entweder fast gar nichts wissen, oder wenn sie auch darum wissen, die Wahrheit desselben doch nicht erkennen; wenn man das bedenkt, so ist es leider schon ein trauriger Beweis von der Wahrheit des evangelischen Ausspruchs. Oder darf man vielleicht unter diesen Millionen von Ungläubigen wohl viele Auserwählte, das ist, wahrhaft fromme und tugendhafte Menschen suchen? Möchte es wohl in solchen heidnischen und unchristlichen Ländern viele Menschen geben, die zu jener sittlichen Vollkommenheit gelangen, die wir durch Hülfe der christlichen Religion erlangen können? O

wie können wir das vermuthen; denn wenn es schon in unsern christlichen Gegenden der Edeln und Rechtschaffenen so wenige giebt, wenn schon unter uns ungeachtet unsers Glaubens, ungeachtet so vieler Hülfsmittel zur Tugend so wenige Tugenden, und dafür so viele Sünden und Laster herrschen, wie muß es erst unter diesen unglücklichen Menschen zugehen, die unsern Glauben, unsere Hülfsmittel zur Seligkeit nicht haben? Freylich ist nicht zu zweifeln, daß es auch unter denselben viele gute, und nach ihrer Art tugendhafte Menschen gebe, die das natürliche Gesetz Gottes erfüllen, soviel sie dasselbe erkennen und verstehen. Wir dürfen sie also nichts weniger als verdammen, sondern wir können und müssen von der unendlichen Barmherzigkeit Gottes vermuthen, daß er auch diese Menschen, die eben so gut seine Geschöpfe, seine Kinder wie wir sind, und deren Schuld es meistens eben so wenig ist, daß sie keine Christen sind, als es unser Verdienst ist, daß wir Christen sind; wir müssen vermuthen, sage ich, daß Gott auch diesen Menschen all' das Gute, was sie in ihren Umständen thun können, gewiß belohnen, und sie durch weise Mittel zu ihrem Ziele und Ende, zur Glückseligkeit werde zu führen wissen. Indessen aber bleibt doch immer so viel

wahr,

wahr, daß diese Menschen nun einmal in diesem Leben jener Glückseligkeit nicht theilhaftig werden können, die der Christ erlangen kann: folglich, daß es unter ihnen sehr wenige Auserwählte in dem Verstande geben könne, wie dieses Wort hier in dem heutigen Evangelio genommen werden muß.

Aber nun werfen wir auch einen Blick auf den christlichen Theil der Menschen. Hoffentlich, sollte man denken, wird ja dieser Ausspruch des Evangeliums von der Christenheit nicht zu verstehen seyn; hoffentlich werden ja, wo nicht alle, doch wenigstens die meisten lauter Auserwählte seyn; hoffentlich wird ja da unter Christen die wahre Tugend und Frömmigkeit besser zu Hause seyn, als unter Heiden und Nichtchristen? — Ja, das sollte man billig erwarten, wenn man die Heiligkeit unserer Lehre betrachtet, wenn man bedenkt, daß wir Christen höhere Kenntnisse aus der Offenbarung, daß wir weit mehrere und bessere Hülfsmittel zur Tugend und zur Seligkeit haben, als alle die, welche unsers Glaubens nicht sind. Aber nun sehe man auf das Betragen der meisten Christen, man beobachte ihre sittliche Aufführung, inwiefern sie mit dieser Lehre unserer Religion übereinkomme, und dann

urtheile man, ob dann die Zahl der Auserwählten selbst im Christenthume gar so groß sey, wie sie seyn könnte und sollte. Wo sind doch unter uns diese Auserwählten, wo soll man sie suchen, diese edeln rechtschaffenen Menschen, welche von dem Geiste Jesu durchdrungen in ihrer ganzen Aufführung zeigen, daß sie Christen sind? Wo soll man sie suchen, diejenigen, welche so leben, wie ein Christ leben soll, welche alle Gebothe Gottes halten, welche die Besserung und sittliche Vollkommenheit des Herzens zu ihrem Hauptgeschäfte machen? Wo und wie viele solcher Auserwählten findet man wohl unter uns? Ach, liebste Christen! gestehen wir's nur offenherzig, es steht da in diesem Stücke mit uns wahrlich nicht viel besser, als selbst bey den Heiden und Unglaubigen; es herrschen auch unter uns alle Arten von Lastern und Ausschweifungen. Unsere heilige Religion hat noch gar wenig Einfluß auf unsere Sitten und Denkungsart; es herrschen auch unter uns so viele Vorurtheile, Aberglauben, so viele Mißbräuche und Unordnungen, daß man die Zahl der Auserwählten gewiß nicht zu hoch ansetzen darf. Freylich ich will es nicht läugnen, hat es unter den Christen zu allen Zeiten fromme und heilige Leute gegeben; freylich giebt es noch heutzutage in allen Ständen

viele

viele gutdenkende und christlich gesinnte Menschen, welche dem Christenthume durch ihren Lebenswandel Ehre machen, welche dem Gesetze getreu verbleiben, oder wenn sie auch sollten davon abgewichen seyn, ihren Fehltritt durch wahre Buße wieder gut machen, es giebt noch wahre christliche Menschenfreunde, die es mit ihrem Nächsten gut und redlich meynen, und an ihm Barmherzigkeit ausüben; kurz es giebt noch immer Auserwählte. Aber wie viele sind sie? Wie groß ist ihre Anzahl, wenn man sie gegen die Zahl der übrigen Christen hält? Ach leider sehr klein, sehr klein ist dieses Häuflein der Auserwählten; hingegen ungleich größer ist der Haufe derjenigen, deren Aufführung mit der Lehre des Evangeliums gar nicht übereinstimmt; ungleich größer ist der Haufe derjenigen, welche in ihren Sünden und Lastern von Jahr zu Jahr ohne ernstliche Besserung dahin leben, welche sich den schändlichen Leidenschaften des Stolzes und der Eitelkeit, oder der Wollust, oder der Geldbegierde überlassen, und ihre größte Glückseligkeit in dem Genusse und Besitze irdischer Güter und Freuden suchen! Dieser Haufe von verdorbenen und sündhaften Menschen ist gewiß ungleich größer, als die Zahl der frommen und rechtschaffenen Christen. Das zeigt uns die tägliche

Er-

Erfahrung, und jeder, der die heutige Welt kennt, wird gestehen müssen, daß das Sittenverderbniß unter dem größten Theile schon ausgebreitet sey, und sich von Tag zu Tag immer noch mehr ausbreite. Daher ist auch die Klage unter uns täglich so allgemein, daß so wenig Gottesfurcht, so wenig Eifer für das Gute, so wenig Gerechtigkeit, so wenig Nächstenliebe und Barmherzigkeit, folglich so wenig wahres Christenthum anzutreffen sey. Diese Klage muß man ja immer hören; und sie ist auch gewiß gegründet, und durch die tägliche Erfahrung bestätiget. Was sollen wir nun hieraus schließen? Wahrlich nichts anders, als daß der Ausspruch Christi: viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt, nicht nur die Juden und Ungläubige, sondern auch uns rechtgläubige Christen eben so gut angehe, und daß wir also Ursache über Ursache haben, für unser Seelenheil bey einem so allgemeinen Verderbniß alle mögliche Sorgfalt anzuwenden. Lasset uns also aus diesem so merkwürdigen Texte des Evangeliums, dessen Wahrheit wir nun selbst einsehen, noch einige heilsame Lehren herausziehen, wie wir uns gemäß dieser erkannten Wahrheit zu verhalten haben.

II.

Wenn nun die Zahl der Auserwählten und wahren Christen so klein ist, wie wir zuvor gehört haben, was folgt wohl daraus? Oder was sollen wir für Lehren und Maßregeln für uns herausziehen? — Ich denke, erstens das folgt hieraus, wenn wir also unser Heil wirken, und selig werden wollen, so müssen wir uns niemals nach dem Beyspiele des größern Haufens richten, sondern es lieber mit den wenigen Auserwählten halten: dieß ist die erste Regel, die wir uns wohl zu merken haben. Aber eben dieß ist auch die Regel, welche unter uns am wenigsten beobachtet wird; denn es ist vielmehr im Gegentheile ein Grundsatz in der großen Welt, daß man allezeit dem Beyspiele des großen Haufens folgen müsse. Ich will kein Sonderling seyn, heißt es bey solchen weltlich gesinnten Menschen; was andere thun, das darf ich auch thun: Tausend andere von meinem Stande, meinem Alter machen es auch nicht besser; ist es gefehlt, so fehle ich nicht allein; es ist nun einmal so im Brauche, es ist allgemein herrschende Mode, warum sollte ich's nicht auch mitmachen dürfen? So lautet die Sprache dieser Menschen, das sind ihre Grundsätze, nach

denen sie ihr Betragen einrichten. So z. B. wie mancher Richter, wie manche obrigkeitliche Person würde vielleicht die Gerechtigkeit besser handhaben, wenn er das Beyspiel des großen Haufens nicht vor sich hätte? Aber so, weil er sieht, daß andere seines gleichen, oder die noch höher sind, auch partheyisch verfahren, weil er sieht, daß diese sich auf die schändlichste Art bestechen lassen, und allerley niederträchtige Kunstgriffe brauchen, weil er sieht, daß diese in ihren Geschäften langsam und schläfrig sind, so will er's auch mitmachen, und thut, was er andere thun sieht. Wie manche Hausväter, wie manche Hausmütter würden vielleicht in ihrer Haushaltung oder in ihrer Kinderzucht ganz andere Maßregeln nehmen, wenn sie durch das Beyspiel des großen Haufens nicht verführt würden? Aber weil sie sehen, daß andere ihre Kinder so und so erziehen, daß andere für Kleiderpracht und Gastereyen, für Spiel und Lustbarkeiten so übertriebnen Aufwand machen, so setzen sie eine Ehre darein, auch nicht für schlechter angesehen zu werden; sie wagen den letzten Heller daran, um nur zu thun, was andere thun. Wie mancher Geizhals würde sich aus seinem Schleichhandel, aus seinen unmäßigen Zinsen, aus seinen wucherischen Gelderpressun-

gen

gen ein Gewissen machen, wenn er sich nicht mit dem Beyspiele des großen Haufens beruhigen könnte. Aber so sieht er, daß andere das nämliche Spiel der Ungerechtigkeit treiben, und das ist ihm genug, um auch zu thun, was er andere thun sieht. Wie mancher unkeusche Wollüstling würde seine verdächtige Gesellschaft, seinen ehebrecherischen Umgang aufgeben, oder nie angefangen haben, wenn er nicht durch das Beyspiel des Haufens darin bestärkt würde? Aber so sieht er, daß dieß Laster beynahe zur Mode und zur Galanterie in der großen Welt geworden sey, und das ist ihm ein hinlänglicher Grund, um es auch in diesem Stücke mit dem großen Haufen zu halten. Und so könnten wir unzählige Beyspiele anführen, wie man sich in der Welt das Betragen des größern Haufens überall zur Regel zu machen, und dasselbe blindlings nachzuäffen pflege. Allein wer sieht nicht, daß diese Nachahmungssucht höchst verderblich, und der Lehre des Evangeliums schnurgerade entgegen sey? Denn wie kann sich ein Christ auf das Beyspiel des großen Haufens berufen, nachdem Christus gerade diesen Haufen für verdorben erkläret, und es so deutlich gesagt hat, daß nur wenige auserwählt seyen? Heißt das nicht Christi Worte entweder gar nicht achten,

oder seine Seligkeit als eine nichtsbedeutende Sache auf das Spiel setzen? Sollte nicht ein solcher Christ eben das für ein böses Zeichen halten, wenn er's dem großen Haufen nachmacht? Sollte er nicht vielmehr so bey sich schließen: Christus mißbilligt das Betragen des größern Theils der Menschen: eben darum also darf ich mich nicht nach diesem richten, wenn ich anders unter die Zahl der wenigen Auserwählten gehören will? Ja, meine Christen! diesen so ganz natürlichen Schluß sollte jeder machen, und das wollen wir auch dann thun; wir wollen es in Zukunft nicht mit der großen Welt, sondern mit den wenigen Auserwählten halten. Nie soll uns die herrschende Mode, nie ein verjährter Mißbrauch, nie eine allgemeine Gewohnheit verführen. Nicht was andere Menschen thun, sondern was sie thun sollten, was unser Gesetz, unsere Pflicht fordert, das soll allein unsere Richtschnur seyn; denn nach diesem Gesetze Gottes, nicht nach dem Gesetze der Mode und der herrschenden Gewohnheit werden wir einst gerichtet werden. Wer unter uns würde wohl so thöricht seyn, sich z. B. ins Wasser, oder in's Feuer zu stürzen, bloß deßwegen, weil er sähe, daß mehrere Menschen darin umkämen? Nun eine eben so große Thorheit ist

es, zu sündigen, weil man sieht, daß auch andere sündigen, und sich durch die Sünde ins Verderben stürzen. Das Beyspiel von andern wird uns einmal nichts nützen, und die Folgen der Sünde werden nicht ausbleiben, noch dadurch erleichtert werden, weil sie mehrere mit uns empfinden, so wie einem Kranken sein Zustand nicht gelindert wird, weil er mehrere Kranke neben sich hat. Was einmal Gesetz Gottes ist, das bleibt ein Gesetz in Ewigkeit, und wenn gleich alle Welt dasselbe verachten oder vergessen sollte. Lassen wir also andere thun, was sie wollen, sie werden es einst verantworten müssen; wir wollen auf uns und unsere Seligkeit bedacht seyn. Wir wollen trachten, daß wir unter die Zahl der wenigen Auserwählten gelangen. Dieß ist die erste Lehre, die wir aus diesem Texte des Evangeliums zu ziehen haben.

Zweytens aber sollen uns die Worte Christi auch zugleich das falsche Vertrauen benehmen, welches vielleicht viele noch immer auf äußerliche Werke der Andacht setzen: wir sollen lernen, daß nicht bloß einzelne Gebethe, die man zu gewissen Zeiten verrichtet, nicht bloß einzelne Opfer, die man dem Allerhöchsten darbringt, uns zu wahren Auserwählten Gottes machen können. Nein,

wir haben es schon gesagt, um ein Auserwählter zu seyn, dazu gehört wahre Liebe Gottes, wahre Liebe des Nächsten; dazu gehört Beobachtung aller göttlichen Gebothe; dazu gehört eine beständige Ausübung aller seiner Standespflichten, das allein kann uns zu Auserwählten machen. Wenn es uns anders im Ernste darum zu thun ist, daß wir unter den kleinen Haufen der Auserwählten gezählt werden, so bleibt nichts anders übrig, als die Gebothe Gottes zu halten, und nach den Lehren und Vorschriften unsers Glaubens zu leben. Glücklich ist also derjenige, der das bisher gethan hat, der sein Gewissen wenigstens mit keiner schweren Sünde beladen fühlt, der kann hoffen, daß er einer von den wenigen Auserwählten sey; dieser befindet sich auf dem Wege zur wahren Glückseligkeit. Wer aber dieses hochzeitliche Kleid schon verloren hat, dem bleibt kein anderes Mittel übrig, als dasselbe durch eine wahre Busse, durch ernstliche Besserung des Lebens wieder einzulösen. So lange das nicht geschieht, so lange die alten Sünden und Ausschweifungen noch immer fortdauern, so kann ein solcher Christ bey dem Hochzeitmahle des göttlichen Sohns nicht erscheinen; er mag zwar unter die Zahl der übrigen Gäste einschleichen, er mag äußerlich

ein Mitglied der christlichen Kirche seyn, er mag ein Christ heißen, und seinen Glauben mit dem Mund bekennen: aber so lange er nicht das Kleid der Unschuld und der Tugend trägt, so lange er nicht diesen Glauben in all' seinem Thun und Lassen bekennet, so wird sein Schicksal nicht besser, als das Schicksal des unwürdigen Gastes im Evangelio seyn; es wird auch einst bey ihm heißen: Freund! wie bist du herein gekommen, da du kein hochzeitliches Kleid hast? Was machst du da in der Kirche Gottes, wo nur lauter Auserwählte hingehören, da du doch kein Auserwählter bist, da du dich so wenig als einen Christen in den Gesinnungen und Werken zeigst? O schreckbare Wahrheit, für jeden den sie trifft! Gott gebe, daß sie keinen unter uns treffe, sondern daß wir alle nicht nur unter die vielen Berufenen, sondern auch zugleich unter die wenigen Auserwählten gezählt werden mögen. Amen.

Homilie am zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Ein Sohn, und der Sohn eines vornehmen Mannes war es, der nach dem heutigen Evangelium krank lag, und schwer krank lag, weil er, wie es daselbst heißt, schon mit dem Tode rang.

Söhne, Töchter, junge Leute, und besonders Söhne und Töchter wohlbemittelter, ansehnlicher Eltern wollen gewöhnlich nichts vom Tode wissen. Aber auch hier, wie sonst so oft, zeigt es sich, daß kein Alter und kein Stand einen Frey- oder Sicherheitsbrief vor dem Tode hat — kein Alter: denn der todtkranke Sohn, von dem wir reden, war in seiner besten Jugend — kein Stand, denn der todtkranke Sohn, von dem wir reden, war von vornehmem, bemitteltem Stande.

Solche Begebenheiten, wir mögen sie mit unsern Augen schauen, oder davon lesen und hören, sollen von uns nicht vergeblich geschaut, nicht fruchtlos gelesen und gehört werden. Wir sollen solche todtkranke junge Menschen nicht nur

aus Neugierde anblicken, ihre Krankheits- oder Todesgeschichte nicht nur aus Neugierde anhören, sondern auch erbaulich darüber nachdenken. Wie mag dieß geschehen? Etwa so:

Der junge gesunde Mensch soll sich wirklich oder im Geiste vor das Lager einer todtkranken jugendlichen Person hinstellen, und zu sich selbst sagen: Sieh hier! auch die junge frische Blume kann abwelken; auch Jünglinge und junge Töchter können auf dem Punkte stehen, dahin zu sterben, wie wir heute im Evangelio lesen, und wie wir dieses Jahr so oft selbst in unserm Dorfe bey der wüthenden Blatterseuche mit unsern Augen sahen. Also auch in der Jugend muß ich immer auf den Tod gefaßt seyn. —

Der erwachsene ältere Mensch soll sich wirklich oder im Geiste vor das Lager einer todtkranken jugendlichen Person hinstellen, und zu sich selbst sagen: Sieh hier! wenn selbst im blühendsten Alter, das sonst das Alter der vollen Kraft und Gesundheit seyn sollte, Krankheit und Tod unser nicht schonet, wie wenig werden sie meiner im höhern und grauern Alter schonen? Wenn selbst die Jugend sich immer auf den Tod gefaßt halten soll, um wie vielmehr muß ich,

der

der ich bereits kurz oder lange darüber hinaus bin, mich darauf gefaßt halten, und bereitet stehen?

Wahrlich mit dem ersten Schritte, den wir in's Leben setzen, thun wir auch schon den ersten Schritt zum Grabe — wie nahe oder ferne dieß von uns liege, wer weiß das? Kein Mensch. Einige sterben schon, bevor sie zur Vernunft und zum Bewußtseyn kommen, sterben, bevor sie recht wissen, daß sie leben. Andere fangen an das Leben zu kennen, und verlieren es, bevor sie noch Zeit haben, es zu genießen. Fürsten und Könige stiegen schon manchmal sogleich vom Throne, Geistliche vom Altare, Bräutigame vom Brautbette ins Grab. Manchem wird ein gutes Auskommen, eine reiche Erbschaft, ein großes Glück zu Theil; er glaubt am Ziele seiner Wünsche zu seyn, und er ist auf einmal am Ziele seines Lebens. Mancher macht heute noch Entwürfe, wie er sein Anwesen emporbringen, sein Haus ordnen, bauen und einrichten will, und er findet morgen sein Haus im Sarge, und seine Wohnung im Grabe. Ein geheimer Wurm, der im Innern in seiner Lunge, in seiner Leber, in seinem Gedärme, in seinem Blute, in einer seiner beynahe unzähl-

baren Adern, Gliedmaßen, festen und flüssigen Theilen sitzt, und an seiner Gesundheit nagt, eine böse pestartige Luft, ein verheerender Krieg, ein Wasserguß, ein Feuerblitz, ein Stoß von einem rasenden Thiere, ein Biß von einem tollen Hunde, ein unmäßiger oder unzeitig abkühlender Trunk, ein erhitzender Tanz, ein Fall, ein Schlag, ein Druck, und tausend andre Dinge, die oft nur die geringste Kleinigkeit scheinen, können uns das Leben nehmen und den Tod bringen. O wir sind wahrlich nie sicher vor dem Tode, wissen nie die Stunde, in welcher der Herr kömmt, an die Thüre klopft, und uns aus unserm Kämmerlein, aus diesem Leben in ein andres ruft. Wenn er, wie er selbst sagt, gewöhnlich zu einer Stunde kömmt, da wir's nicht meynen; so soll er doch nie zu der Stunde kommen, da wir träge und sorglos schlafen, und ohne alle Vorbereitung folgen müssen. Wir sollen wachen, und wie ein wachsamer Knecht seyn, der selbst mitten in der Nacht angekleidet und fertig steht, zu kommen, wenn es seinem Herrn gefällig ist, zu rufen.

Wer ist nun dieser kluge und treue Knecht, den sein Herr, da er kömmt, wachend findet; der immer bereitet steht, auf seinen Ruf zu

sterben?

sterben? Derjenige, der immer beeifert ist, nach seinem Willen zu leben. Suche, wie Gott will, gut und sündlos zu leben, so bist du alle Augenblicke fertig, wenn Gott will, glücklich zu sterben.

Dem Sohne des Vaters, der nach dem heutigen Evangelium mit seiner Bitte für ihn zu Jesu kam, mochte wohl auch seine Krankheit, die ihn drückte, und der Tod, der ihm drohte, jetzt noch unerwartet gekommen seyn. Aber dießmal steht er wieder von seinem Krankenbette auf, und wird, wie Jesus sagt, und in derselben Stunde, da er's sagt, wieder gesund. Und was thut er nun? O künftig mag ihm der Tod, wann immer, auch noch so unerwartet kommen, so soll er ihn doch nie unbereitet finden. Der Vater, der Sohn, das ganze Haus, sagt das Evangelium, glaubte nun an Jesus. Und dieß war nicht nur ein Glaube mit dem Munde, sondern in der That; er bestand nicht nur in Worten — „ich glaube, ich glaube" — die sie sagten, sondern sie zeigten ihn auch durch die Werke, die sie thaten. Sie glaubten an Jesus und an seine Lehre so, daß sie auch Jesu folgsam gehorchten, und nach seiner Lehre wandelnten. Nun war es ja eine seiner Hauptlehren:

„Wachet

„Wachet also, denn ihr wißt weder den Tag, noch die Stunde.“ — Ein Tag wird der letzte, eine Stunde wird die letzte seyn. — Waren deine vorhergehenden Tage Vorbereitung zu diesem letzten Tage, deine vorhergehenden Stunden Vorbereitung zu dieser letzten Stunde, o dann wird diese letzte Stunde des Todes für dich seliger seyn, als alle Tage und Stunden des Lebens. Die Todesstunde wird für dich die Geburtsstunde seyn zum ewig seligen Leben.

Eine solche Stunde ward wohl die Todesstunde für den Vater, der im heutigen Evangelium bethet und bittet, und für den Sohn, der nach dem Worte Jesu geneset, und für das ganze Haus, das nach der Lehre Jesu glaubt und lebt. — Ein wahrlich erbauend, lieb- und achtungswürdiges Haus, wo die ganze Familie Vater und Sohn, Herrschaft und Gesinde von nun an im Leben gläubig und folgsam an Jesu hängt, und im Tode selig zu Jesu eilt, und in sein Himmelreich kommt. Es war gewiß ein freudiges Wort für den Vater als Jesus sprach: „Dein Sohn lebt.“ — Aber wie noch weit freudiger mußte es für Vater, Sohn und das ganze Haus seyn, wenn jedem aus ihnen im letzten Augenblicke des Bewußtseyns sein eigen

Ge-

Gewissen zurief: „deine Seele lebt — dein Leib stirbt, aber deine Seele lebt — lebt künftig selig mit Gott und Jesu, weil sie bisher gut nach dem Willen Gottes und Jesu gelebt hat.

O daß unser Gewissen im letzten Augenblicke auch uns dieses sagte: Deine Seele lebt, dein Leib stirbt zwar, aber deine Seele lebt — lebt künftig selig mit Gott und Jesu, weil sie bisher gut nach dem Willen Gottes und Jesu gelebt hat. O daß jede unserer Familien auch so, wie diese Familie sey, wo Vater und Mutter, Söhne und Töchter, Knechte und Mägde an Jesum lebendig glauben, auf Gott lebendig vertrauen, in diesem Zutrauen Gutes thun, und so gut sterben, um noch besser auf ewig zu leben. Amen.

Am Feste Allerheiligen.

Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel. Matth. V. 12.

Wir haben, meine Zuhörer, dieß Jahr hindurch schon so oft das Fest einzelner und besonderer Heiligen gefeyert, und heute will die Kirche, daß wir das Fest Aller-Heiligen feyern sollen. Und warum dieß? Darum.

Es ist schon ein schöner, freudiger, seelenerhebender Anblick, wenn wir auch nur die Tugend und Seligkeit eines einzigen Tugendhaften betrachten; wie schön, freudig und seelenerhebend soll uns der Anblick seyn, wenn wir im ehrenden Andenken die Tugend und Seligkeit von tausend und tausendmal tausend Gerechten überschauen? Und dieß thun wir heute. Wir schauen hin nicht nur auf ein unzählbares Kriegsheer, sondern auf ein Kriegsheer, in dem jeder Soldat ein tapferer Streiter, jeder ein Held und triumphirender Sieger ist. Wir schauen hin nicht nur auf eine Stadt, auf eine Provinz, auf ein Reich von einem großen, unzählbaren, vermischten Volke, sondern auf ein Reich und

eine Stadt Gottes, auf ein übergroßes Volk, in dem jeder Bürger gerechter und heiliger, reicher und seliger, als alle Fürsten der Erde, ist. Soll dieser Anblick aller Heiligen, eines durchaus gerechten, heiligen, seligen, unermeßlichen Volks Gottes für uns nicht schön, tröstlich und freudig, nicht ermunternd und seelenerhebend seyn?

Doch denkt vielleicht mancher: „dieß ist ja eben traurig für mich, wenn ich lauter Glückselige im Himmel vor mir sehe, und ich auf der Erde mich so unglückselig fühle; dieß ist ja eben niederschlagend für mich, wenn ich lauter Tugendhafte, Gerechte und Heilige erblicke, und ich noch so unrein und unheilig bin." — Nein, liebste Christen! nicht so, nicht traurig, sondern tröstlich: nicht niederschlagend, sondern ermunternd muß der Anblick aller Heiligen und Seligen für dich seyn. Ja freylich, wenn du nur ihre Tugend und Gerechtigkeit betrachten, und selbst nie so tugendhaft, gerecht werden könntest; wenn du nur ihre Seligkeit betrachten, und selbst nie so selig zu werden hoffen dürftest, dieß wäre niederschlagend, dieß wäre traurig. Aber nun, da du bist, was sie waren, und werden kannst, was sie sind, so schaue noch einmal auf

sie hin, und tröste dich in diesem Anblicke über das Böse, das dir begegnet, wie es ihnen begegnete; ermuntre dich zum Guten, das dir obliegt, wie es ihnen oblag, und wenn du im Bösen so dich, wie sie sich, getröstet, zum Guten so dich, wie sie sich ermuntert hast, so freue dich und frohlocke, wie sie sich freuten und frohlockten; denn dein Lohn ist wie der ihrige, groß in dem Himmel.

Damit uns dieser Trost im Bösen, und diese Ermunterung zum Guten, damit uns dieser große Lohn im Himmel durch das heutige feyerliche Andenken aller Heiligen zu Theil werde, so laßt uns folgende zwey Stücke betrachten:

„Die Heiligen waren, was wir sind.“ —
„Und wir können werden, was sie sind.“ —

Sie waren gebrechliche, unter allerley Mühe und Last arbeitende Menschen, wie wir sind, und wir können so gerecht und selig werden, als sie sind.

Laßt uns dieß etwas genauer überlegen, Gott um seinen Segen dazu bitten, unsre Aufmerksamkeit schärfen, und so unterm Schutze

aller

aller Heiligen, und Gottes und Jesu des Allerheiligsten weiter schreiten.

Die Heiligen waren, was wir sind. Willst du klagen, daß der Mensch ein so armseliges gebrechliches Geschöpf ist? Die Heiligen waren ja alle auch Menschen, auch solche gebrechliche Geschöpfe.

Willst du klagen, daß der Mensch als ein unbehülfliches naktes Kind zur Welt komme, so lange ein schwaches Kind bleibe, so gerne in seinem Jünglingsalter ausschweife, so viel in seinem Mannsalter zu thun, zu arbeiten, und zu sorgen habe, und endlich im grauen Alter beynahe wieder zum schwachen unbehülflichen Kinde werde, so willst du klagen? Aber willst du denn nicht auch bedenken: die Heiligen wurden ja auch alle, als nackte, unbehülfliche Kinder wie wir gebohren; mußten ja auch lange schwache Kinder wie wir bleiben; waren ja auch im feurigen Jünglingsalter zum Leichtsinne und zu Ausschweifungen wie wir geneigt; hatten ja auch im Mannsalter so vieles, oder mehr noch, als wir zu thun und zu sorgen; und wurden ja auch im grauen Alter wieder von den Kräften wie wir verlassen.

Du

Du sagst: „Ach wie sauer muß sich's der Mensch werden lassen, bis er sich und die Seinigen ehrlich durchbringe; wie wenig giebt es Stände, in denen man bey aller Arbeit nicht immer noch viel Kummer und Noth hat." So magst du sagen, aber du sollst auch bedenken: die Heiligen mußten sich ja den Erwerb, den Unterhalt für sich und die Ihrigen auch in Mühe und Schweiß erobern. Es giebt keinen Stand, in denen nicht auch Heilige lebten, keinen Kummer und keine Noth, die nicht auch Heilige erfuhren.

Du sagst: „Wie viele Anstrengung, wie vielen Kampf kostet es nicht, seine bösen Neigungen und die sinnliche Lust zu überwinden, keusch, gerecht, liebreich und wohlthätig gegen alle Menschen, selbst gegen seine Feinde zu seyn; und wenn man's denn auch noch so gut meynt, noch so gut handelt, wie wird's einem vergolten, wie übel oft ausgelegt; wie vieles hat man von bösen Menschen, von falschen Freunden, von harten Obern, von widerspenstigen Untergebnen, wie vieles von den Elementen, von Wasser und Feuer, von Himmel und Erde, von tausend unvermeidlichen Zufällen zu leiden? so magst du sagen, aber du sollst auch bedenken: auch die Hie-

Heiligen mußten kämpfen und streiten, um sich zu überwinden, um tugendhaft zu werden und zu bleiben; auch die Heiligen mußten bey all ihrem guten Willen, bey aller Gerechtigkeit und Liebe Undank, Tadel, üble Auslegung, Verläumdung, Verfolgung und Unterdrückung erfahren; auch sie hatten nicht beständig Sonnenschein und gut Wetter; auch ihre Felder traf der Hagel; auch ihre Scheuern zündete das Feuer, auch ihre Gründe verwüstete das Wasser.

Mit einem Worte: worüber nur immer ein Mensch klagen, was nur immer ein Mensch leiden, was er immer von menschlicher Schwachheit, Armuth, Mühseligkeit, Unglück, Bedrückung in diesem Leben erfahren mag, das haben schon lange vor ihm auch die Heiligen erfahren, die Heiligen aus jedem Alter, aus jedem Stande, die heiligen Knaben und Mägdlein, die heiligen Jünglinge und Jungfrauen, die heiligen Knechte und Herren, Diener und Fürsten, Arme und Reiche, die heiligen Bekenner und Martyrer, die heiligen Apostel und Jünger — und wer mehr, als der König der Heiligen selbst, der arme, mühvolle, leidende, bis in den Tod verfolgte, und nun triumphirende allerheiligste Jesus Christus. Soll es Gott nun für dich anders machen,

als er's für sie, seine lieben Heiligen, und für ihn, seinen vielgeliebten Sohn, gemacht hat? Soll er für dich eine andre Erde bauen, als er für sie und ihn gebauet hat?

O klage nicht, murre nicht, sondern tröste dich beym Anblicke aller Heiligen. Sie litten, was du, und mehr noch, als du leidest, waren alle, was du bist, und du kannst werden, was sie sind.

Was sind sie nun, und wie wurden sie das, was sie sind, und wie können auch wir das seyn, werden, was sie sind?

Sie waren schwach, und sind nun stark, waren arm, und sind nun reich, waren sündhaft, und sind nun heilig, waren unglücklich, und sind nun selig. Sie lebten im Streit und Leid; sie haben ausgestritten und ausgelitten, und leben nun ewig in reiner Freude und Seligkeit. Sie hatten's hier mit bösen Menschen zu thun; und sind nun bey lauter Guten und Lieben ewig bey Gott und Jesu. Sie sind vor uns nach Hause gegangen um ihren Lohn, und genießen nun ihren Lohn, und sind nun zu Hause im Hause Gottes, im Himmel.

Aber wie wurden sie das, wie kamen sie dahin? Auf Erde mußten sie das werden, was sie im Himmel sind, auf Erde das verdienen, was sie nun im Himmel genießen. Und sie verdienten es. Sie redeten Gott nicht ein in seine Regierung; sie murrten und klagten nicht: wie er's machte, so war's ihnen recht. „Gott, sagten sie, handelt immer gut und gerecht, laßt nur uns auch darauf sehen, daß wir auch gut und gerecht seyen. Er liebt uns, wie ein Vater, wir wollen ihn auch lieben wie Kinder. Er thut immer, was uns gut ist, wir wollen auch thun, was ihm lieb ist. Seinen Willen wissen wir. Wir sollen auf ihn vertrauen, alle Menschen wie er lieben, alle Tage unsers Lebens, alle Kräfte unsers Leibes, alle Fähigkeiten unserer Seele dazu anwenden, um etwas Gutes, Nützliches, Heilsames, Erbauliches für uns und andre nach unserm Stande und Berufe zu thun, um uns und andre immer besser, liebreicher, glücklicher zu machen. Nun dann frisch auf mit jedem Morgen zum neuen Tagwerke, unverdrossen bey jeder Arbeit, wachsam gegen jede Sünde und Begierlichkeit, zufrieden mit jedem Schicksale, sanftmüthig, friedfertig, nüchtern, keusch und rein, gerecht und gut, fröhlich und heiter im Vertrauen auf Gott. Er wird das

Schwere versüßen, alle Leiden vergüten, alles Gute belohnen, und alle Guten in seinem Hause, in seinem Himmel zur ewigen Freude um sich her versammeln."

So dachten und sagten die Heiligen; so handelten die seligen Gerechten, so wurden sie das, was sie sind, Selige und Heilige im Himmel, und so können's auch wir werden, wenn wir wollen.

Wir sollen — wir wollen. Es wird uns nicht mehr Anstrengung kosten, als es sie kostete; es wird uns dafür eben so viel Freude und Belohnung werden, als ihnen ward. O wie segnen sie nun jedes Leiden, das sie trugen, jeden Kampf, den sie stritten, jede Ueberwindung, jeden Sieg, den sie über Sünde und Versuchung erhielten. Alle Heiligen und Heiliginnen Gottes rufen uns zu, Jesus Christus selbst wiederholt und ruft uns vom Himmel, was er auf Erde gerufen hatte: „Freuet euch und frohlocket, euer Lohn ist groß in dem Himmel" — getrost in allem Bösen, munter zu allem Guten — tröstet euch alle Tage gegen das Unangenehme, das ihr tragen, ermuntert euch alle Tage zum Guten, das ihr thun sollt. — Dünkt euch das

Leiden schwer, dünkt euch das Thun hart, nur nicht kleinmüthig, nicht traurig und niedergeschlagen, sondern getrost und munter; nur aufgeschaut zu dem Himmel, nur aufgeschaut zu allen Heiligen in dem Himmel, ihr leidet nicht mehr, als sie litten, ihr habt nicht mehr zu thun, als sie thaten — und leidet und handelt ihr wie sie, so werdet ihr nicht weniger erhalten, als sie besitzen, eben so selig seyn, wie sie, eben so überselig, wie sie. — O wolltet ihr auf ewig von ihnen getrennt, auf ewig von dieser heiligen, frohlockenden, vertraulichen Gesellschaft aller Seligen und Heiligen ausgeschlossen, von Gottes Angesicht verworfen, zur Trauer und unseligen Marter verdammt seyn? — Nein! nein; ermannt, ermuntert euch zum reinen, gerechten Leben auf Erden, und dann freut euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß in dem Himmel. Amen.

Am Gedächtnißtage aller Seelen.

Die Gutes gethan haben, werden auferstehen zum seligen Leben. Joh. V. 29.

Wer Gutes thut, sagt der Heiland, wird auferstehen zum seligen Leben. Wer in dieser Welt gut lebt, wird in der andern Welt glückselig leben.

Glückselig in der andern Welt? — Aber wir möchten auch schon gerne glückselig in dieser seyn. Ist dieß nicht möglich? Kann man nicht beydes seyn? Glückselig dort, und glückselig hier? Wir wollen sehen, wieferne der Mensch fähig sey, schon in diesem Leben Glückseligkeit zu erhalten, ohne jene in einem künftigen Leben zu verlieren.

Wir haben gehört, daß zwar ein großer Theil der Menschen keine andre Glückseligkeit dieses Lebens kenne, als Reichthum und Vergnügen; daß er aber darin unrecht habe, daß die Welt nicht bestehen könnte, sondern zu Grund gehen müßte, wenn keiner dem andern dienen, keiner die Last der Arbeit tragen, wenn

alle nur in Lust und Ueberfluß nach ihrer Neigung und Begierde leben wollten. Wir haben gehört, daß Speise und Trank nur den Hungrigen und Durstigen, daß Ruhe nur den Arbeitsamen erquicke; daß nur Mäßigkeit und Einschränkung im Genusse die uns zum Wohlbefinden so nöthige Gesundheit erhalte; daß endlich Reichthum und sinnliche Freude immer nur kurz währe, uns im Tode und beym Eingange in die Ewigkeit leer, nakt und bloß lasse. Reich seyn, in sinnlichem Vergnügen und Ueberflusse leben, kann also nicht die Glückseligkeit seyn, die Gott für dieß Leben den Menschen bestimmt hat. Nein, sie! kann es nicht seyn. Denn Jesus sagt: Arm im Geiste seyn, um der Tugend willen in Verfolgung leben, das macht selig: „Selig die Armen im Geiste, selig die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden: denn ihrer ist das Himmelreich.“

Nun glauben wir zwar, daß Jesus, wenn er dieß sagt, recht habe, und die Wahrheit sage. Aber wie er recht habe, wie man bey Armuth und Verfolgung gleichwohl glückselig seyn könne, dieß sehen wir vielleicht nicht ganz ein, und möchten's einsehen, und wollen's nun einsehen

lernen,

lernen, indem wir die Worte des Heilandes genauer überdenken.

Wir begehen heut das Andenken aller christgläubigen Seelen, die gut und glücklich in Gott verschieden; die in diesem Leben keine andere Glückseligkeit wollten, als die Jesus lehrte, und die im andern nun der ewigen Glückseligkeit gewiß sind, die ihnen Gott zutheilt. Wir wollen mit ihnen in diesem Leben nicht mehr zeitliches Glück verlangen als sie, und uns im künftigen das Ewige gewiß machen, wie sie. Dazu soll gegenwärtige Betrachtung dienen, dazu gebe Gott uns, wie ihnen, seinen Segen, und wir schreiten weiter in Gottes Namen.

Wenn der Heiland uns sagte: Die Armen sind schon darum glückselig, weil sie arm sind; die Verfolgten sind schon darum glückselig, weil sie Verfolgung leiden, so müßte uns dieses freylich sehr auffallend und unglaublich scheinen. Aber so sagt der Heiland nicht. Er preißt nicht die Armen selig wegen ihrer Armuth, nicht die Verfolgten wegen ihrer Verfolgung, sondern beyde wegen ihrer Tugend. Selig sind die Armen, spricht er, die es im Geiste, die mit

willi-

willigem Herzen auf eine tugendhafte Weise arm sind; selig die Verfolgten, die um der Tugend willen Verfolgung leiden. Er preißt nicht die Armuth, sondern die Tugend der Armen, nicht die Verfolgung, sondern die Tugend der Verfolgten selig.

Wir werden dieß zu unserm Vorhaben noch besser verstehen, wenn wir folgendes bemerken.

Bey der Predigt, die Jesus vom Berge herab im Freyen hielt, und die er mit den acht Seligkeiten anfieng, hatte er zwar das ganze anwesende Volk, aber vorzüglich seine Jünger im Auge. Diese hatte er zu seiner Nachfolge berufen, und da mußten sie alles verlassen, und wurden und blieben arm: dieß forderte ihr neuer Stand. Jesus hatte sie zu seiner Nachfolge berufen, damit sie einst seine Lehre ausbreiten möchten, und da mußten sie manche harte Verfolgung leiden: dieß forderte ihre künftige Bestimmung, ihr künftiger Stand. Nun will er sie über die Armuth trösten, die sie nach ihrem gegenwärtigen Berufe wirklich dulden; will sie zur Verfolgung vorbereiten, die sie nach ihrer künftigen Bestimmung dulden werden, und spricht: Haltet euch ja darum nicht für unglück-

selig, weil ihr, um mir zu folgen, alles verlassen habt, und arm seyd: traget diese Armuth nur mit willigem Herzen, im Geiste auf eine tugendhafte Weise, und ihr seyd selig: „Selig die Armen im Geiste.“ Haltet euch ja darum nicht für unglückselig, wenn man euch einst als meine Apostel und Abgesandten, wie mich verfolgen wird: traget diese Verfolgung mit Ergebenheit um der guten Sache willen auf eine tugendhafte Weise, und ihr seyd selig: „Selig die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden.“ Haltet euch an das, was euer Jünger- was euer Apostelberuf mit sich bringt, bleibt den Pflichten eures Standes, der Tugend und Gerechtigkeit getreu, und ihr seyd selig, auch wenn ihr arm, auch wenn ihr verfolgt seyd.

Hier ist nun die einzige wahre Glückseligkeit bezeichnet, die man in diesem Leben erhalten kann, und die einzige wahre Weise, nach der man sie erhalten soll. Die Regel und Vorschrift hiezu heißt nach den Worten und dem Geiste Jesu, nach dem Sinne und Geiste seiner Worte so: „Wer hier glückselig seyn will, der lebe nach seinem Stande, zufrieden mit seinem Stande, wie die Jünger Jesu, vollbringe treu, gerecht und tugendhaft alle Pflichten desselben,

wie die Jünger Jesu, und wenn er auch darüber Armuth und Verfolgung zu leiden hat, wie sie, so ist er doch selig, und selbst von Jesu glückselig gepriesen, wie sie."

Also zufrieden seyn mit dem Stande, in den uns Gott gesetzt hat, nichts anders suchen, als die Arbeiten und Pflichten desselben getreu vollbringen, und darin tugendhaft leben — dieß wäre die Glückseligkeit, die uns für dieses Leben möglich ist? — Ja, dieß ist sie, und keine andere.

Wer zufrieden lebt mit dem, was er ist, hat innere ungestörte Herzensruhe, und dieß ist ein großes Glück für dieses Leben. Wer immer etwas anders, etwas Höheres seyn will, als er ist, hat Unruhe und Quaal, und dieß ist kein kleines Unglück. Wer dieser unruhigen Neigung und Begierde nach etwas Andern einmal Raum giebt, der will und geht immer von einem Orte zum andern, von einer Stelle zur andern, und ist doch mißvergnügt in jeder Stelle, die er wirklich hat, und will wieder eine andere, die er noch nicht hat. Solchen immer unzufriednen, immer unruhigen Leuten könntet ihr eine noch so hohe Würde, selbst eine Fürstenwürde geben, sie würden doch nirgends zufrieden seyn. Wirklich

lich gab es Menschen, die, nachdem sie Herren von einem Lande waren, Herren von mehreren Ländern seyn wollten; und nachdem sie Herren von vielen Ländern wurden, noch Herren der ganzen Welt zu seyn verlangten; und Einer derselben, der beynahe die ganze bekannte Welt erobert hatte, bedauerte noch, daß es nicht noch eine Brücke von der Erde in den Mond hinauf gebe, damit er auch da hinaufwandeln und auch da erobern möchte.

Von all' dieser und derley quälenden Unruhe bist du frey, wenn du mit deinem Stande zufrieden lebst. Und erfüllst du nun noch treu und gewissenhaft die Pflichten und Arbeiten, die er dir auflegt, so wird er dich hinlänglich nähren, vielleicht gar noch mehr, als du nöthig hast, verschaffen, dir einen Ueberfluß gewähren, von dem du dem dürftigen Mitbruder mittheilen, und dir dadurch neue reine Herzensfreude machen, dir durch deine Tugend und Liebe neue Freunde gewinnen kannst, die dich in der Noth auch nicht verlassen, dich auch wieder unterstützen. Dagegen derjenige, der die Arbeiten und Pflichten seines Berufes vernachlässigt, nur im Müssiggange, im Vergnügen, in Unmäßigkeit und Völlerey, in Saus und Braus

leben will, bald in Kummer und Noth, in Armuth, Krankheit und Elend, oder unter schlechte Gesellschaft geräth, in Versuchung zu schlechten Handlungen, zu Diebstahl und Veruntreuung, und oft gar unter die Hände der strafenden Gerechtigkeit fällt.

Wie weit bist du von allem dem entfernt bey deinem Berufsfleiße, bey deiner Arbeitsamkeit und Tugendliebe — freylich darum noch nicht sicher, daß dir nie etwas widriges, nie ein Unglück, keine Verfolgung widerfahre — sie wiederfuhr ja auch den Jüngern Jesu bey all' ihrem Berufsfleiße, bey all' ihrer Arbeitsamkeit und Tugendliebe. Aber dann noch bist du mit diesem weit seliger, als der Unfleißige und Böse, der Tugend- und Gottlose, wenn Unglück und Drangsal über ihn kömmt.

Du wirst dich in Gottes Willen ergeben; er wird klagen und murren, und sein Leiden durch Ungeduld und Widerstreben noch härter fühlen: du wirst durch deine Ergebenheit in Gottes Fügung neue Verdienste sammeln, und er durch seinen Unwillen, oft durch Schelt- und Fluchworte neue Strafe verdienen: du wirst tröstende Freunde an guten Menschen, und einen

nen sichern Freund an Gott haben; er darf mit Zutrauen weder zu guten Menschen, noch zu Gott aufschauen. Wenn dich Unglück und Krankheit wirklich bis an den Rand des Grabes bringt, so tröstet dich dein gutes Gewissen, und läßt dich in einem andern Leben häufige Vergeltung für alle Leiden des gegenwärtigen hoffen — aber wie kann er, der Böse, beym annahenden Tode sich trösten? Was kann er hoffen? Was muß er nicht fürchten?

— Wahrlich du bist selig bey deiner Zufriedenheit mit deinem Stande, bey deiner Treue und Gewissenhaftigkeit in deinen Berufspflichten, selbst mitten im Leiden schon hier selig, wie es die Jünger Jesu waren, und wirst auch selig dort seyn, wie es die Jünger Jesu wurden. Zufriedenheit mit seinem Stande, muntere Erfüllung seiner Pflichten, Zutrauen auf Gottes Segen, gutes Gewissen im Herzen, Tugendliebe, Gottesliebe, Bruderliebe, dieß ist die einzige wahre Glückseligkeit hier, und bringt die ewige Glückseligkeit dort.

Jesus hat also recht, wenn er sagt: Selig die Armen im Geiste, selig meine Jünger, auch wenn sie arm, auch wenn sie verfolgt sind;

weil

weil sie tugendhaft und getreu in der Erfüllung ihres Berufes sind. — Könnten wir heute, euch ihr Verstorbenen, deren frommen Andenken der heutige Tag gewidmet ist, könnten wir euch, die ihr aus unsrer Pfarrgemeinde, aus unserm Dorfe, aus unsern Häusern uns in eine andere und bessere Welt vorangegangen seyd, könnten wir heute euch unsre verstorbne Nachbarn, Freunde, Anverwandte, euch unsre verstorbne Hausgenossen, Eltern, Kinder, Geschwister aus euern Gräbern hervorrufen, und fragen: Sagt es uns ihr, die ihr nun alles besser, als wir, versteht, alles heller, als wir, seht — sagt es uns: worin besteht, worauf beruht eine solche wahre Glückseligkeit dieses Lebens, die uns zugleich die Seligkeit des künftigen gewährt, die nun euch gewiß ist? — Was würdet ihr uns anders antworten, als dieß: Freunde, Nachbarn, Söhne und Töchter, Brüder und Schwestern, Väter und Mütter glaubt es; es giebt für euer gegenwärtiges Leben keine andre wahre Glückseligkeit, als zufrieden mit euerm Stande, und gewissenhaft nach eurem Stande im Zutrauen auf Gott, mit reinem Herzen und guten Gewissen froh und munter durch diese Welt wandeln. Dieß war es, was uns in unserm Leben ruhig und froh machte, was uns nach

dem Tode unser Gericht erleichterte, was uns noch mitten in unsern Leiden tröstet, und eine baldige vollkommne Seligkeit verheißt. Das thut, und ihr werdet leben glücklich vor, und selig nach dem Tode — thut das, und ihr werdet euch am besten helfen, so am besten erfreuen. Helft euch und erfreut uns.

Diesem Zurufe wollen wir folgen, gleich jetzt Gott geloben, uns und andre, so viel es an uns ist, glücklich zu machen, gleich jetzt, und diese acht Tage hindurch, besonders in der Abendandacht zu Gott bitten, daß er sich über uns, und jeden leidenden Mitbruder in dieser und jener Welt erbarme; uns und sie alle ihre wahre Glückseligkeit kennen, uns und sie alle ihre volle ewige Seligkeit erreichen lasse. — O daß wir dorthin kommen, wo über ein Kurzes alle tugendhaft Leidende seyn werden — wo uns unsre vorausgegangenen seligen Brüder uns mit Freuden im Himmel erwarten, uns mit Liebe und Entzücken aufnehmen, und sich ewig mit uns vor Gottes Angesichte ewig erfreuen mögen. Amen.

Homilie am einundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Das Gleichniß, das Jesus nach dem heutigen Evangelio von dem schuldigen und unbarmherzigen Knechte vortrug, war eine Fortsetzung von manchen Lehren, die er seinen Jüngern gab, und die diesem Gleichnisse vorhergiengen.

Jesus hatte nämlich zu ihnen gesagt, daß man den Nebenmenschen ja nicht gleich wegen jeder Beleidigung verfolge, hasse oder wegwerfe, sondern ihn vielmehr mit Liebe zu gewinnen suche.

Petrus, der bey diesen Lehren besonders aufmerksam zuhörte, wollte die Sache gerne vollständig wissen, wie weit man nämlich diese Nachsicht gegen den Mitbruder treiben, und ob man nicht gewisse Gränzen dabey beobachten soll. Er legt also dem Heilande die Frage vor: „Herr! wie oft muß ich denn meinem Bruder, meinem Mitmenschen, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug, wenn ich's siebenmal thue, siebenmal Nachsicht habe?“

Petrus glaubte mit dieser Zahl siebenmal recht viel zu sagen, da nach einem jüdischen Buche (Thalmud) man nur dreymal, das viertemal aber nicht mehr vergeben soll. Allein der Heiland antwortet ihm: Ich sage dir nicht nur siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal. Glaube nicht, daß siebenmal verzeihen das höchste sey, was ich verlange; nein, sondern wenn du doch eine Zahl wissen willst, so wollte ich lieber sagen: siebenzigmal siebenmal — das heißt, allemal, immerfort muß man verzeihen, wenn man auch hundert- und tausendmal beleidigt würde.

Was nun hier Jesus von der Liebe gegen seine Feinde, von Versöhnlichkeit und Vergebung gelehrt hatte, dazu wollte er noch durch ein Gleichniß ermuntern, das im heutigen Evangelio vorkömmt, und das wir nun theilweise durchgehen und erklären wollen.

„Das Himmelreich, sagte Jesus, ist gleich einem menschlichen, irdischen Könige, der mit seinen Knechten abrechnen wollte.“ Das heißt: es hat mit dieser Pflicht, andern zu verzeihen, von der ich euch bisher sagte, bey meinen Anhängern und Lehrjüngern, bey den Anhängern des geistig himmlischen Reiches, das ich stiften

will,

will, eben die Beschaffenheit, wie mit einem Könige, der mit seinen Dienern, denen er mancherley zur Verwaltung anverträut hat, einmal Abrechnung pflegen will.

Wer ist dieser König? Gott. Wer sind diese Knechte und Diener? Wir. Uns hat Gott, wie dieser König seinen Knechten, mancherley zu verwalten übergeben; mancherley Talente, Fähigkeiten und Kräfte der Seele, mancherley Sinne, Glieder und Kräfte des Leibes; mancherley Gut und Geld, mancherley des zeitlichen Vermögens, damit wir solches alles gut nach seinem Willen gebrauchen und anwenden, gut verwalten sollen. Auch mit uns wird Gott, wie der König mit seinen Knechten und Dienern, über diesen Gebrauch, über diese unsre Verwaltung Abrechnung halten. Wie wird es da wohl mit unserer Haushaltung vor Gott aussehen? Werden wir mit unserer Rechenschaft vor ihm bestehen? — Laßt uns erst weiter sehen, wie nach dem Gleichnisse die Knechte vor dem Könige bestanden?

Gleich beym Anfange der Abrechnung kam unter den Knechten einer vor, der sehr schlecht gewirthschaftet, der seinem Herrn nicht nur nichts

gewonnen oder erhaußt, sondern überaus viel verschwendet hatte, der ihm zehen tausend Talente schuldig geworden. Ein Talent betrug bey den Hebräern ungefähr fünfzehn hundert Thaler, und zehn tausend Talente machten also fünfzehn Millionen aus — eine ungeheure Schuldsumme. Ist aber unsre Summe von Schulden vor Gott kleiner, als die Summe der Schulden des Knechts vor dem irdischen Könige war? Was vor einem irdischen Herrn die Schulden sind, das sind vor Gott die Sünden. Jeder Mißbrauch unserer Leibes- und Seelenkräfte, jede träge, üble Anwendung der göttlichen Gaben, jede Handlung gegen den göttlichen Willen, jede Uebertretung unserer Haus- und Berufspflichten sind gleichsam eben so viele Schulden, die wir vor Gott anhäufen. Anhäufen — sage ich — denn, meine Christen, laßt uns nachrechnen, laßt uns denken, daß wir uns jeden Tag nur einer Sünde, einer Untreue, einer Trägheit oder freywilligen Unehrerbietigkeit im Gebethe, eines Zorns, eines feindseligen Wortes oder Betragens im Umgange schuldig machen, so steigt die Anzahl der Sünden innerhalb dreysig Jahren schon auf zehn tausend hinan. Und bleibt es wohl dabey, daß auch der sonst gar nicht Gottlose des Tages nur einmal fällt? Fällt

er

er nicht sieben-, fällt er nicht mehrmal? — Gott! wie groß wird in diesem Augenblicke die Anzahl unserer Sünden, wie groß unsre Schuld vor dir seyn? Wie strenge wirst du einst bey der Abrechnung uns mitfahren, und was sollen wir thun, um dieser Strenge zu entgehen? — Laßt uns sehen, wie strenge der König den schuldigen Knecht behandeln wollte, und wie der Knecht dieser Strenge entgieng.

Im Morgenlande und selbst bey den Hebräern konnte der Gläubiger, wenn der Schuldner nicht zu bezahlen vermochte, nicht nur all' sein Hab und Gut, sondern auch ihn und die Seinigen zu Leibeignen verkaufen, und sich vom erlösten Gelde bezahlt machen; dieß wollte der König auch dem bösen Schuldner seinem Knechte thun. Er befahl, ihn, sein Weib, seine Kinder und alles, was er hatte, zu verkaufen, und von dem erlösten Gelde, soweit möglich, die große Schuld abzuführen. Aber der Knecht wirft sich dem Könige zu Füßen, und bittet: „Habe doch Geduld, sieh mir noch auf einige Zeit zu, und ich will alles bezahlen." — Der Knecht bekannte also seine Schuld, versprach eine bessere und solche Wirthschaft, daß er dadurch seine Schuld abführen konnte, und bath bis dahin um Nachsicht.

sicht. — Gerne erbarmt sich der mitleidige Herr — läßt ihm sein Weib, seine Kinder, sein Hab und Gut; läßt ihn frey von dem angedrohten Verkaufe — und nicht nur dieß — läßt ihn frey von aller Schuld. —

Wie gütig ist dieser König gegen den Knecht? Wie gütig ist Gott gegen uns? Der König läßt gerne alle Schuld, und Gott läßt uns gerne alle Sünde nach, wenn wir sie nur reumüthig bekennen, und ernstiich eine andere bessere Wirthschaft, ernstlich ein anderes besseres Leben anfangen — aber ernstlich.

War es dem Knechte bey seinem Versprechen Ernst, und ließ er sich durch die Güte seines Herrn rühren, zu einem bessern Verhalten ermuntern? Seht, was er thut. — Weg vom gütigen Herrn — begegnet ihm ein Mitknecht, der auch seiner Güte bedarf. Er blieb dem Könige Millionen Thaler schuldig, ihm haftet sein Mitknecht um hundert Groschen (jeder etwa zu drey Groschen nach unserm Gelde) ihm ließ der Herr alle die Millionen Thaler auf seine Bitte nach. Er läßt dem Mitknechte auf gleiche Bitte keinen Groschen nach. — Er fährt ihn hart an — „bezahle!" ergreift ihn beym Halse, würgt ihn,

als

als wenn er ihn umbringen wollte — hört auf keine Bitte, auf keinen Jammer — sein Herz ist hart, wie das Geld, das er fordert. Er, der große losgesprochne Schuldner, läßt den kleinen Schuldner nicht los, sondern ins Gefängniß werfen, bis er bezahlt.

Abscheulich! und solche abscheuliche Menschen sind wir, wenn wir unsern Mitmenschen weniger kleine Schulden, Sünden, Beleidigungen nicht nachlassen, wie dieser Knecht dem Mitknechte nichts nachließ — nachdem uns doch Gott weit mehr und größere Sünden und Schulden vergiebt, als der König dem Knechte geschenkt hat. — Was verdienen wir durch ein solch unbarmherziges, liebloses Verfahren gegen unsere Mitmenschen, nachdem doch Gott so barmherzig mit uns verfährt? Was verdienen wir? Das, was der gegen seinen Mitknecht unbarmherzige Knecht erfuhr. — Du Schalkhafter, du Bösewicht von einem Knechte — sprach der Herr zu ihm, als er seine Grausamkeit erfuhr — habe ich dir nicht alle Schuld nachgelassen, weil du mich gebethen hast? Hättest du dich nicht deines Mitknechtes erbarmen sollen, wie ich mich deiner erbarmt habe? — So sprach er

im gerechten Zorne, und übergab ihn den Peinigern, bis er alles bezahlen würde.

Hier endet sich das Gleichniß Jesu. Und wenn wir es nun nach seinem vollen Inhalte, wie wir's gehört, überschauen, was sagt es uns? Folgende zwey Lehrstücke:

Mensch, Christ! verzeihe gerne deinem Mitmenschen, wie Gott dir verzeiht; — oder Gott wird dir eben so strenge begegnen, als du deinem Mitmenschen begegnest.

Verzeihe andern, wie Gott dir verzeiht. Was Gott dir verzeihen soll, ist groß, ist viel. Was du andern zu verzeihen hast, ist dagegen gerechnet klein und wenig. Verzeihe also, wie Gott verzeiht. O es ist ein großer Vorzug für den Menschen, daß er so schön handeln könne, wie Gott handelt. Verzeihen ist göttlich, ist nach Gottes heiliger schöner Liebe, ist nach Gottes heiligen schönen Muster.

Kann dich, und wie unselig bist du dann! kann dich dieß erhabne schöne Muster der göttlichen Liebe und Versöhnlichkeit zur Nachstrebung nicht rühren, nun so laß dich wenigstens durch das

fürchterliche der göttlichen Drohung schrecken. Denn höre:

Wenn du andern nicht verzeihest, so wird auch Gott dir nicht verzeihen; und wenn du deine Mitmenschen und Mitknechte hart behandelst, so wird auch Gott dich hart behandeln; dich wegwerfen, wie du sie wegwirfst.

Ueberhaupt, mit dem Maaße, mit dem ihr andern ausmesset, wird euch Gott wieder einmessen, mit Liebe für Liebe, mit Strenge für Härte.

O ist es hier nicht abermal sichtbar, daß Nächstenliebe die Hauptsache der christlichen Religion sey, indem Gott die Liebe zu Menschen sogar zum Maaßstabe seines Gerichtes über die Menschen macht, indem er die Menschen gerade so richtet und behandelt, wie sie ihre Mitmenschen richten und behandeln?

Ja, heilig, nicht sinnlich, versöhnlich ohne Feindschaft den Mitmenschen lieben, herzlich ohne Verstellung, das heißt, Religion haben; das heißt, ein wahrer katholischer Christ seyn. Freylich muß man auch nebst dem Namen noch Gott

lieben

lieben und ehren. — Aber was sollt ihr an ihm lieben, ehren und anbethen — damit ihr gleiche våterliche, brůderliche Liebe gegen Mitmenschen ůbet. Seht, wie alles in unserm katholischen Christenthume auf Nächstenliebe, Gerechtigkeit, Gůte, Versöhnlichkeit hinausziele.

Es sey dann kůnftig unser ůnvergeßlicher Wahlspruch:

Gott! ich will die höchste Liebe an dir lieben,
Und Liebe selbsten, wie du, ůben.

Am zweyundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Matth. XXII. 21.

Die unendliche Weisheit Gottes weiß alles, was in der Welt geschieht, sogar auch die lasterhaftesten Handlungen der Menschen zu benůtzen, und gute Folgen daraus zu ziehen. Und diese gött-

göttliche Weisheit offenbarte sich vorzüglich in der Person Jesu, der von Gott dem Vater auf die Erde gesendet war. Seine Feinde mochten thun was sie wollten, ihre Absichten mochten noch so schädlich und verkehrt seyn, so wußte doch Jesus allemal dieselben auf etwas Gutes zu lenken, und er bekam dadurch meistens Gelegenheit, die nützlichsten Lehren und Wahrheiten vorzutragen. So war's nun auch bey dem Vorfalle, den uns das heutige Evangelium erzählt. Die Pharisäer glaubten Wunder, wie schlau sie ihre List ausgedacht hätten, um ihn in der Rede zu fangen. Sie fragten ihn: Ist es erlaubt, dem Kaiser den Zins zu geben oder nicht? Auf diese Frage, dachten sie, mag er antworten, was er will, so haben wir gewonnen Spiel; denn sagt er: ja, man müsse dem Kaiser den Zins geben, so macht er sich dadurch beym Volke verhaßt; sagt er aber nein, so können wir ihn beym Kaiser als einen Rebellen und Aufwiegler des Volks verklagen. Das war der listige Anschlag dieser Heuchler. Aber dieser Anschlag gieng ihnen nicht nach Wunsche von statten: sondern Jesus gab ihnen auf diese Frage eine solche Antwort, die für sie eben so beschämend war, als sie überhaupt lehrreich für uns Menschen ist. Gebet dem Kaiser, was des Kai-

sers,

sers, und Gott was Gottes ist; dadurch will er sagen: stattet der Landesobrigkeit den gebührenden Zins und Tribut ab, erfüllet alle die Pflichten, die ihr als gute Bürger gegen diese vorgesetzte Obrigkeit zu beobachten schuldig seyd. Vergesset aber zugleich nicht, was ihr als Christen Gott schuldig seyd; erweiset ihm den schuldigen Dienst, seyd gute und gehorsame Bürger, seyd aber auch zugleich gute Christen und eifrige Verehrer Gottes; beydes könnt und müßt ihr miteinander vereinbaren, den Gottesdienst mit den bürgerlichen Pflichten, und diese mit jenem.

So dachte Jesus, aber nicht so denken alle Christen: sondern diese trennen gar oft von einander, was Christus vereiniget hat; sie trennen den Bürger vom Christen, und den Christen vom Bürger. Einige glauben, sie dürften die bürgerlichen Pflichten vernachlässigen, wenn sie nur die unmittelbaren Pflichten gegen Gott fleißig beobachten, sie wollen nur Christen allein, aber nicht auch zugleich gute Bürger seyn; sie wollen Gott geben, was Gottes ist, aber nicht dem Kaiser, was des Kaisers ist. Andere hingegen dringen mehr auf die Erfüllung der bürgerlichen Pflichten, als auf den Dienst Gottes; sie wollen nur immer gute Bürger, aber nicht

zu-

zugleich auch gute Christen seyn. Sie wollen dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, aber nicht Gott, was Gottes ist. Beydes, meine Geliebte! ist nun weit gefehlt. Beyde Gattungen der Menschen irren sehr, und weichen von der Lehre des Evangeliums ab; beyde müssen also zurecht gewiesen werden. Und dazu will ich in der heutigen Betrachtung einen Versuch machen. Ich sage erstens: wer ein guter Christ seyn will, der muß auch zugleich ein guter Bürger seyn, er muß dem Kaiser geben, was des Kaisers ist; und zweytens im Gegentheil, wer ein guter Bürger seyn will, der muß auch zugleich ein guter Christ seyn, er muß Gott geben, was Gottes ist. Diese beyden Punkte will ich heute beweisen. Gott segne unser Vorhaben, und wir beginnen im heiligen Namen Jesu.

I.

Es ist für's erste ein grober Irrthum, wenn man glaubt, man könne die bürgerlichen Pflichten leicht hintansetzen, wenn man nur die unmittelbaren Pflichten der Religion desto fleißiger beobachtet: es ist ein grober Irrthum, wenn man glaubt, man könne Gott dienen, ohne dabey dem Staate und seiner vorgesetzten Obrigkeit zu

dienen.

dienen. Nein, Geliebte! man muß nicht nur Gott geben, was Gottes ist, sondern auch zugleich dem Kaiser, was des Kaisers ist. Christus hat beydes miteinander verbunden, er hat uns beyde Pflichten zu gleicher Zeit auferlegt: wir dürfen sie also nicht voneinander trennen, wir dürfen nicht das eine thun, und das andere unterlassen, sondern beydes muß zugleich geschehen; wer ein guter Christ seyn will, der muß auch zugleich ein guter Bürger seyn. Oder was heißt denn ein guter Christ seyn, wer verdient diesen ehrwürdigen Namen? — Ich habe es schon oft gesagt, derjenige ist ein wahrer Christ, der nicht nur an die Lehre glaubt, sondern auch darnach lebt, der alle Gebothe Gottes hält, der alle Pflichten der Natur und der Religion beobachtet; der, und nur der allein verdient den Namen eines wahren Christen; wer meine Gebothe hält, sagt Christus, der ist's, der mich lieb hat, und nicht ein jeder der zu mir sagt: Herr, Herr! wird eingehen in das Himmelreich, sondern der den Willen meines himmlischen Vaters thut, nur der allein ist fähig in das Himmelreich einzugehen.

Nun aber, unter den Dingen, die der himmlische Vater von uns will, sind ja gewiß auch

die bürgerlichen Pflichten enthalten. Der himmlische Vater will ja offenbar, daß wir allem dem nachkommen, was einem guten Bürger zusteht, und was die allgemeine Wohlfahrt des Staats von uns erfordert. Oder wer hat es denn in der Welt so eingerichtet, daß wir eine bürgerliche Verfassung, daß wir Staatsgesetze und Obrigkeiten vonnöthen haben? Wer hat es so angeordnet, daß die allgemeine Ruhe und Sicherheit ohne diese Gesetze nicht bestehen kann? Wer hat den Obrigkeiten und Regenten die Macht gegeben, solche Gesetze vorzuschreiben, und die Ausübung derselben auch durch Strafen und Zwangsmittel zu bewirken? — Gott selbst ists, der das alles gethan hat. Wenn schon die bürgerliche Staatsverfassung unmittelbar nur ein Menschenwerk ist, so kömmt sie doch mittelbar von Gott her; denn er hat die Menschen in solche Lagen und Umstände versetzt, daß sie nothwendig gezwungen waren, ihre natürliche Freyheit aufzugeben, und sich der Gewalt und Herrschaft einer rechtmäßigen Landesobrigkeit zu unterwerfen. Also muß er ja auch nothwendig wollen, daß wir dieser Obrigkeit gehorchen, und zur allgemeinen Wohlfahrt des Staats auch das unsrige beytragen. Darum sagt der Apostel Paulus in seinem Briefe ausdrücklich: Jeder

muß seiner vorgesetzten Obrigkeit unterthänig seyn: denn die Gewalt dieser Obrigkeit kommt von Gott selbst her, und alle, die diese Gewalt haben, sind von Gott dazu eingesetzt. Wer sich also dieser Gewalt widersetzet, der widersetzet sich selbst der Anordnung Gottes, und wer sich dieser Anordnung Gottes widersetzet, der zieht sich selbst die Verdammniß auf den Hals. Es ist daher schlechterdings nothwendig, daß man sich den obrigkeitlichen Gesetzen unterwerfe, und dieß nicht bloß wegen dem Zorne, sondern auch wegen dem Gewissen, das heißt, ihr müßt der Obrigkeit gehorchen, nicht nur deßwegen, weil ihr im Falle des Ungehorsams den strafenden Arm der Gerechtigkeit zu fürchten habt, sondern auch deßwegen, weil ihr im Gewissen dazu verbunden seyd, weil es eine innere Naturpflicht, weil es ein Gesetz Gottes ist. Aus dieser Ursache, fährt der Apostel weiters fort, müßt ihr diesen Obrigkeiten den schuldigen Tribut geben; denn sie sind Diener und Beamte Gottes. Darum gebt Zoll, dem Zoll gebührt; ehret und fürchtet den, dem ihr Ehre und Furcht schuldig seyd. Eben so schreibt auch der heilige Petrus in seinem ersten Sendschreiben, wo es heißt: Liebe Brüder! seyd doch unterthänig euren Obrigkeiten, wenn sie gleich Menschen wie

ihr

ihr sind; gehorchet sowohl dem Könige, als dem obersten Gewalthaber, als auch seinen untergeordneten Beamten, die derselbe zur Handhabung der Gerechtigkeit aufgestellt hat: denn das ist der Wille Gottes. So schreiben und lehren die Apostel, und was sie gelehret und geschrieben haben, das haben sie auch im Werke gethan; sie haben uns selbst die schönsten Beyspiele gegeben, wie man mit dem Christenthume auch die Bürgerpflicht und den schuldigen Gehorsam gegen vorgesetzte Obrigkeiten verbinden müsse. Obwohl die Kaiser zu Rom Heiden und Götzendiener, obwohl alle übrigen Obrigkeiten lauter abgesagte Feinde des christlichen Glaubens waren, so glaubten sie doch, man müßte ihnen Ehrerbiethung und Gehorsam leisten: sie entrichteten daher auch ihre Steuern und Zölle, sie unterwarfen sich den bürgerlichen Gesetzen, und in allen Ländern und Provinzen, wo sie nur immer hinkamen, wußten sie sich nach den Verordnungen und Gewohnheiten dieser Länder zu richten. Nur in dem einzigen Punkte konnten sie den obrigkeitlichen Befehlen nicht gehorchen, wenn man ihnen verboth, das Evangelium zu predigen, oder wenn man sie zur Verehrung der Götzen anhalten wollte; denn in diesem Punkte mußten sie Gott mehr als den Menschen gehorchen, aber

in allen übrigen Dingen, die dem Gesetze Gottes und dem Evangelium nicht zuwider liefen, da waren sie die treuesten und gehorsamsten Unterthanen, und man konnte ihnen mit Recht nicht den geringsten Vorwurf machen, daß sie irgend ein Landesgesetz übertreten, oder wider die Pflicht eines guten Bürgers etwas verbrochen hätten.

Liebste Christen! können wir jetzt noch zweifeln, ob wir auch die bürgerlichen Pflichten zu beobachten im Gewissen verbunden seyen? Können wir noch zweifeln, ob es der Wille und das Gesetz Gottes sey, daß wir unserer rechtmäßigen Obrigkeit gehorchen, und den Staatsgesetzen unterworfen seyn sollen? Und wenn das so ist, wenn Gott selbst diesen Gehorsam von uns fordert, kann derjenige wohl noch ein wahrer Christ heißen, der dieses Geboth Gottes ohne Scheu übertritt? Nein, mein lieber Christ, unmöglich kannst du ein guter Christ seyn, wenn du nicht zugleich ein guter Bürger bist. Du magst zwar im Dienste Gottes genau und fleißig seyn: du magst öfters dem Gebethe und der Andacht abwarten; du magst der Priesterschaft und den Gotteshäusern manche fromme Gabe opfern; du magst die Gebothe der Kirche fleißig halten; du magst alle gottesdienstlichen Gebräuche und Ge-

wohn-

wohnheiten mitmachen. Kurz du magst Gott geben, was Gottes ist: das ist alles recht und löblich; aber warum willst du denn nicht auch zugleich dem Kaiser geben, was des Kaisers ist? Ist nicht das eine ein Geboth Christi, wie das andere? Warum willst du also das eine thun, und das andere unterlassen? Warum machst du dir aus dem einen eine Gewissenssache, und nicht auch aus dem andern? Warum hälst du es für Sünde, wenn du irgend ein Gesetz des äußerlichen Gottesdienstes, oder auch nur eine willkührliche Andacht außer Acht ließest, und warum hältst du es auf der andern Seite für keine Sünde, wenn du die Gesetze des Staates übertrittst, wenn du gegen deine Obrigkeit sogar keine Achtung zeigst, wenn du immer mit groben Schmäh- und Lästerworten über sie losziehst, wenn du über ihre Befehle nur lachest und spottest, und denselben, wo du nur immer kannst, zuwider handelst? Warum hältst du es nicht für Sünde, wenn du diese Obrigkeit um die schuldigen Abgaben und Gebühren auf allen Seiten zu betrügen suchest, wenn du in deinem Gewerbe, in deinem Handel und Wandel nur immer auf deinen Privatnutzen, aber nicht auf das allgemeine Beste, nicht auf das denkst, was den landesherrlichen Verordnungen gemäß ist? War-

um hältst du es für keine Sünde, wenn du in deinen bürgerlichen Staats- und Amtsgeschäften faul und nachlässig bist, wenn du durch Müssiggang deinem Vaterlande mehr zur Last, als zum Nutzen bist, wenn du deine Arbeit, deine Haushaltung verabsäumest, wenn du deine Kinder zur Last und zum künftigen Schaden des gemeinen Wesens erzieheſt? Soll denn das alles keine Gewissenssache seyn, und solltest du dafür keine Verantwortung bey Gott haben? O wie wenig kennest du den Geist des wahren Christenthums, wenn du so denkst? Nein, lieber Christ! wenn du anders diesen Namen verdienen, wenn du ein wahrer Christ heißen willst, so mußt du nicht nur ein und das andere Geboth, sondern alle Gebothe Gottes halten. Also auch das Geboth, welches uns Christus im heutigen Evangelio gegeben hat: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Auch die bürgerlichen Pflichten mußt du mit dem Gottesdienste vereinbaren, so wie sie Christus und seine Apostel damit vereinbaret haben. Wer ein guter Christ seyn will, der muß auch ein guter Bürger seyn. Aber eben so wahr ist auch im Gegentheil der andere Grundsatz: Wer ein guter Bürger seyn will, der muß auch zugleich ein guter Christ seyn, wie ich euch jetzt noch kurz erklären werde.

II.

II.

Es ist das traurige Loos der Menschen, daß sie selten auf der Mittelstraße der Tugend bleiben, sondern meistens zur linken oder rechten Seite sich auf einen Abweg verlieren. Eben so ist es auch da in diesem Stücke, was die bürgerlichen Pflichten gegen den Staat und die vorgesetzte Obrigkeit betrifft. Einige, wie zuvor gesagt, machen sich aus diesen Pflichten gar zu wenig, sie wollen nur Christen, aber nicht auch zugleich gute Bürger seyn, und das ist weit gefehlt, weil wir auch im Gewissen verbunden sind, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Hingegen auf der andern Seite giebt es wieder viele Menschen, die gerade auf den entgegengesetzten Fehler gerathen; diese wollen gute Bürger, aber nicht zugleich auch gute Christen seyn. Sie wollen alles dem Kaiser, hingegen Gott wenig oder gar nichts geben. Man hört sie immer nur von ihren bürgerlichen Geschäften, von der Aufnahme des Staats, der Landeskultur, der Bevölkerung, von der, den Regenten gebührenden Ehrerbiethung, vom Gehorsam gegen ihre Befehle, von fleißiger Entrichtung der Abgaben, von Patriotismus und Vaterlandsliebe, und so mehr anderen Gegenständen des

bürgerlichen Lebens reden. Das wäre auch allerdings nicht zu mißbilligen, wenn nur diese Eiferer für den Staat auch auf der andern Seite einen eben so großen Eifer für die Sache Gottes und die Aufnahme der Religion zeigten. Allein diesen Eifer sucht man bey ihnen vergebens. So eifrig und thätig sie bey Staatsangelegenheiten oder bey ihren bürgerlichen Geschäften sind, so kalt und gleichgültig sind sie bey allen dem, was unmittelbar Gott, was die Religion und den Dienst derselben betrifft. Sie betrachten diese Dinge als etwas, das nur dem geistlichen Stande, aber nicht ihnen als Bürgern und Weltleuten zusteht, gerade als wenn dieses bürgerliche Leben auf Erden schon das letzte Ziel und Ende des Menschen wäre, und als wenn es nichts größers, nichts ihrer Aufmerksamkeit würdigers geben könnte, als die zeitliche Wohlfahrt der Menschen. Sie glauben alles schon gethan und alle ihre Pflichten erfüllet zu haben, wenn sie nur kein Staatsgesetz, kein landesherrliches Geboth übertreten, wenn man ihnen nur nicht nachsagen kann, daß sie schlechte Bürger, untaugliche oder nachlässige Arbeiter, daß sie schlechte Wirthschafter und Haushälter seyen. Diesen Vorwurf wollen sie schlechterdings nicht auf sich liegen lassen; sondern

dern sie sind stolz darauf, wenn man ihnen das Lob giebt, daß sie gute, geschickte, fleißige Bürger und Hauswirthe seyen. Aber wenn man ihnen sagt, sie wären laue Christen, sie hätten keinen Eifer für die Religion, sie wären in geistlichen Dingen schlecht bewandert, sie fänden sich sehr selten beym Gottesdienste und der Andacht ein u. s. w. Diesen Vorwurf achten sie nicht, diese kleine Schwachheit, wie sie selbe nennen, gestehen sie oft selbst ein; was soll ich mich viel mit diesen Dingen abgeben? sagen sie, was geht mich das an? ich habe als Bürger für meine Pflicht, für mein Gewerb, für meine Hauswirthschaft genug zu sorgen: ich habe nicht Zeit, dem Gottesdienste und der Andacht abzuwarten, das mögen die thun, die dazu mehr Muße und Beruf haben. So denken und sprechen solche Menschen, die mehr nach dem Zeitlichen als nach dem Ewigen trachten, die den Namen eines Bürgers höher, als den Namen eines Christen achten. Aber was halten wir jetzt von diesen bloß bürgerlich gesinnten Menschen? Glauben wir's wohl, daß sie so vollkommen gute Bürger seyen, als sie vor der Welt scheinen wollen? Glauben wir wohl, daß es ihnen um das wahre Wohl des Staats und der Regenten gar so ernstlich zu thun sey,

wie

wie sie vorgeben? Ach, meine Geliebte! dieß sind sehr oft nur leere Worte. Sie führen das gemeine Beste, und die Liebe zum Vaterlande nur im Munde; aber im Herzen denken sie nur auf ihren eignen Privatnutzen, sie füllen sich dabey den Seckel, und lassen ihre armen Mitbürger darben. Sie empfehlen äußerlich immer den Gehorsam gegen Obere, und streuen Weihrauch den Großen, weil sie bey diesen Schmeicheleyen ihre Rechnung finden. Im Grunde aber geben sie weder dem Kaiser, noch Gott das Ihrige; sie fragen nach dem einen so wenig als nach dem andern; ihr Geld, ihr Bauch, ihr zeitliches Glück, das ist ihr Gesetz, das gilt ihnen statt Kaiser und Gott.

Doch ich will auch zugeben, daß solche schlechte Christen, die Gott und seinen Dienst hintansetzen, als Bürger manche gute Eigenschaft an sich haben; ich will zugeben, daß sie in ihren Amtsgeschäften geschickt, treu und redlich, in ihrer Haushaltung fleißig seyen; dieß mag alles seyn. Aber ich frage: würden sie das nicht noch mehr seyn, wenn sie auch zugleich gute Christen wären? Würden sie ihre bürgerlichen Pflichten nicht noch besser erfüllen, wenn sie dabey zugleich mehr Eifer für Gott

und

und die Religion hätten? O ganz gewiß ist der wahre Christ ein weit besserer Bürger, als jeder andere, der gegen die Religion gleichgültig ist. Denn jener, der Christ, thut seine Bürgerpflicht nicht aus Zwange, sondern aus freyem Triebe, aus Bewußtseyn, daß es der Wille Gottes sey. Er sucht nicht so fast seinen Nutzen, seine Belohnung auf Erden, sondern er erwartet dafür eine höhere Belohnung im Himmel. Hingegen der andere, der Gott bey Seite setzt, der thut seine Bürgerpflicht meistens nur aus zeitlicher Absicht, nur weil er dabey seinen Nutzen findet. Sobald er diesen Nutzen nicht findet, sobald die Staatsgesetze von ihm ein Opfer verlangen, sobald das allgemeine Wohl mit seinem Privatinteresse streitet, ach! da fängt sein Patriotismus zu sinken an; da wird er seiner Bürgerpflicht müde und überdrüssig, da läßt er den Kaiser Kaiser seyn, und sorgt für seine eigne Haut. So machen es meistens jene Menschen, die nur immer Bürger, aber keine Christen seyn wollen.

Laßt uns also, meine Geliebte! diese beyden Fehler vermeiden, laßt uns niemals trennen, was Christus vereiniget hat; sondern lasset uns jederzeit mit dem Dienste Gottes auch nach

dem

Beyspiel der heiligen Apostel den Dienst des Kaisers verbinden. Wer ein guter Christ seyn will, der sey zugleich ein guter Bürger, der ehre seine Obrigkeit, der gehorche den Gesetzen seines Staats, und thue seine Pflicht treu und redlich: der lasse sich in dieser Pflicht niemals dadurch irre machen, weil etwa diese Obrigkeiten selbst nicht allezeit ihre Pflicht thun, und ihre Gewalt mißbrauchen. Nein, Geliebte! thut der Obere seine Pflicht nicht, so hat er's zu verantworten. Weil andere fehlen, dürfen wir nicht auch fehlen. Darum sagt auch Paulus: Nicht nur den guten, sondern auch den bösen Regenten muß man gehorchen. Im Gegentheile aber, wer ein guter Bürger seyn will, der sey auch ein guter Christ, der setze deßwegen den Dienst und die Pflichten gegen Gott niemals bey Seite, der hänge sich nicht so ganz an's Zeitliche, daß er dabey das Ewige vergißt; nein, die Religion und das Geschäft des Heils muß immer sein erstes Hauptgeschäft seyn. Auf solche Art, wenn wir dem Kaiser geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, so wird auch uns gegeben werden, was unser ist, nämlich unsere Belohnung im Himmel, die uns Christus verheißen hat. Amen.

Ho-

Homilie am dreyundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Das heutige Evangelium erzählt von einer doppelten Wunderthat Jesu, die zugleich eine doppelte Wohlthat für die Menschen war. Von einem Weibe, das von einem zwölfjährigen Blutflusse befreyt, und von einem zwölfjährigen Mädchen, das wieder zum vollen Leben erweckt wurde.

Was unsere Aufmerksamkeit in dieser doppelten Wunder- und Wohlthat gewiß verdient, ist eine doppelt schöne rührende Handlungsweise; die eine von dem kranken Weibe gegen Jesus, die zweyte von dem Heilande Jesus gegen das Mädchen.

Wie betrug sich das kranke Weib gegen Jesus? Ueberaus schön und rührend war ihr Betragen, und um das Schöne und Rührende davon ganz einzusehen, wollen wir nicht nur das betrachten, was Matthäus nach dem heutigen Evangelio, sondern auch das hinzusetzen,

was die Evangelisten Markus und Lukas von ihrer Heilung erzählen.

Das Weib oder die Frau, von der wir reden, litt einen großen Entgang an ihrem Blute. Sobald das Uebel anhaltend wurde, so war es auch gefährlich. Kraft und Leben entgieng mit dem Blute, Schwachheit und Todesgefahr mehrte sich mit dem Uebel. Die Frau wandte sich an die Aerzte, und ließ sich gerne alles kosten, um nur wieder gesund zu werden. Aber kein Arzt konnte helfen. Ihr Vermögen war hin, und doch keine Gesundheit da. Zwölf ganze Jahre durch hatte sie viel von der Krankheit, viel von den Aerzten gelitten; die Kurkosten hatten all' ihr Vermögen, die Krankheit beynahe all' ihre Lebenskraft aufgezehrt; und nun war's am Ende statt besser, nur noch schlimmer geworden. Was konnte sie weiter thun, als sich arm an den armen, aber mächtig und barmherzigen Jesus wenden? Sie entschloß sich dazu, und mengte sich unter das Volk, das ihn umgab. Die Schwache hatte kaum Kraft, bis zu ihm durchzudringen, die Demüthige kaum Muth, ihn selbst anzugehen. Sie war, so dachte sie vor sich, nicht werth, daß Jesus auf sie merken, und sich mit ihr

ab-

abgeben sollte. Aber, sagte sie bey sich selbst voll Zutrauen, wenn ich's nur so weit bringe, nicht, daß ich mit ihm, und er mit mir redet, nicht, daß er sein Auge auf mich wendet, oder seine Hand auf mich legt; sondern nur so weit, daß ich sein Kleid berühre, so bin ich gesund. Sie brachte es so weit, drang sich durch die Menge bis zu ihm, berührte sein Kleid, und ward — sie fühlte es — gesund. Jesus, der wohl wußte, was geschehen war, wandte sich um, und fragte, wer ihn berührt hätte. — Berührt? sagte Petrus und die übrigen Jünger. Es muß dich freylich wohl jemand berühren, da so vieles Volk um dich her ist, jeder dir nahe seyn will, und alles auf dich drängt und drückt. — Nein, erwiedert Jesus, ich meyne nicht dieß Berühren, das vom Gedränge entsteht, sondern ein anderes, gläubiges, heilbringendes Berühren, und er forschte mit seinem umherschauenden Auge nach derjenigen, die dieß gethan hätte. Die Frau wäre gerne verborgen geblieben, und merkte nun wohl, daß es nicht angienge. Mit Furcht und Zittern, als hätte sie etwas verbrochen, und durch ihr Anrühren gegen die schuldige Ehrfurcht gehandelt, fiel sie dem Heilande zu Füßen. Sie erzählte mit aller Aufrichtigkeit, was sie gethan hätte, und was

ihr

ihr geschehen wäre. — Der Heiland wollte nicht, daß sie so lange ängstlich thun sollte. Sey gutes Muths, meine Tochter, erwiedert er, sey nicht so ängstlich und furchtsam, sondern getrost, dein Glaube hat dir geholfen. Gehe hin im Frieden, und sey frey von deiner Plage.

Wenn wir nun noch einmal auf alles das, was wir von dieser Frau sagten, zurücksehen, herrscht nicht in allem, was sie that, ein anziehendes, sittlich schönes, und wahrhaft gottseliges Betragen? Sie trägt ein sehr schmerzliches Uebel, und trägt es ohne Murren mit Geduld, und trägt es mit standhafter Ausharrung ganze zwölf Jahre durch. Sie fordert nicht gleich Wunder vom Himmel herab, die sie gesund machen sollen. Sie wendet erst ihre eigne Kräfte, all ihr Vermögen, und natürliche Hülfsmittel an. Erst da ihr Vermögen nicht mehr hinreicht, da die natürlichen Hülfsmittel nichts mehr ausrichten, wendet sie sich zur Heilungs- und Wunderkraft Jesu. Und wie wendet sie sich dahin? Mit einem Herzen, das voll Hochachtung gegen den Heiligen ist — demüthig und zutrauungsvoll verlangt sie nur nach dem Saume seines Kleides; mit einem Herzen, das voll kindlicher Furcht ist; sie fürchtet auf ein

ernstes Wort, auf einen ernsten Blick von ihm, sie möchte vielleicht irgend etwas Unrechtes gethan haben, obgleich kein Schein von einem Unrechte da war.

Der wievielte unter uns weiß sich so geduldig und Gott ergeben in Krankheit und Unglück zu fügen, wie diese duldende Seele?

Der wievielte unter uns gebraucht zur Selbsthülfe seine natürliche von Gott verliehenen Kräfte und Mittel so fortwährend, wie diese emsige Seele?

Der wievielte unter uns hat solche innige Verehrung und Hochachtung, eine solche kindliche Furcht, ein solches kindliches Zutrauen zu Gott, wie diese kindliche Seele?

Gewiß, wir könnten viel Gutes von dieser wahrhaft guten Frau für uns lernen.

Wir haben gesehen, wie sie gegen Jesum gehandelt; laßt uns noch sehen, wie Jesus gegen das todte Mädchen handelte.

Diese war die Tochter des Jairus, eines angesehenen Herrn, eines Vorstehers der Synagoge

goge, oder des Ortes und der Versammlung, in der man am Sabbathe zu gottseligen Uebungen zusammenkam.

Der Vater eilte zu Jesu, da sie schon in den letzten Zügen lag. Als Jesus auf seine Bitte mit ihm gieng, kamen ihnen die Bediente schon auf dem Wege mit der Bothschaft entgegen, sie sey gestorben. Also schien es vergebens, den Heiland weiterhin zu bemühen. Jairus hatte ihn gebethen, in sein Haus zu kommen, um die bereits durch die letzten Züge entfliehende Seele noch aufzuhalten — und nun war sie schon entflohen, nun ward ihr Körper schon als eine Leiche behandelt, nach Art der Juden mit lärmender Trauer und Trauermusik umgeben. So sagten die Bediente; so glaubte ihr Herr, und wollte an aller Hülfe verzweifeln, aber Jesus sprach ihm Muth ein: „Fürchte nichts, und glaube nur!" Man setzte also den Weg fort: Jesus kam in dem Hause an, gieng in das Zimmer, wo die Leiche lag, ergriff das Mädchen bey der Hand — rief: Talitha Kumi — Mädchen, ich sage dir, steh auf! — und es athmete wieder, stand auf, gieng herum, und ward nun den erfreuten Eltern die verlorne,

aber wieder gefundene, die verstorbne, aber wieder lebendige Tochter.

Gewiß eine Begebenheit, die allgemeines Aufsehen machen konnte; aber Jesus wollte nicht, daß sie Aufsehen machen sollte. Erst da er in's Haus kam, schaffte er die Trauernde und Leichenspieler weg; sagte: das Mädchen sey ja nicht gestorben, es schlafe nur. Ein anderer, dem es mehr um Ruhm als um Hülfleistung wäre zu thun gewesen, würde gerade umgekehrt verfahren seyn. Er hätte, um seine Hülfe um so wunderbarer zu machen, von einer Schlafenden gesagt: sie ist todt. Und Jesus sagt von einer Todten: sie schläft. So schien er selbst das Große, das er vorhatte, klein machen zu wollen, als wenn er nur eine Schlafende vom Schlafe, und nicht eine Verstorbne vom Tode erweckte. — Da er an die Erweckung selbst gieng, litt er niemanden um sich, als nur drey seiner Jünger und die Eltern der Tochter. Aber auch diesen verboth er noch, die Sache nicht auszuposaunen, und kein Gelärm daraus zu machen. So handelt der Beste wohlthätig, gut und groß, ohne damit groß zu thun.

Gewöhnlich wollen die Menschen aus ihrem wenigen immer mehr machen, als es ist, und Jesus aus dem vielen weniger, als es war. Er suchte nicht Lob von den Menschen zu erhalten, aber Lob und Beyfall von Gott zu verdienen. — Sey es, daß die Mitmenschen unsre gute Absicht nicht erkennen, unsere Wohlthaten undankbar vergessen, auf unsere Mühe und Arbeit nicht schauen, oft sogar das Gute übel auslegen und lästern. — Sey es! Aber Gott sieht in das Herz, schaut auf jede gute Gesinnung und That, vergißt nichts, läßt nichts unbemerkt und unbelohnt, keinen Gedanken der Seele keine Regung des Körpers.

Mache dir's also nach dem Vorbilde, Beyspiele und Muster Jesu zum festen Grundsatze, nicht darum andächtig, fleißig, gefällig und liebreich zu seyn, damit du Ehre vor den Menschen habest; die kann dir oft versagt werden; sondern immer und überall so wie vor Gott und in seiner Gegenwart zu handeln, daß du Ehre und Beyfall vor Gott verdienest; der wird dir dann gewiß zu Theil werden. Und was sind drey oder vier, dreysig oder vierzig, hundert oder tausend, tausend oder Millionen Menschen gegen Gott? Kein Sandkorn gegen ein Gebürg, kein

Tropfen

Tropfen gegen das Weltmeer. — Sie können mich tadeln oder rühmen — aber der wahre Ruhm ist der, der bey Gott gilt, und in Ewigkeit dauert; hier schon Gemüthsruhe und Zufriedenheit giebt, und dort unaufhörliche Seligkeit gewährt.

Am Festtage des heiligen Korbinian.

Sein Herr sprach zu ihm: Wohlan, du guter und getreuer Knecht; weil du das Wenige treu verwaltet hast, so will ich dich über Vieles setzen. Matth. XXV. 21 und 23.

Jesus stellt uns treue Knechte in einem Gleichnisse, und die Kirche stellt uns heute an dem heiligen Korbinian einen in der Geschichte vor. Das Gleichniß des Heilandes lehrt uns, wie man treu seyn soll, und die Kirche zeigt uns an Korbinian, wie er treu war. Beyde, das Gleichniß und die Geschichte, das Bild der Treue in den Knechten, und das Beyspiel derselben in dem Heiligen sollen uns zur Nachah-

mung ihrer Treue erwecken. Treu waren die Knechte gegen ihren irdischen Herrn; treu die Menschen gegen Menschen; so sagt das Gleichniß. Treu war der heilige Korbinian gegen seinen himmlischen Oberherrn, treu der Mensch gegen Gott; so sagt uns die Geschichte, die Kirche und das heutige Fest. Wie können wir's besser, nützlicher und heilsamer feyern, als da wir uns an demselben zu einer gleichen Treue gegen Gott und Menschen ermuntern? Wir wollen es thun, und sehen:

1) wie wir treu seyn sollen gegen die Menschen;

2) wie wir treu seyn sollen gegen Gott.

Gott, du hast uns aus dem Vorrathe deines unendlichen Reichthumes so manches zufliessen lassen, so manche Güter zur treuen Verwaltung anvertraut; Gott! du hast uns unter Mitmenschen gesetzt, mit denen wir zu handeln und wandeln haben, und du hast uns dein heiliges Geboth in unser Herz geschrieben, daß wir mit gegenseitiger Treue handeln und wandeln sollen. Gott, du Allgetreuer! laß unser Herz in dieser Stunde zur unverbrüchlichen Treue gegen Gott und Menschen gestärkt wer-

den, so wie darin das Herz des heiligen Korbinian, deines treuen Knechtes, stark war. In dem Glauben an deine Treue, in der Hoffnung auf deinen Segen, und in deinem heiligsten Namen schreiten wir weiter.

Wir sollen treu seyn gegen die Menschen, mit denen wir zu handeln und wandeln haben; die uns etwas zu verwalten übergeben; bey denen wir in Diensten stehen, und ihnen redlich und treu zu dienen versprochen haben.

Was gehört aber nun dazu, um treu zu seyn, um der Pflicht der schuldigen Treue genug zu thun? Daß man dem Nebenmenschen, seinem Herrn, seinem Hausvater nichts entwenden dürfe, das versteht sich schon von selbst; dawider streitet schon das allgemeine Geboth: „du sollst nicht stehlen;" das geht nicht nur die Verwalter, die Diener und Dienerinnen, die Knechte und Mägde, das geht auch jeden fremden, das geht alle Menschen an. Doch, wenn eine Entwendung auch bey ganz fremden Menschen eine Sünde ist, so ist sie bey den Einheimischen, bey den Hausgenossen, bey denen, die uns in dem Unsrigen getreulich zu dienen versprochen haben, eine zweyfache Sünde; einmal, weil es wider

Got-

Gottes Geboth gegen jeden Diebstahl, und dann weil es wider ihr eignes heilig zu haltendes Versprechen läuft. — Wider das Versprechen, nicht nur im Dienste des Herrn und Hausvaters demselben von dem Seinigen selbst nichts zu entwenden, sondern vielmehr das Seinige gegen jede Entwendung getreu zu bewahren, und durch eigne Anstrengung, Arbeit und Fleiß zu vermehren.

Nichts von dem Gute seines Herrn entwenden, damit ist noch gar wenig gethan; das heißt nur, kein Dieb seyn, aber noch lange nicht ein treuer Diener oder Knecht seyn.

Mit Achtsamkeit das Gut des Herrn oder Hausvaters bewachen, damit nichts entwendet werde; darauf fleißig schauen, daß nichts zu Verlust, zu Schaden gehe — das heißt zwar mehr, aber auch lange noch nicht genug gethan; das heißt zwar kein schädlicher, aber auch kein nützlicher Diener; das heißt kein guter und getreuer, sondern immer noch ein schlechter, fauler Knecht seyn. Der Knecht, der nach dem Gleichnisse des heutigen Evangeliums nur ein Talent zu verwalten überkam, hatte auch Acht auf sein Talent; er ließ es nicht zu Grunde

gehen,

gehen, nicht entwenden, vergrub es sogar, und gab's seinem Herrn ganz und wohlbehalten wieder zurück, und doch schalt ihn der Herr einen faulen, nichtswerthen Knecht. Warum? Weil er das Anvertraute nicht auf Zinsen gelegt, durch seine Emsigkeit nicht zu vermehren gesucht hatte.

Der gute und getreue Knecht muß seinem Herrn nicht nur nicht schaden, sondern auch nützen; das, worüber er gestellt ist, nicht nur nicht zu Grunde gehen lassen, sondern noch verbessern; nicht nur nicht vermindern, sondern vermehren. Er muß sich selbst fragen: Wenn ich Herr, wenn ich Hausvater wäre, was würde und was könnte ich billig von meinen Dienern und Knechten, von meinen Hausgenossen fordern? Nun das soll auch ich ihnen thun. Ueberall muß ich, wenn ich ein gewissenhafter Christ seyn will, nach der Lehre Christi meinem Nebenmenschen so begegnen, wie ich, wenn ich an seiner Stelle wäre, es billig wünschen könnte, daß er mir begegnen solle. Diese schöne Regel der Gerechtigkeit und Liebe gegen meinen Mitbruder, muß mir auch die unverbrüchliche Regel meiner schuldigen Treue gegen meinen Herrn und Hausvater seyn. Dann

werde ich ihm an dem Seinigen nichts entziehen, nichts verwahrlosen, nichts verschwenden, sondern vielmehr dasselbe durch Fleiß und Emsigkeit vermehren und verbessern, dann werde ich ein guter, getreuer Diener und Dienerin, Knecht und Magd seyn — so seyn, daß auch ich von dem großen allgemeinen Hausvater, von Gott, den schönen Lob- und Belohnungsspruch zu erhalten verdiene: Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du über Weniges, über das irdische getreu gewesen, so will ich dich über Vieles, über das Himmlische setzen; komm, gehe ein in die Freude des Herrn!

So wahr nun dieses alles ist; so schön und rühmlich es ist, überall redlich, ehrlich, emsig und treu zu handeln; so wenig man es leiden und dulden will, daß man uns faule, träge, fahrlässige und untreue Verwalter, Knechte und Diener schilt: so läßt man sich doch oft einen geringen Vorwand erklecken, um sich von dieser treuen, aufmerksamen Emsigkeit loszusprechen.

Bald quält uns ein geheimer Neid, daß wir nicht auch so viel haben, als dieser und jener, und dann vereinigt sich damit die Habsucht, es auf unerlaubte Weise zu erhalten. Bald

thut

thut uns der Herr oder Hausvater etwas unangenehmes, und aus Abneigung, aus Rachsucht werden wir fahrlässig, lassen ihm das Seinige verderben, oder verderben es wohl selbst. Bald heißt es: es ist ja nur etwas Kleines, er mangelt es nicht, dem schadet es nicht — und wie dergleichen Ausreden noch weiter heißen. Aber lauter kahle, vergebliche Ausreden. Unredlich, untreu dem seyn, dem wir unsre emsigen, treuen Dienste versprochen haben, das ist und bleibt immer Sünde, ist und bleibt immer schändlich und strafbar, und kann durch nichts entschuldigt, kann durch keinen Vorwand erlaubt werden — so wenig das Unehrliche je ehrlich, das Falsche je redlich, das Sündhafte je gottgefällig werden kann. Gott sagt uns nicht: Handle nach deinem Anfalle von Neid, von Habsucht, von Abneigung, sondern nach Vernunft und Christenthum, nach schuldiger Liebe und Gerechtigkeit, nach schuldiger Treue und Ehrlichkeit. Gott sagt uns nicht: Sey nur im Großen treu, gieb, bewahre, vermehre nur jedem im Großen das Seinige, im Kleinen brauchst du es nicht so genau zu nehmen; sondern vielmehr sagt er: Wer im Kleinen nicht getreu ist, der wird es auch im Großen nicht seyn. Gott und unser eigen Gewissen fordert von uns eine unverbrüchliche, allgemeine

Treue

Treue im Kleinen wie im Großen, gegen den Niedrigen und Unbemittelten, wie gegen den Hohen und Reichen, in einem, wie im andern Dienste — und zwar nicht nur im Dienste der Menschen, sondern auch vorzüglich im Dienste Gottes. Davon noch kurz im zweyten Punkte.

Treu sollen wir seyn gegen die Menschen, und vorzüglich treu gegen Gott. Wir stehen nicht nur bey Menschen, wir stehen auch bey Gott im Dienste; und wenn jemand auch noch so hoch über andre Menschen erhoben, wenn er Fürst und König ist, so bleibt er doch immer ein Diener, ein Knecht, ein Haushälter Gottes.

Gott hat jedem von uns mancherley Talente anvertraut. Von ihm haben wir diesen Körper, alle Sinne, und alle Glieder an demselben. Von ihm haben wir die Seele, das Leben, den unsterblichen Geist, und alle Kräfte und Fähigkeiten desselben, die Einbildungskraft und das Gedächtniß, den Verstand und den Willen.

Hat er uns diese Talente, das Leben und die Gesundheit, den Leib und seine Glieder, den Geist und seine Kräfte — hat er uns alles

dieses

dieses etwa als ein vollkommnes Eigenthum überlassen, daß wir damit nach unserm Belieben schalten und walten, Leben und Gesundheit, Glieder und Kräfte nach Belieben gebrauchen, verschwenden, gut oder schlecht bewahren, gut oder schlecht anwenden dürfen? Keineswegs.

Wir sind nicht Eigenthümer von diesen Talenten: Gott ist der Herr und vollkommner Eigenthümer davon, wir sind nur seine Haushälter und Verwalter darüber. Wir werden ihm einst, wie jeder Verwalter seinem Herrn, strenge Rechenschaft darüber ablegen müssen. Und damit wir nun mit dieser unserer Rechenschaft bestehen, wie müssen wir darüber haushalten, und sie verwalten? Getreu. Und wie getreu? Wie der heilige Korbinian darüber hausgehalten, wie er das ihm Anvertraute verwaltet hat.

Sein Leib und seine Seele stand ganz im Dienste des Herrn. Sein Leben und seine Gesundheit verdarb er nicht durch Unmäßigkeit und Ausschweifung, sondern bewahrte sie durch Mäßigkeit und Ordnung. Sein Auge sah gern auf Gott und gegen Himmel, sein Ohr hörte gern von Gott und dem Himmel, seine Zunge sprach gern von Gott und dem Himmel, sang

das

das Lob des Höchsten, predigte das Evangelium Jesu. Seine Hände erhoben sich zum Gebethe und zur Arbeit; seine Füße durchwanderten Frankreich, Italien und Deutschland, nicht bloß um fremde Länder zu sehen, sondern um sich und sie zu heiligen. — Wie seine Handlungen von außen schienen, so war seine Gesinnung im innern. Seine Einbildung bewahrte keine schmutzigen, sondern heilige Bilder und Vorstellungen auf; sein Gedächtniß erinnerte sich an nützliche Wahrheiten und die göttlichen Gebothe, sein Verstand überlegte und durchdachte sie, und sein Willen liebte und befolgte sie. Es war eine tugendhafte reine Seele in einem reinen Körper — Seele und Leib war Gott und der Tugend geweiht, im Tempel der Tugend und des Höchsten. — Er war der gute, getreue Knecht, der fünf Talente, viele Talente von Gott erhielt, und alle fünfe, alle die vielen Talente nützlich anwendete. Dieser nützlichen Anwendung haben auch wir vieles zu danken, haben auch ihm zum Theile die so tröstliche und heilsame Lehre Jesu zu danken, die er vor beynahe tausend Jahren unsern Voreltern predigte, und als erster Bischoff zu Freysing, einer damals bayrischen Stadt und Residenz bayerischer Herzoge, durch seine geistlichen Gehülfen predigen ließ.

Er

Er war der gute und getreue Knecht, der nun schon seit tausend Jahren den Lohn seiner Treue bey Gott genießt, und uns noch immer durch sein Beyspiel zu einer gleichen Treue ermuntert.

Er soll uns nicht vergebens ermuntern. Von Gott haben wir alles, was wir sind, Gott und seinem Dienste wollen wir alles weihen, was wir haben. So lange dieses Auge noch sieht, so lange dieses Ohr hört, so lange sich diese Zunge, diese Hände und Füße bewegen, so lange dieses Herz schlägt: sollen sie im Dienste Gottes sehen und hören, und sich bewegen; soll das Herz nur für die Liebe zu Gott und Nebenmenschen schlagen. Nie wollen wir irgend einen Sinn, irgend ein Glied des Leibes, irgend eine Gabe, ein Talent Gottes durch eine Sünde gegen den Willen Gottes entheiligen. Nie soll sich unsre Hand nach fremden Gut oder nach einer unzüchtigen Handlung ausstrecken, nie unsere Zunge sich der Verläumdung oder dem Zanke, nie unser Herz dem Hasse, Groll oder Feindseligkeit überlassen. In unsre Einbildung wollen wir nie unreine, sondern gute, heilsame Vorstellungen aufnehmen, unserm Gedächtnisse das Andenken an Gott, an sein göttliches Wort

und Gesetz einprägen, es mit unserm Verstande überdenken, mit ganzem Willen daran hängen. Dann sind auch wir, wie Korbinian, gute und getreue Knechte, die Gottes Talente zu dem verwenden, wozu er sie gab, und den Lohn der Treue mit ihm in dem Himmel erhalten, wozu er uns schuf. Amen.

Homilie am letzten Sonntage nach Pfingsten.

Das Evangelium, das die Kirche auf den heutigen Sonntag ansetzt, und das eben abgelesen worden, kann manchem so dunkel scheinen, daß er nicht recht weiß, wie er's verstehen soll — und was man nicht versteht, daraus kann man sich auch nicht erbauen, nichts lehrreiches und heilsames für sich daraus ziehen. Erst müssen wir wissen, was die Worte und Ausdrücke Jesu bedeuten, dann erst können wir sie zu unserer Warnung, Belehrung und Ermunterung gebrauchen. Ich will euch also, liebe Zu-

hörer! erst das, was in dem heutigen Evangelio dunkel ist, zu erklären suchen, um euch dann auf das, was darin für uns lehrreich ist, aufmerksam zu machen.

Um nun das heutige Evangelium zu verstehen, müssen wir auch auf das zurücksehen, was bey dem Evangelisten Matthäus demselben vorhergeht. Nach der Erzählung dieses Evangelisten hatte Jesus im Tempel zu Jerusalem eben eine Strafrede an die Pharisäer gehalten, und am Ende derselben wehe über Jerusalem, wehe über den Tempel ausgerufen. Seine Jünger wurden durch diese Androhung aufmerksam gemacht, und da er nun mit ihnen aus dem Tempel weggieng, sahen sie noch einmal die prächtigen Tempelgebäude an, und wollten, daß er sie doch auch seiner Aufmerksamkeit werth achten und betrachten sollte. Es wäre ja doch Schade, wollten sie damit sagen, wenn ein so herrliches Gebäude zerstört werden, wüst und öde bleiben sollte. Aber der Heiland beharrte auf dem, was er gesagt hatte, und wiederholte es noch einmal. Sehet nur, betrachtet und bewundert nur, sprach er, alle die Pracht und Herrlichkeit dieses Gebäudes. Ich sage euch

aber doch: davon wird kein Stein auf dem andern bleiben.

Die Jünger, die es immer noch nicht recht begreifen wollten, daß ein so herrlicher, zur Ehre und Anbethung des einzig wahren Gottes erbauter Tempel so elendiglich zu Grunde gehen sollte, fragten ihn nachher, da er mit ihnen auf dem Oelberg anlangte, und sich da der Stadt und dem Tempel gegenüber gesetzt hatte, da fragten sie ihn, wann dieses geschehen würde. Und nun sagte ihnen der Heiland umständlich alle die Uebel, welche über die Juden, und besonders die schreckliche Zerstörung vorher, welche über die Stadt und den Tempel zu Jerusalem kommen sollten. „Es wird, sagt er unter andern nach dem heutigen Evangelio, da eine gräuliche Verwüstung, selbst über den Tempel und den heil'gen Ort einbrechen. Laßt euch warnen vor dem schrecklichen Elende, das dann über Judenland und besonders über Jerusalem schwer niedersinken wird. Wer noch vorher fliehen kann, der fliehe, und lasse lieber alles zurück, und mache sich so, wie er steht und geht, ohne etwas vom Hause, ohne auch nur seinen Rock mitzunehmen, eilig davon. Wehe den Schwangern, wehe den Säugenden in jenen

Tagen, denen das Fliehen zu beschwerlich, und das Bleiben zu gefährlich seyn wird. Seht nur, daß ihr eure Flucht nicht bis auf einen Winter verschiebt, wo die Tage kurz, und die Wege rauh sind: daß ihr sie nicht auf einen Sabbath ansetzt, wo ihr euch nach Möses Gesetz nur kleine Reisen zu machen getraut — sonst möchten euch die Feinde, sonst möchte euch die Trübsal einholen, die so groß seyn wird, daß dergleichen vom Anfange der Welt bis jetzt nie gewesen ist. — Ihr fragt mich, meine Jünger, wann dieses geschehen, wann dieses Elend und diese schreckliche Zerstörung kommen wird? Und ich sage euch, noch in diesem Menschenalter; dieß gegenwärtige Geschlecht wird nicht vergehen, bis dieß alles geschieht.

Wie der Heiland sagte, so kam es. Es waren etwa von der Stunde, da er dieß redete, drey und dreyßig Jahre, die Zeit eines Menschenalters verflossen, da der jüdische Krieg zwischen den Römern und Juden anfieng; im vierten Jahre nach diesem Anfange ward die Hauptstadt Jerusalem und der Tempel von den Römern erobert und zerstört, und im siebenten ward der ganze Krieg durch eine gänzliche Niederlage und Zerstreuung der Juden geendigt.

Wie groß hiebey der Jammer und die Drangsalen der Juden waren, wie viel sie von äußern Feinden, von innerem Zwist, von Erdbeben, vom Hunger, von Krankheiten litten, wäre zu lange, jetzt vollständig zu erzählen. Nur dieß will ich melden, woraus man auf das Uebrige von selbst schließen kann. In der Stadt Jerusalem war während der Belagerung derselben das Sterben so häufig, daß man inner anderthalb Monathen hundert und fünfzehntausend Leichname armer Leute aus der Stadt trug. Sechsmal hunderttausend warf man über die Mauern in die tiefen Thäler herab, und noch lagen in großen Häusern eine Menge Leichname aufeinander gehäuft.

Bey der wirklichen Eroberung selbst erfolgte ein schreckliches Blutbad. Viele Tausende kamen theils durch die Flammen, theils durch die Herabstürzung von der Mauer, meistens aber durch das Schwert um. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht ward verschont; das Blut floß stromweise durch die Straßen. Nebst diesem belief sich die Anzahl der Gefangenen, die man wie das Vieh verkaufte, oder auf öffentliche Fecht- und Schauplätze, wo sie einander selbst tödten mußten oder von Thieren zerrissen

verschickte — die Anzahl dieser Gefangenen belief sich über hunderttausend Menschen. Im ganzen Kriege, wie ein Augenzeuge dieses Jammers berichtet, büßten anderthalb Millionen Juden ihr Leben ein.

Von diesem großen Elende, von dieser schrecklichen Zerstörung des jüdischen Reichs und Tempels, und dessen Hauptstadt Jerusalem redet der weissagende Jesus im heutigen Evangelio. Darum redet er auch in so hohen Bildern und Ausdrücken, als: Die Sterne werden vom Himmel fallen; das Heer und die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden; das Zeichen, die Fahne des Menschensohns, wird sich am Himmel zeigen, und er wird mit Pracht und Herrlichkeit auf den Wolken kommen, seine Engel werden die Auserwählten von einem Ende bis zum andern zur Rettung sammeln. Dergleichen hoher Bilder und Ausdrücke bedienten sich schon die Propheten des alten Bundes vor ihm, so oft sie große schreckliche Begebenheiten, als Zerstörungen der Reiche, allgemeine Unglücke, vorhersagten. Man darf diese Reden des Herrn Jesu eben nicht streng buchstäblich, und im eigentlichen Sinne verstehen, als wenn die Sterne wirklich vom Himmel auf die Erde

 fielen,

fielen, da ja die Sterne selbst vielmahl größer, als die Erde sind. Man kann sie füglich in dem Sinne nehmen: Der Jammer auf Erden werde so groß seyn, daß sich der Himmel, Sonne und Sterne darüber entsetzen möchten, und die Unordnung und Verwirrung so unbeschreiblich, als wenn sich die Himmelskörper aus ihren Angeln heben wollten. Der Sohn des Menschen, Jesus, wird die widerspenstigen unbekehrlichen Juden hiedurch mit so einer offenbaren schrecklichen Züchtigung heimsuchen, als wenn er öffentlich auf den Wolken zum Gerichte über Jerusalem herabkäme; wo er aber doch zugleich die Christen, Auserwählten und Gerechten, die damals unter den Juden lebten, durch seine Lehrer und Belehrungen wie durch Engel Gottes zu retten suchte. Wirklich flohen auch die damaligen Christen auf die Anmahnung frommer Prediger und Erinnerung an diese Weissagung bey Zeiten noch von Jerusalem weg, und begaben sich in die Stadt Pella hin, wo sie eine, nachher noch lange dauernde Kirche errichteten.

Kann man aber, wird vielleicht jemand denken, diese ganze so erhabne Beschreibung nicht auch vom letzten Gerichtstage verstehen,

wie man es auch bisweilen auszulegen pflegt? Nicht wohl, meine Christen! denn es heißt ja am Ende derselben: „Alles dieses werde noch innerhalb der Zeit von einem Menschenalter, noch bey Lebzeiten desjenigen Geschlechtes, das damals lebte, geschehen. Nun hat aber keiner derselben Zeit den letzten Gerichtstag, wohl aber haben viele die Zerstörung von Jerusalem erlebt. Von dieser fragten die Jünger, und von dieser redet Jesus, da er auf ihre Frage antwortet.“

Nun denke ich, sollten wir das heutige Evangelium ziemlich verstehen. Es enthält die Weissagung von der jammervollen Zerstörung des jüdischen Reichs, des jüdischen Tempels zu Jerusalem, und der jüdischen Hauptstadt Jerusalem selbst; und je größer die Schrecken und das Elend bey dieser Zerstörung waren, um so höher steigt auch der bilderreiche Ausdruck und die Beschreibung Jesu.

Wozu weissagt der Heiland diese ganze Begebenheit mit so lebendigem Nachdrucke, in so hohen, lebhaften Bildern? — Der Gütige, Mitleidsvolle, dem ein so übergroßes Elend tief zu Herzen dringt, will vor diesem Elende

warnen,

warnen, jeden, der sich warnen läßt; besonders aber seine Jünger, zu denen er spricht. Es werden zu denselden Zeiten, sagt er, viele falsche Propheten aufstehen, die sich sogar für den Messias, für den erwarteten Christus der Juden ausgeben, und ihnen in ihrem Drangsalen Hülfe und Rettung verheißen. Aber glaubt nicht, traut nicht. Weil sie mich, den wahren Messias, und meine Anweisung verwarfen, darum werden diese Uebel über sie kommen, und durch die falschen, lügenhaften Propheten nicht vermindert, sondern noch vermehrt werden. Haltet euch nicht an sie, sondern nur an mich, an meine Lehre, und an diese meine Warnung.

Das ist wohl auch für uns das Beste, uns in jedem unserer Anliegen an Jesum, seine Lehre und Anweisung zu halten, nach dieser auf Gott zu vertrauen, und das unsrige zu thun — nicht aber Leute und Betrüger anzuhören, die uns allerley abergläubische Mittel einrathen, und mehr suchen, von uns etwas zu gewinnen, als uns zu helfen. — Wir sind freylich in Krankheiten, in Armuth und Dürftigkeit unser Ohr denen zu leihen bereit, die uns für abergläubische Handlungen Segen aus dem Himmel, oder Schätze aus der Erde verheißen. — Weg mit die-

sen betrüglichen Hülfsmitteln, die uns oft noch kränker, noch dürftiger machen können. — Das Einzige, was wir hier machen können und sollen, ist nach der Lehre Jesu auf Gott vertrauen und das unsrige thun. — So retteten sich die Christen in Judäa vor der Verwicklung in das größte Elend der Juden, so wollen wir in jedem Anliegen auch uns zu retten suchen — im Glauben an Jesu, im Vertrauen auf Gott, und durch unsre Mitwirkung von unsrer Seite. Amen.

Ende des zweyten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

München,
gedruckt bey Joseph Zängl.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mutschelle, Sebastian, / Weiller, Kajetan <<von>>, / Lechner, Michael,

Predigten und Homilien auf alle Sonn- und Festtage des Jahres

Bd.: [Jg. 1], Bd. 2

München 1804

Hom. 1040 n-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10460863-6